REGENSBURG
Hist 759
SBR 069027375714

H. M. Marcard,

Herzogl. Holstein-Oldenburgischen Leibmedicus zu Oldenburg; Fürstl. Waldeckischen bestallten consultirenden Arztes zu Pyrmont; der königl. Academie der Wissenschaften zu Neapel, der königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen, der königl. mediciniſchen Gesellschaft zu Copenhagen, und der königl. Gesellschaft der Aerzte zu Edinburg, würklichen Mitgliedes,

Reise

durch

die französische Schweitz

und

Italien.

Mit eingedruckten Vignetten.

Hamburg 1799
bey Benjamin Gottlob Hoffmann.

KREISBIBLIOTHEK
REGENSBURG

H. M. Marcards
Reise
durch die französische Schweitz
und
Italien.

Inhalt
des ersten Bandes.

Erster Abschnitt.
Aufenthalt in Lausanne.

	Seite
Bellevue	3
Gegend und See von Lausanne	4
Würkung der Camera Obscura auf diese Aussicht	9
Gesellschaft, Sprache, Gewerbe in Lausanne	12
Gibbon	18
Dessen Aeusseres	20
— ganze Silhoutte	21
— Freund Deyverdun	22
— Meinung von der Religion	24
— — verglichen mit der von Büffon und Voltaire	25
— — von Ossians Gedichten	27
— — Einwürfe dagegen	29
— Arbeitszimmer	33
— Meinung von den Deutschen	37

Seite
Dessen Verhältnisse mit Mad. Necker; Anekdote davon ; ; 39
La Blancherie ; ; 42
Tissot ; ; 45
Dessen Liebe für sein Vaterland 47
— Urtheil von Italien ; 48
— Verdienste um die Arzneywissenschaft 49
— Meinung vom Tobacksrauchen 50
— Funfzehn Jahr altes Pyrmonter Wasser 52
— Freundschaft mit Zimmermann 54
— Leben Zimmermanns ; 55
Madame de Crousaz ; —

Zweiter Abschnitt.

Reise nach Chablais.

Meillerie ; ; 59
Prospect von Meillerie ; 60
Rousseaus Felsen von Meillerie 61
Die Dorfcapelle ; ; 63
Erwerbsquellen der Einwohner 65
Das Savoyische Ufer ; 66
Der Fischfang daran ; 67
Die Stadt Evian ; 68
Bauart der Wohnungen in südlichen Ländern 69
Nonnen = Kloster ; ; 70
Gesundbrunnen zu Ension ; 71
Schöne Brücke über die Dranse 76
Die Stadt Thonon ; 77
Unreinlichkeit von Thonon ; 78
Vergleichung der Faulheit und des Geizes 79
Fröhlichkeit der Savoyarden ; 80

Höflich=

Seite
Höflichkeit und Fröhlichkeit mangelt in Republiken 81
Französisches Wesen : 82
Ein Mönch : : 88
Das Kloster Ripaille : 90
Amadeus VIII. Herzog, nachher Pabst Felix V. 91
— wird Eremit : 92
Apologie desselben : : —
Auslegung des Ausdrucks faire Ripaille 93
Die Carthäuser in Ripaille : 95
Der Park daselbst : : 96
Jetzige Beschaffenheit dieses Klosters 97
Rückfahrt nach Lausanne : 98
Reise nach Vevey : 101
Spiele der Einbildungskraft 102
Seebad : : 106
Klarheit der Luft : 107
Prospect des obern Endes des Sees 109
Bruchstücke römischer Architectur 110
Herbstnebel über dem See : 111

Dritter Abschnitt.

Abreise von Lausanne : 114
Chateau Alaman : —
Einsiedeley einer jungen Engländerin 115
Nyon : : 117
Landvogt von Haller : 118
Schmid von Auenstein : 119
Genf : : : 123
De Lüc : : : 124
Le Sage : : 126
Jaques Droz : : 128
Bonnet und dessen Landhaus Gentoux 129

Seite

Ferney : : 131
Voltaire : : 132
Dessen Einwürkung auf die nachher erfolgte Revolution : —
Sein Witz : : 133
Haller mit Voltaire zusammen gestellt 134
Hallers Meinung von Voltaire 136
Bemerkungen über Ferney und Voltaire 138
Sarcasm eines Engländers über die Inschrift der Kirche zu Ferney : 141
Bemerkungen über die Genfer 142

Vierter Abschnitt.

Reise durch Savoyen. 144

Musterhafte Postordnung in den sardinischen Staaten : : 145
Eigenthümlichkeit der Natur in jedem Lande 147
Savoyen ist das rauheste Land in Europa 148
Aix en Savoye : : 151
Bäder daselbst : : 152
waren schon den Römern bekannt 153
Marmorner Bogen daselbst : 155
Abbildung desselben : —
Gegend um Aix : 157
Chambéry : : 159
Gaze : Manufaktur daselbst : 161
Montmelian : : —
Schöne Gegend umher : 162
Unvollkommene Abbildung derselben 163
Aiguebelle : : 164
Verschüttetes Dorf : 165
Enges Thal : : —

Seite
La Chambre . . . 168
Unreinlichkeit im Posthause daselbst —
Betrachtungen über die Reinlichkeit 169
Hindernisse derselben . 170
Würkung der Erziehung darauf 171
Beförderungsmittel derselben 172
Vortheile der Reinlichkeit . 173
Sie ist häufig ein Merkmahl innerer Reinheit *) —
Vorzüge der Engländer vor den Franzosen durch größere Reinlichkeit . 174
Obliegenheit der deutschen Volksschriftsteller den in vielen Provinzen fehlenden Sinn für Reinlichkeit zu erwecken —
Staffel der europäischen Reinlichkeit 181
St. Jean de Maurienne . 183
Blick in diese kleine abgelegene Stadt 184
Gegend umher . . 186
Pracht der Schneeberge . —
Großer Fleiß der Savoyarden 187
Entvölkerung Savoyens durch die Revolution 188
Wilde Gegend um St. Michel 189
Vortreffliche Früchte dieser Gegend —
Größe der Natur im obern Savoyen 190
Würkung derselben auf Vorstellungen und Gefühle . . 192
Alles Menschenwerk wird hier klein 193
Kleinheit der Erde gegen andere Weltkörper —
Verhältnisse des Menschen zu derselben 194
Betrachtungen über seine Bestimmung 195

*) Durch einen unangenehmen Druckfehler ist S. 173, innerer Reinlichkeit statt innerer Reinheit gesezt worden.

	Seite
Villaroudin : :	196
Absicht der auf den Dächern liegenden Steine	197
Die Kröpfe : :	199
Vermuthliche Ursachen derselben	200
Lanslebourg : :	202
Uebergang über den Mont-Cenis	204
Bergbewohner : :	206
Ihre Vorzüge vor den Bewohnern der Ebenen und Küsten :	207
Ehre der Tyroler vom April 1797	208
Ein Wort über die Schweitzer das seitdem fast wahr geworden wäre :	—
Höhe des Mont-Cenis :	210
Tavernette : :	212
Milde Luft am südlichen Abhange des Berges	215
Pracht des Roche-Melon :	217
Hannibals Uebergang über die Alpen	218
Livius Meinung davon :	—
St. Simons und ohngefähr auch Folards *) Meinungen : :	220
Whitakers Hypothese :	221
Polybius Meinung : :	222
Hauptsächliche Gründe gegen Whitakers Behauptung : :	224
Weg am südlichen Abhange des Mont-Cenis	220
Piemont : : :	239
Fürchterliche Lage des Dorfs Ferriere	—
Gefühl von Abhängigkeit auf hohen Bergen	231
Begegnende Menschen und Waaren	232
Novalaise : : :	—

Auf=

*) Man findet Folards Vermuthungen ausführlich in seiner Uebersetzung des Polybius.

	Seite
Auffallende Eigenheiten der Italiener	233
Zug von einem Zollbedienten :	234
Ursachen welche beytragen die Italiener so zu bilden wie sie sind :	—
Festung Susa und Fort la Brünette	235
Sichtbarer Einfluß der Alpen auf das Clima von Italien : :	236
Drey Stunden lange Allee von Rivoli bis Turin : : :	238
Entfernung der Orte zwischen Genf und Turin	239
Höhe einiger dieser Orte über dem Meere	240

Fünfter Abschnitt.

Turin.	241
Die gute Frau : :	—
Aehnlichkeit Turins mit Berlin :	242
Arcaden an den Straßen und ihre Nachtheile	244
Warum de la Lande die Arcaden so sehr rühmt	243
Schöne Gegend um Turin :	—
Weise der Turiner sich zu kleiden	245
Der Monte-Viso : :	248
Die Po-Promenade : :	251
Der königliche Pallast :	254
Die Wassersüchtige Frau, ein Gemählde	256
Die Isis Tafel : :	257
Denkmähler des höchsten Alterthums haben etwas Rührendes : :	258
Feyerliches Ansehn des Innern der italienischen Kirchen : :	259
Capelle des heil Schweißtuchs	—
Parforce-Jagd : :	261

Seite
Stupinigi . . 262
Die königliche Familie : : 263
Der St. Huberts Orden : 264
Vergleichung der englischen Parforce-Jagden mit dieser : : 266
Bemerkungen über die Engländer 267
Montcalier : : 269
Ein hoher Berg aus einer beschränkten Ansicht von einer Anhöhe über ein Thal betrachtet scheint höher als er ist 271
Die Soperga : : 272
Aussicht von derselben : 273
Ehre der preußischen Grenadiere 275
Piemontesische Sprache : 277
Gelehrte : : : 278
Cigna : : : ——
Allioni : : : 279
Dessen Meinung vom Pulse : ——
Gesellschaftliches Leben in Turin 280
Policey daselbst : : 281
Das Brod : : 282
Bemerkung über die Zähne der südlichen Völker 284

Sechster Abschnitt.

Reise von Turin nach Genua 285
Müssiggang in den kleinen italienischen Orten 287
Die Italiener sind anschlägig und gute Mechanici 288
——— schlechte Reuter und Fuhrleute 289
Die Stadt Asti : : ——
Die Stadt Alessandria : 290
Beschaffenheit des Bodens hier umher 291
Italienische Dörfer verglichen mit den Niederdeutschen . . 292

Bey

Seite

Bey Novi hört die Ebene der Lombardey auf 292
Uebergang über die Appeninnen verglichen mit dem über die Alpen : 294
Bocchetta : : : 295
Aussicht von derselben auf das mittländische Meer : : : 296

Siebender Abschnitt.

Genua.

Vorerinnerung die Revolution dieses Staats betreffend : : 297
Betrachtung über das Revolutioniren 298
Seltenes Glück von Venedig : 299
Die Revolutions-Wuth hat Aehnlichkeit mit der Pest : : —
Die regierende Faction in Frankreich 300
Was von den Folgen der Revolution zu hoffen sey : : 301
Gegenwärtiges Elend der revolutionirten Staaten : : 303
Absicht der Franzosen ganz Europa so zuzurichten : : 304
Innerer Zustand von Frankreich : 305
Moralische Verderbtheit : 307
Anmerkung über Kants sogenanntes Moral-Princip : : —
Fehler der Cabinette in Betracht der Franzosen : : 310
Genua kündigt sich schön an : 311
Via Cambiaso : : 312
Menge der Landhäuser an der Polcévera 314
Erster Anblick von Genua : 315
Ansicht der Strada Nuova : 316
Ansicht der Strada Balbi : 318
Clima von Genua : —
Ausserordentliche Enge der Straßen 319

Große

	Seite
Große Reinlichkeit derselben :	321
Innere Pracht und Sauberkeit der Palläste	322
Cararischer Marmor :	323
Angenehmes Gemählde im Pallaste Marcellino Durazzo : :	324
Gesellschaftliches Leben der Genueser	325
Villegiatura : :	325
Nobili di Genova .	328
Reichthum der Genueser :	329
Ihre Ostentation und großen Werke	331
Zustand der Wissenschaften in Genua	332
Aerzte : :	333
Pratolongo : :	—
Essen der lebendigen Eidexen :	334
Batt : :	—
Collegium Medicum :	335
Häuser der Fremden :	336
Preiß des Holzes *) :	337
Schauspiele : :	338
Glucks Opern, verglichen mit den Italienischen	—
Ballette : :	339
Cicisbeatur : :	—
Früchte : :	340
Gegend um die Stadt :	342
Aussicht von der Höhe über der Stadt	—
Armen=Anstalten : :	344
Edler Ehrgeiz der Genueser :	345
Rostrum **) : :	347
Zeichnung davon : :	348

Achter

*) Hier ist wahrscheinlich ein Irrthum, den ich aber nicht berichtigen kann, da ich diesen Inhalt in Pyrmont machen muß, wo mir die nöthigen Papiere fehlen. Vermuthlich soll es heissen: Ein Rub kostet einen Lire, denn 25 Pfund ist das Gewicht eines Rub.

**) Wenn ich S. 374 sagte: man habe wenig Zeichnungen von einem Rostro, so verstand ich damit Zeichnungen

Seite

Achter Abschnitt.

Reise von Genua nach Florenz. 349

Verschiedene Wege dahin 350

Warum die Franzosen nicht nach Rom giengen, so lange der Krieg mit Oesterreich dauerte 351

Die Lombardey 352

Besonderheiten dieses reichen Landes —

Man kennt dasselbe nicht hinlänglich 353

Ohngefähre Größe nnd Grenzen dieses Erdstrichs 354

Dieses waren die Campi circumpadani der Alten 356

Beschreibung derselben nach dem Polybius —

Besonderheiten der Flüsse in der Lombardey 357

Länge der Brücken 360

Vorschläge zur Verbesserung 361

Der Boden in der Lombardey 362

Das Ansehn der Städte 363

Cultur der mittlern Lombardey 364

Der lombardische Weinstock —

Rothe Weine 365

Piacenza 366

——— ist ein gesunder Ort —

Das Ansehn der Menschen —

Pelze 368

Probe von Ostentation —

Castel-Guelfo 360

Parma —

Abbé Schenoni 370

Buonapartes Raub der Kunstwerke aus Italien —

Dessen Friedenspräliminarien zu Leoben 371

Graf Camuti 372

Die

nungen nach der Natur. Denn daß es auf Basrelifs Abbildungen derselben gebe, und sogar auf dem Capitolio die bekannte Columna rostrata, die genug gezeichnet sind, das konnte mir von Rom her nicht unbekannt seyn.

Seite
Die Comödie ; ; 374
Das große Opernhaus ; ——
Oel aus Traubenkernen ; 375
Nüchternheit in Weinländern ; 376
Die Exposition bestimmt mehr das Clima als die Breite ; ; 377
Modena ; ; ; 378
Bologna ; ; 379
Nähe der grossen Städte in der Lombarder ——
Gelehrte Anstalten in Bologna 380
Das Innere von Bologna ; 382
Bauart der Italiener ; 383
Thürme und Cupolen ; 384
Gefällige Ansehn einiger Thürme ——
Opera Buffa ; ; 385
Graf Sampieri ; ; 387
Arcaden ; ; ——
Reise von Bologna nach Florenz 388
Grosse Aussicht von den Appenninen 389
Wie eine so ausserordentliche Aussicht möglich sey 391
Geologische Betrachtung der Lombardey 392
Vergleichung derselb. mit einigen and. Gegenden 393
Vermuthungen über die Bildung dieses merkwürdigen Landes ; 395
Wie weit diese Begebenheit zurückzusetzen sey 399
Nähere Entwickelung jenes Gedankens 400
Thatsachen welche demselben günstig sind 401
Blick auf die übrigen Küsten des mittl. Meeres 402
Herodots, Strabos, Diodors und Plinius Meinungen von Niederegypten 403
Maillets Vermuthungen ; 404
Vergleichung der Ostsee mit dem mittl. Meere 405
Fernere Reise über die Appenninen 406
Angenehme Würkung der Bergluft 408
Schöne Nacht auf den Appenninen 409
Le Mäschere ; ; 410
Ueber die Besitzer von Landgütern 412
Annäherung gegen Florenz ; 413

An-

Anzeige

einiger hauptsächlicher Druckfehler.

Seite 28 in der Anmerkung lies: hersisch statt persisch

— 36 Zeile 12 lies: eins statt einst von den Manifesten

— — — 15 — rühre — rührte

— 74 — 1 — äussern statt äussere

— 80 — 13 — luftsauren statt luftsäuren

— 85 — 5 von unten lies: eben statt aber

— 135 — 5 von unten lies: infame statt infamer

— 173 — 10 lies: Reinheit statt Reinlichkeit

— 177 — 8 — doch in — in doch

— 180 — 3 — bloß — selbst

— 190 — 15 — hauen — bauen

— 193 — 3 von unten, muß das mit ausgestrichen werden

— 212 — 5 von unten, lies: der Bergluft statt die Bergluft

— 220 — 15 lies: d'Argentiere statt D'argentiore

— 223 — 1 der Anmerk. lies: qua oritur statt qua oritus

— 307 — 11 der Anm. lies: übergehn statt übergehe

— — — 21 der Anmerk. lies: ihren statt ihrem

— 313 — 8 lies: Eine statt eine

— 330 — 6 — Welt aber, statt Welt; aber

— 331 — 9 muß das um ausgestrichen werden

— 333 — 9 muß nach nützlichste das Wort des gesetzt werden

— 350 — 2 von unten, lies: den statt der

— 372 — 4 lies: eigentlich statt eigentliche

— 398 — 4 von unten, lies: Fluthen statt Blüthen.

Andere

Andere den Verstand weniger störende Druckfehler werden desfalls übergangen, weil nicht zu vermuthen ist, daß die Leser es dem Verfasser beymessen werden, wenn z. B. Seite 25 steht: selbständig statt selbstständig; S. 40. Systéme statt Système; S. 98 Schiffart für Schiffahrt; S. 223. Αννιβαλ für Αννιβας. Ebendas. ὐπερφαρας statt ὑπεφαρας; S. 292. Constrast für Contrast; S. 300, 303 und 304. Philantropen für Philanthropen; S. 307. cathegorisch für categorisch; S. 308. Journäle für Journale; S. 310. Cabinetter für Cabinette; S. 321. gröſten für größten; S. 340 dauren für dauere; S. 350 Jahreszeit für Jahrszeit; imgleichen, wenn Fehler in der Interpunction begangen sind, oder Ungleichheiten in der Orthographie vorkommen, wenn zuweilen wirklich anstatt würklich, wohl anstatt wol, ein ß anstatt eines ſſ steht, und dergl.

Reise

Reise durch Italien,

von

H. M. Marcard.

Erster Band.

H. M. Marcards
Reise durch Italien.

Erster Band.

Erster Abschnitt.

Bellevue. Gegend und See. Lausanne. Das Innere von Lausanne; die Gesellschaft; die Sprache; das Gewerbe. Fremde. Gibbon. Tissot.

Allezeit wird mich das Andenken der fünf Wochen erfreuen, die ich im Herbste 1785 zu Bellevue, dichte vor Lausanne, zubrachte.

Bellevue führt mit Recht seinen Namen; und in einem Lande, wo schöne Aussichten so häufig sind, läßt ein solcher Name mit Recht etwas erwarten. Aus diesem, auf der höchsten freyliegenden Anhöhe vor Lausanne erbaueten, vortreflich eingerichteten Landhause, übersieht man frey zu seinen Füßen fast den ganzen prächtigen Spiegel des an funfzehn Stunden langen, sichelförmigen Sees, an dessen Mitte ohngefähr Lausanne liegt.

Beym ersten Anblicke glaubt man, es sey möglich mit einem Steine von der Terrasse von Bellevue oder aus dem Fenster in den See zu werfen. Aber man ist um eine halbe Stunde schräg darüber erhoben, und durch die Kleinheit der Menschen am Ufer, und der Schifflein auf dem Wasser, wird man erst die Entfernung gewahr, über welche die ungeheuren Felsmassen jenseits des Sees, und die große Klarheit der Luft, durch welche die Gegenstände näher scheinen, das Auge anfangs täuschen.

Unterhalb Bellevue wechseln Landhäuser oder Campagnen, wie man sie hier nennt, Gärten, Büsche und Wohnungen bis an den See ab. Links übersieht man gegen Osten das ganze rebenreiche Ufer der Landschaft la Vaux *) mit seinen niedlichen Städtchen, von welchen nur Vevey sich versteckt. Ganz deutlich aber erkennt man jenseits Vevey das alte im Wasser liegende, aus der Heloise wohlbekannte Chateau de Chillon, und an dem äussersten Ende des Sees die Stadt Villeneuve,

*) Die ganze Provinz Pays de Vaud, das Waatland; der östlich von Lausanne gelegene Theil derselben wird la Vaux, derjenige aber welcher sich westlich gegen Genf zu erstreckt, wird la Côte genannt.

neuve, neben welcher die Rhone zwischen den Wallis-ser Bergen heraus in den See strömt. Hoch über das alles krönen erhabene Felszacken die Aussicht, von welcher der Dent de Jaman, einer der höchsten, gleichfalls durch Rousseau berühmt ist. *)

Rechts übersieht man dicht unter sich die Stadt Lausanne mit ihrem hohen Schlosse, und jenseits derselben das ganze weite und ungemein schöne Ufer de la Côte. Reicher an Wohnungen, Städten, Schlössern, Dörfern und Kirchen mit Weingärten, Feldern und Holz untermischt, wird man selten eine Gegend finden. Indem sich dieses Ufer anmuthig am See herum krümmt, bildet es zwey große Buchten, streckt verschiedene Erdzungen in den See, rückwärts hebt es sich sanft den Jura hinan. Diese Landschaft ist ohne Zweifel eine der angenehmsten, blühendsten und mannigfaltigsten, die es ausser Campanien giebt.

Grade gegen Bellevüe über steigen die Savoyischen Felsen aus dem über drey Stunden breiten See empor, über die links die höhern Alpen nach der Gegend des St. Bernard zu, und etwas rechts in einigen Standpunkten, der Gipfel Montblanc

*) Einiges von der Aussicht dieser Seite bildet das Aberlische Blatt: Vue de Vevey, sehr gut ab.

hervorragt; den man um Lausanne erst seit etwan funfzig Jahren sehen kann, entweder, weil sein zunehmendes Eis und Schnee ihn erhöht, oder die vorliegenden Felsen von ihrer Höhe verloren haben.

Das berühmte Meillerie sah ich grade meinen Fenstern gegen über auf einem schmahlen Fußgestelle der savoyischen Felsen vom Wasser bespült, so wie einige andre Orte im Chablais, über welchen sich rechts nach Genf zu, diese Felsen verniedrigen, bis sie gegen den scharf abgeschnittenen Mont de Saleve zu, unter welchem Genf gelegen ist, sich ganz verlieren. *) Man würde Genf sehen, wenn nicht eine Anhöhe es versteckte.

Groß und weit ist diese Aussicht bey ihrer scheinbaren Beschränktheit, und bey aller ihrer Schönheit in der Nähe. Sonderbar ist es, daß viele Personen, die in Ebenen zu leben gewohnt sind, keine Gegend angenehm finden, in welcher nicht wenigstens an einer Seite der Horizont ohne Berge, und ganz flach wäre. Sie kommen sich enge eingeschlossen vor, und die Aussicht scheint ihnen

*) Einen Theil dieser Aussicht, nemlich den gegen Genf zu — findet man auf dem Aberlischen Blatt Vue de Lausanne.

ihnen gehemmt, welches doch ein Irrthum ist. Wo könnte man wohl in einer Ebene so weit um sich her sehen, als in diesen scheinbar beschränkten Kessel des Lausanner Sees, *) wo man von der einen entferntesten Bergspitze bis zur andern über fünf und zwanzig Stunden Weges rechnen kann? Wohl den Bewohnern der Ebenen, wenn die wohlthätige Natur ihre Augen durch Gewohnheit bildet, das am angenehmsten zu finden, was sie umgiebt.

Grösser aber und schöner ist sonst alles zwischen den Bergen. Die Abwechselungen des Lichts und der Schatten, die Abend- und Morgen-Sonne, Mondschein, Sturm und Gewitter, die fliegenden Schatten der Wolken, die Nebel sogar, sind hier von ganz anderer Würkung als in flächern Gegenden, verändern und verschönern die Scenen mannigfaltig.

Der Reiz dieser ausserordentlichen Gegend wird noch durch den Gedanken der Nähe gehoben, in

*) In des Kaisers Antonins Itinerario, worin doch Genava (Genf) auch schon vorkommt, heißt dieser See beständig: Lacus Lausonius, und lacus Lemanus. Also ist jener Name wenigstens älter als der des Genfersees.

welcher man hier zweyen der merkwürdigsten Länder des Erdbodens, Italien und Frankreich, ist; denn von beyden sieht man Berge.

Wenn man sich statt des Wasser-Spiegels des Sees ein fruchtbares reiches und ebenes Thal zwischen allen diesen Anhöhen dächte, so wäre die Aussicht von Bellevüe immer sehr schön, aber sie würde mehrere ihres Gleichen finden, da es jetzt wenige von solcher Schönheit giebt. So wahr ist es, daß, wie das Auge über das menschliche Gesicht Leben und Anmuth verbreitet, also das Wasser über eine Landschaft. Wenn daher der Kaiser Joseph II. einst den Lemanischen See il mare morto nannte, weil freylich keine große Schiffahrt darauf ist: so urtheilte darüber, in dem Augenblicke, mehr der Fürst und Finanzmann, der Beförderer des Handels und Gewerbes, als der Kenner von Naturschönheiten. Einen Mann der sich damals zum sechsten mahle in Lausanne aufhielt, nachdem er wol das Schönste des Erdbodens gesehn hatte, fragte ich: ob man dieses Sees nicht müde werde? Er versicherte mich, sein Anblick und seine Abwechselungen werden ihm immer angenehm bleiben, und er möchte gern da sein Leben beschließen. Eben das hat Gibbon in

seinen jezt gedruckten vertrauten Briefen zum öftern erklärt.

Zufälliger Weise verschaffte mir ein Zeichner aus Lausanne ein großes Vergnügen. Er wollte verschiedene Aussichten von der Höhe von Bellevüe zeichnen, um sie in Kupfer stechen zu lassen, und brachte zu dem Ende eine gute Camera Obscura herauf, die er in meiner Verwahrung ließ. Es war hier der rechte Ort für eine Camera Obscura, man konnte sich kaum satt darin sehn. Eine solche Reihe von Aussichten, verkleinert, in ihren natürlichen Farben, besser als ein Aberli sie darstellen kann, ist würklich der Mühe werth zu betrachten. Stundenlang ließ ich sie zuweilen, rund um den See, über mein Papier hingleiten. Auch die kleinsten Gebäude zeichneten sich in der hellen Sonne und in der sehr durchsichtigen Luft dieser Gegenden, aufs deutlichste. Die Arbeiter in den Gärten, wie sie sich bewegten und das Grün im Vordergrunde mit dem vollen Glanze der Natur, die blauen Berge in der Entfernung, und die flächern Ufer wie auf einer Landkarte. Aber nichts übertraf den See selbst, in welchem sich die hohen Gebürge spiegelten. Nichts kann lieblicher seyn, als wenn bey Sonnenschein die kleinen Wellen auf

meinem Papiere sich glänzend bewegten, oder Fischerkähne und größere Schiffe auf diesem lebenden Gemählde dahin fuhren und einen langen lichten Streif in dem Wasser zurückließen. Bey dieser Gelegenheit sah ich auch, daß die Mahler nicht so ganz Unrecht haben, wie ich ehemals glaubte, das Wasser so blau zu mahlen. Wenigstens erschien der See, bey heitern Himmel, immer tief blau auf dem Papiere, obwol er sonst in der Nähe grün aussieht, wie das Meer und alle klaren Wasser, die nicht von den Gegenständen neben ihnen, sondern vom Himmel ihre Farbe erhalten *).

Lausanne.

Das Innere der Stadt Lausanne ist nicht schön. Sie hat zwar einzelne schöne Häuser, allein die

*) Da nie ein Fluß, wenn er auch noch so breit ist, ausser wenn er eben aus einem klaren See kommt, grün aussieht, hingegen alle Seen und Meere grün sind, wenn sie nicht von fremden irdischen Theilen vermischtes, sondern klares Wasser haben: so folgt, daß allerdings die Mischung des Wassers und seine Reinigkeit auf dessen Farbe einfließe. Aber starke Farben der nahen Gegenstände umher, theilen sich dem Wasser mit. Ein Fischteich neben dem Rammelsberge, der dicht unter einem hohen mit Tannen bewachsenen Berge liegt, hat völlig das Dunkelgrün der Tannen. An sehr breiten Gewässern hingegen haben die Ufer keine Würkung auf die Farbe.

Straßen sind meistens eng, gekrümmt, kothig, zum Theil so steil daß man die Räder hemmen muß; und um nach der Cité, wo die Cathedralkirche liegt, hinauf zu kommen hat man 140 Stufen zu steigen. Nichts desto weniger hat sie große Annehmlichkeiten für Fremde. Durch Einschließung in den Bezirk der Stadt kann Niemandes Freyheit beschränkt werden, denn sie ist ein eben so völlig ofner Ort, und eben so ohne alle Thore, Zingeln oder Barrieren, wie London. Man hat deswegen nicht Unrecht auf irgend einer der dicht vor der Stadt gelegenen sehr schönen Campagnen, die hauptsächlich zum Sommer-Aufenthalte eingerichtet sind, zu wohnen, und auf diese Weise die Annehmlichkeiten der Gegend und der Gesellschaft des Orts zu vereinigen. Nicht bloß findet man immer eine große Anzahl von Fremden aus allen Ländern da, die wegen der Schönheit der Gegend, wegen der vielen Fremden und des Rufs der Gesellschaftlichkeit, oder wegen der gesunden Luft hieher kommen, oder die den großen Mann, den Herrn Tissot, nachsuchen, den der Ort unter seine Bürger zählt: sondern auch die Einwohner von Lausanne selbst insgesammt, tragen dazu bey, daß den Fremden ihre Stadt anziehend werde.

Gesellschaft, Sprache, Gewerbe in Lausanne.

Die Lausanner sind lebhaft, frölich, und lieben das Vergnügen. Man hat daraus sogar im Scherz ihre vermuthliche Herkunft aus dem südlichen Frankreich erweisen wollen. Sie sind nur wenig durch Handel und Gewerbe oder durch die Bemühungen reich zu werden beschäftigt, und überlassen sich daher mehr den Vergnügungen der Gesellschaft, wozu die ofne Stadt manche Vortheile darbietet. Da die Fremden ein Haupt-Gegenstand des Lausanner Verkehrs sind, und diese das gesellschaftliche Leben suchen, so ist es begreiflich, daß, aus Anlaß derselben, die Einwohner ihrem natürlichen Hange noch mehr folgen.

Die Gesellschaften sind häufig und angenehm. Es giebt viele Cotterieen in verschiedenen Theilen der Stadt, der Ton ist durchgehends gut, und die Fremden finden leicht Zutritt. In einigen der besten Häuser fand man damals fast alle merkwürdigen Personen beysammen, die sich in Lausanne aufhielten.

Die Sprache ist hier vorzüglich gut. Man hält allgemein dafür, in Lausanne und zu Blois, in der Provinz Orleans, werde das beste Französische geredet. Auch sogar bey dem gemeinen

Manne, am wenigsten jedoch bey den Schiffern, findet sich eine reine Sprache, eine gute Ausrede und kein Patois. Es fällt würklich auf, ganz kleine, zuweilen nur mit Lumpen bekleidete Kinder auf der Straße, das reinste und richtigste Französische sprechen zu hören, manchmal in den ausgesuchtesten Phrasen. Ich begreife es daher wol, wie Garrick einst so lebhaft betroffen werden konnte, daß er in laute Ausrufungen ausbrach, als er zum erstenmale in seinem Leben aus England kam, indem er sich nach Frankreich hinübersetzen ließ, und da nun auf einmal von den gemeinsten Kindern auf der Straße die Sprache fliessend reden hörte, die er mit Mühe gelernt hatte, und die er gewohnt war, fast nur von ausgezeichneten Personen sprechen zu hören.

Die Sache allemahl durch einen anständigen Ausdruck möglichst zu heben, sie wenigstens nie durch einen zu geringen herabzuwürdigen, ist jedem eigen, dem die französische Sprache angebohren ist. Ich traf einst beym Spazierengehn, einen kleinen Jungen mit bloßen Füßen an, der im Holze Kräuter für seiner Mutter Ziege sammelte, und fragte ihn, wie er hieße. Je suis de la race des Favras, war seine Antwort. In derselben Conversation

versation erfuhr ich auch, daß er ebenfalls die Kunst der Franzosen verstand, seine Fehler sehr gelinde und günstig zu erklären. Er sagte mir wissentlich eine platte Lüge, und sein Unglück wollte, daß sie auch sogleich an den Tag kam. Ich sah wol, daß er aus einer eigennützigen Ursach die Unwahrheit gesagt hatte, fragte ihn aber, warum sagst du nicht die Wahrheit? er antwortete: C'est que l'on se trompe quelquefois.

Mir deucht Lausanne müßte durch die vermögenden Häuser des Landadels die da wohnen, zumahl durch die vielen Fremden die dahin kommen und oft den Winter da bleiben, durch alle die Pensions-Anstalten einige Fabriken und andre Dinge, für die Einwohner welche Gewerbe treiben ein guter Ort seyn: aber ich hörte doch häufig über das Gegentheil klagen. Ein alter fünf und siebenzig jähriger Mann aus dem Nährstande, von Geburt ein Berner, der schon sechs und funfzig Jahre in Lausanne wohnte, klagte unter andern sehr darüber, wenn ich ihn zuweilen besuchte. Er versicherte mich es habe ihm nie in Lausanne gefallen, und er wünsche sein Schicksal habe ihn nicht dahin geführt. Pays de Vaud pays de maux sagte er; es ist nicht gut unter den Welschen, es ist

kein

kein Geld unter ihnen, sie bezahlen nicht und es hält schwer sein Brodt zu verdienen.

Alles ist in Lausanne ausnehmend theuer, noch mehr als in der übrigen Schweiz. Dieses mag wol, so wie ein ziemlicher Grad von Luxus, die Circulation an einem solchen Orte nicht verbessern, und manchmal die Bezahlung der Schulden zurückhalten. Indessen kann ich doch nicht glauben, daß an einem Orte, wo alle Arten von Bedürfnissen in so hohem Preise stehn, und wo so viel fremdes Geld hingebracht wird, ein großer Geldmangel seyn sollte. Wahrscheinlich ist vor der Zeit, als das häufige Reisen nach der Schweiz angieng, die Theurung nicht so groß gewesen. Durch den jetzigen Krieg soll sich hier, so wie in der ganzen Schweiz eine große Masse Geldes angehäuft haben.

Immer scheint es mir, daß der Adel dieser Gegend mehr Ursache habe unzufrieden zu seyn, als der Bürgerstand. Dem Adel des Pays de Vaud bleibt bey mehrentheils nicht glänzenden Vermögens-Umständen kein Weg übrig, auf irgend eine Weise sein Glück zu machen, als etwan in auswärtigen Diensten. Wer dazu nicht geschickt ist, oder keine Gelegenheit und Beruf hat, der ist in der traurigen Nothwendigkeit, sein Leben

in Unthätigkeit hinzubringen. Zu Staatsbedienungen im Lande ist keine Hoffnung. Dazu verringert noch das droit de Lod, eine Abgabe von einem Sechstheil des Werths von jedem adlichen Gute das verkauft oder an Seiten Verwandte vererbt wird, den Werth ihrer Grundbesitzungen.

Der Buchhandel ist kein unbeträchtlicher Zweig des Verkehrs von Lausanne, und es giebt mehrere ansehnliche Buchhändler. Der von Voltaire mit so vieler Feindschaft verfolgte Grasset, ist durch den Verlag vieler Schriften bekannt und hat eine große Handlung. Ein Landsmann von mir, der gelehrte und durch physikalische Schriften bekannte Herr Pott aus Hannover, ein solider und sehr gefälliger Mann, ist einer der vornehmsten Buchhändler in Lausanne, und ich empfehle ihn jedem, der mit französischen, schweizerischen und italienischen literarischen Produkten versehen zu seyn wünscht. Ehemals war der Buchhandel zwischen der Schweiz und Frankreich sehr erschwert. Man konnte zwar Bücher genug aus Frankreich ziehn, aber, zum Vortheil der französischen Buchhändler, hatte man große Schwierigkeiten mit der Einfuhr derselben verbunden. Doch wird wol, seit der Revolution, auch mit der freyesten Einfuhr von Büchern, die

nun

nun nicht mehr gehindert seyn soll, wenig zu gewinnen seyn. Unter einer solchen Regierung wie die jetzige französische, gedeihen die Wissenschaften nicht, und wenige denken an Bücher sammlen; nur Schriften politischen Inhalts können da Glück machen.

Wie beständig, so waren auch zu der Zeit viele, und darunter merkwürdige Fremde in Lausanne. Es hielt sich damals der liebenswürdige Erbprinz von Braunschweig, mit seinem vortreflichen Begleiter, dem Herrn Hofrath und Bibliothekar Langer aus Wolfenbüttel hier auf, die nicht wenig beytrugen, den Fremden Lausanne angenehm zu machen.

Unter vielen andern Fremden sah ich hier zuerst eine sehr hochachtenswürdige Frau, die nunverstorbene Herzogin von Ancaster, Oberhofmeisterin der Königin von England. Ihr ungemein schönes Bildniß hatte damals schon viele Jahre meinem Zimmer zur Zierde gedient, und nachher lernte ich sie noch an andern Orten als eine sehr vortrefliche, ihrer Gebieterin würdige Dame, näher kennen.

Ich machte hier auch die interessante Bekanntschaft eines Mannes, der durch Geist und Kenntnisse sich vor vielen seines Gleichen auszeichnet, dessen Umgang mir nachher in Italien, wohin er

sich von hieraus mit seiner Familie begab, sehr vortheilhaft war, und den ich seitdem an sehr entlegenen Oertern, in Paris und Copenhagen wieder zu sehen, die Freude hatte. Es ist der jetzige Russisch Kayserliche Gesandte am Dänischen Hofe, Herr von Kaschelef, dessen Namen im folgenden zuweilen vorkommen könnte.

Gibbon.

Wenn man den bekannten Gibbon, der damals ordentlich in Lausanne wohnte, für einen Fremden rechnen konnte, so war er gewiß durch seinen literairischen Ruf der berühmteste.

Ich weiß nicht wie die unpartheyischen Gelehrten seines Fachs sein Verdienst als Geschichtschreiber gegen andere abmessen; mir schien er immer in neuern Zeiten Keinen über sich zu haben. Manche sind zweifelhaft, ob Hume oder Gibbon die Palme verdiene. Humes Geschichte kommt mir vor wie eine schöne sittsame Frau, die anständig und gefällig, aber ohne Schmuck gekleidet ist. Die von Gibbon ist eben so schön, eben so anständig und sittsam, aber sie findet Gefallen, keinen edlen Schmuck zu verachten, der sie zieren könnte. Aber man kann nicht läugnen, daß Gibbons Gegenstand an sich glänzender ist. Gillies mit

Gibbon zu vergleichen, ist ungerecht; die Menge von gar zu kurzen Perioden die er hat, dieser gewöhnliche Fehler der Nachahmer des Tacitus, macht schon allein das Lesen seiner Schriften unangenehm. Aber das Urtheil des Vicesimus Knox: es herrsche ein ermüdendes Einerley in Gibbons Perioden, welches sein Werk bald der Vergessenheit übergeben werde, ist, wenigstens nach meinem Gefühle, ganz unwahr.

Ob Gibbons Citaten unrichtig sind, wie der hochfahrende Whitaker angiebt, kann ich nicht untersuchen. Aber nimmermehr werde ich glauben, daß sie mit Wissen und Willen unrichtig wären, und daß einem so großen und genauen Literator, wie Gibbon ohne Zweifel war, darin wesentliche Fehler entwischen sollten, ist wenig wahrscheinlich.

Dieser liebe Mann hat nun auch schon seine Laufbahn vollendet, und das giebt mir um so mehr Verlangen, bey ihm zu verweilen, da ich das Vergnügen genoß, ihn oft zu sehn. Das Verlangen, sich so lange mit einem Manne zu beschäftigen, ist so selten, als die Gibbons.

Er liebte den See von Lausanne leidenschaftlich, an dessen Ufern er einen Theil seiner Jugend zubrachte. Um hier sein großes Werk zu vollenden,

hatte er mit nicht geringer Beschwerde eine beträchtliche dazu nöthige Bibliothek von London hieher schaffen müssen.

Gibbon war in seinem Aeusserlichen von der Natur vernachlässigt, so sehr, daß, wegen seiner besondern Physiognomie und dicken Gesichts, dem einige Kupferstiche von ihm ziemlich ähnlich sehn, einige mauvais plaisans einen unartigen Scherz mit seinem Namen durch ein Wortspiel, *) getrieben hatten. Aber eine gewisse Würde, ein paar geistige und freundliche blaue Augen, liessen dieses Gesicht bald vergessen. Auch etwas Unvortheilhaftes in seiner Figur, die ziemlich stark, nicht groß und gezwungen grade war, wuste der Mann, der in der großen Welt gelebt hatte, durch ein liebenswürdiges freundliches Wesen sehr zu bedecken. Um einen Begriff von der Figur dieses Mannes zu geben, lasse ich hier die Silhouette, welche vor dessen Miscellaneous Works steht, die ich vor den Exemplaren der beyden Uebersetzungen, die ich gesehn habe, nicht finde, einrücken. Sie hat große Aehnlichkeit, aber da sie von einem Frauenzimmer aus freyer Hand geschnitten, und nicht nach dem Schatten gezeichnet worden, ist sie

doch

*) Gibbon heißt im Englischen eine Art Affen.

doch nicht so getreu, wie der Herausgeber, Lord Sheffield meint, sondern Carricatur, die in der ganzen Figur, aber sonderlich im Gesichte herrscht.

Würklich war es das Leben wahrer Weltweisen, voll ächten Lebensgenusses, was Gibbon

 mit

mit seinem schon vor ihm verstorbenen Freunde Deyverdun, in dessen über alle Maaßen schön gelegenen Hause führte; und ich habe oft bedaurt, daß es nicht länger währte. Beyde unverheyrathet, Freunde von früher Jugend her, von höchstverschiedenen aber vortreflichen Charakteren, lebten hier zusammen, jeder zwar nach seiner Weise, doch mit allen den Gefälligkeiten und kleinen Aufopferungen, die ein gemeinschaftliches Leben fodert, und die einer tiefgefühlten Freundschaft leicht werden. Gibbons Vermögen erlaubte, daß das Haus nicht bloß mit Wohlstand, sondern mit Ueberfluß eingerichtet und gehalten werden konnte, und daß es für alle die darin aufgenommen wurden, große Annehmlichkeiten hatte.

Diese Wohnung ist ohne Zweifel durch Lage und Einrichtung in ganz Lausanne die schönste. An der einen Seite in der Stadt selbst gelegen, hat sie an der andern eine Terrasse, die über dem großen, am Abhange liegenden Garten und das Ufer, die völlig freye Aussicht auf den See und die Berge giebt. Gibbon selbst wurde nicht müde, in den Briefen an seine Freunde in England, dieses Elysium zu preisen, und sie dahin einzuladen. Der Garten hatte eine Menge der angenehmsten

Veränderungen, kleine Zufluchtsörter, Chalets, ofne Säle, von welchen man immer irgend eine schöne Aussicht hatte. Ein französischer Schweizerdichter, Bridel, der einzige mir bekannte, der mit Glück gedichtet hat, erregt in seinem Poesies Helvetiennes S. 66, in dem Épitre au jardinier de la Grotte, wovon Deyverdun und sein Garten der Gegenstand war, keine geringe Meinung von der Anmuth dieses Auffenthalts. Ein höchst seltnes Local war mit ungewöhnlich vielem Geschmack benutzt. Bey warmen Wetter aß man in einem kühlen ofnen Saale, in welchem die Blumen, Früchte und Trauben nicht an die Wand gemahlt, sondern durch die Lichtöfnungen hereingezogen waren.

Mir werden immer aus diesem Hause und Garten eine Menge angenehmer Erinnerungen bleiben. Es ist mir, als wenn ich da einmahl unter Philosophen des Alterthums gelebt hätte.

Gibbons Ton war ernsthaft, zuweilen beynahe feyerlich. Er sprach in kleiner Gesellschaft ziemlich viel und vortreflich, in den besten Ausdrücken und mit der größten Präcision, es sey englisch oder französisch. Oft streute er passende Beyspiele ein, zuweilen merkwürdige Anecdoten, seltener war er

witzig, mehrentheils sanft und bescheiden, nicht gelehrt, nie vorlaut oder entscheidend. Eine gewisse Gelindigkeit war in seinen Urtheilen. Seine Stimme hatte etwas weichliches, wie sie fette Leute oft haben, und ein vollstimmiger Schwätzer hätte ihn leicht überschrieen. Vermuthlich war diese Stimme eine Mitursach, warum er nie im Parlamente gesprochen hat. In seinen Reden herrschte die größte Decenz, auch wenn er blos unter Männern war. Er war weit entfernt seine bekannten Meinungen irgend jemanden aufzudringen, noch weniger sich damit ein Ansehn zu geben; nie habe ich ihn etwas davon nur äussern gehört. Er misbilligte vielmehr, bey einer Gelegenheit, an dem damals noch lebenden großen Könige von Preussen, daß er allem, auch äusserlichen Gottesdienste entsagt habe, und hielt das einem Regenten unzuträglich. Bisher, sagte er, haben alle Großen, selbst die aller dissolutesten, noch immer das Aeusserliche davon beybehalten, er sey der erste der sich über alles wegsetzte. Dieserwegen tadelte er das Stift zu St. Gallen, welches Friedrichs Büste auf seine Bibliothek habe hinstellen lassen, blos weil er die Klöster geschützt hatte, da er doch der christlichen Religion zuwider sey.

Diese

Diese Aeusserung von Gibbon war mir eben so auffallend, als das Wort des erklärten Atheisten Büffon, der, lange vor den nunmehro über diesen Punkt in Frankreich angestellten Experimenten, sagte: Il faut respecter la Religion, puisqu'*il en faut une* au peuple.

Man verwundert sich, bei solchen Grundsätzen, und bey so selbständigen Männern, auf dergleichen Aeusserungen zu stoßen. Voltaire ist wol unter allen Feinden aller positiven Religion, der würksamste gewesen, und derjenige, welcher, ob wol mit unzureichenden Kenntnissen, und mit noch weniger Redlichkeit, dennoch mit dem größten Erfolge gearbeitet hat. Und Voltaire selbst sagt, indem er gegen Baylens Atheismus spricht: Si Bayle avoit eu seulement cinq on six cent paysans à gouverner, il n'auroit pas manqué de leur annoncer un Dieu *remunerateur* et *vengeur*. . . . Si vous aviez prété votre argent à quelqu'un de Votre societé, vous voudriez, que ni votre debiteur, ni votre procureur, ni votre notaire, ni votre juge ne crussent en Dieu (remunerateur et vengeur.) — Das sind sonderbare Zulassungen von Philosophen, die eine Zukunft

nach diesem Leben abläugnen. Sonderbare Widersprüche. Man will mit der einen Hand wieder geben was man mit der andern besseres genommen hatte. Offenbar soll man also zugeben: die Einrichtung unsrer Welt bringe die Nothwendigkeit mit sich, daß der im civilisirten Zustande lebende Mensch, über die allerwichtigste Angelegenheit seiner Existenz, getäuscht werde.

Gibbon der aus Anlaß der französischen Revolution, und der Burkischen Schriften darüber, sich etwas näher heraus läßt, giebt die Gründe seiner Art zu denken so an, daß er wenigstens sich vor Inconsequenzen zu sichern scheint. Aber es ändert in der Hauptsache gar nichts. Er drückt sich folgendermaaßen aus: . . . . they ſhould acknowledge the danger of expoſing an old ſuperſtition to the blind and fanatic multitude . . . . The primitive church, which I have treated with ſome freedom, was itſelf at that time an innovation, and I was attached to the old pagan eſtabliſhment. — Zu solchen Ausflüchten greift derjenige, der sich in der Enge fühlt, und seine Behauptung nicht aufgeben will.

Joseph der Zweite war gar nicht sein Held; er war unzufrieden mit seinen Planen und mit der Ausführung. Er behauptete damals, 1785, aus Josephs Unruhe und Verfahren werde noch Unglück für Europa kommen wenn er leben sollte, wie er jedoch zweifle. In wiefern er Recht hatte, darüber mag die Folgen der Begebenheiten seit dieser Zeit richten.

Von Ossians Gedichten war er fest überzeugt daß sie nicht alt wären. Echte Bruchstücke liegen zwar zum Grunde, Namen, Lieder, Erzählungen, aber nicht der hundertste Theil vom Ganzen.

Weder Gibbons Autorität, noch seine Gründe, konnten mich für seine Meinung gewinnen. In Schottland hält man diese Gedichte für alt. Die Gründe dagegen, welche in frühern Zeiten die Franzosen sowol als die Engländer schon vorbrachten, sind nicht überzeugend. Die Franzosen schienen mir den Britten dergleichen Monumente des Alterthums, wie sie selbst keine besitzen, nicht zu gönnen; und bey den Engländern ebenfalls glaubte ich in diesem Streite Spuren ihres Nationalhasses gegen die Schotten wahrzunehmen, der damals, aus bekannten Ursachen, grösser war als jetzt. Johnson hauptsächlich brachte, nach

seiner

seiner Rückkunft von der Reise nach den Hebridischen Inseln im Jahre 1773, als ich mich eben in England aufhielt, diesen Streit wieder in Anregung, der ihm nach der Herausgabe seiner Reise-Beschreibung die bekannte unangenehme Correspondenz mit Macpherson zuzog. Fast alle englischen Journale wurden partheyisch, und schlugen sich auf die Seite der großen Stütze der englischen Literatur. Aber wenn man noch jetzt Johnsons Gründe gegen die Echtheit der Gedichte Ossians erwägt, so kann man nicht anders als sie für schwach erkennen *).

Ausser

*) Weil Johnson, der von der alten gallischen oder ersischen Sprache, die noch jetzt die einzige Sprache vieler Menschen ist, gar nichts verstand, auf einer höchst eiligen Reise durch einige hebridische Inseln, nichts erhebliches von großen alten Gedichten erfahren konnte: so folgt daraus nicht, das Macpherson, 14 Jahre früher, aus dem Lande gebürtig, der celtischen Sprache vollkommen mächtig, auf einer eigends deshalb angestellten Reise, auch nichts finden mußte.

Johnson sagt: "Es sey nicht wahrscheinlich, daß "sich so lange Stücke, wie die Oßianschen, unge-"schrieben hätten erhalten können, und nur kurze "Reden kommen, wo man nicht schreiben könne,

"auf

Ausser der hohen Wahrscheinlichkeit die man aus der Betrachtung der Gedichte selbst für ihr

Alter-

"auf die folgende Generation." Das wäre ja aber derselbe Fall mit Homers Gedichten, wenn anders nicht etwan die neue Hypothese einiger deutschen, die des Hardouins würdig ist, gegründet wäre, nach welcher auch Homers Gedichte so gut als untergeschoben sind.

Ferner sagt Johnson: "Es möchten wol wenige "Lust und Gelegenheit gehabt haben, so lange Stücke "auswendig zu lernen;" da doch dieses das einzige Geschäft der Barden war, die man von alters her bis zu den lezten Zeiten, in allen ansehnlichen Familien blos dazu hielt, um bey jeder feyerlichen Gelegenheit solche Gedichte herzusingen oder zu declamiren. Noch bis in das gegenwärtige Jahrhundert sind solche Barden von einigen gehalten worden. — Der berühmte Arzt und göttingische Lehrer, Brendel, der doch mehr zu thun hatte als ein Barde, wußte die ganze Aeneide auswendig, nicht allein vorwärts, sondern auch rückwärts; und Lord Carteret, ein bekannter Staatsmann und Lord-Lieutenant von Irrland, konnte das ganze neue Testament, vom ersten Worte in Matthäus bis zum lezten der Offenbarung, hersagen, als wenn er es läse. Menschen, die nichts anders thun als das Gedächtniß üben, bringen es mit geringern natürlichen Anlagen eben so weit. Mac-Nicol nennt einen, noch vor 20 Jahren lebenden hochländischen Barden, der 15,000 Verse nacheinander recitiren konnte.

Alterthum hernehmen kann, ist es auch gar zu unglaublich, daß Macpherson, nachdem er nicht lange die hohe Schule verlassen hatte, im zwey und zwanzigsten Jahre — denn älter war er 1761 nicht — alle diese Gedichte, die Europa bewundert hat, selbst sollte, und zwar in ganz kurzer Zeit, nicht allein gemacht, sondern auch das siebende Buch des Temora wieder ins Gallische metrisch zurück übersetzt haben. Es würde schon ein langes Studium erfordert haben, nirgends gegen das Costume anzustoßen, gesetzt es wäre auch möglich gewesen, Gedichte von dem Umfange so schnell zu schaffen. Der Einfall den Fingal zu travestiren, so lächerlich er ist, beweiset nichts, denn die elende und leichte Kunst der Parodie thut immer die meiste Würkung, wenn sie gegen das Erhabene gebraucht wird; sie würde eben so viel gegen Virgil, Homer, und Pindar beweisen.

Das positive Zeugniß eines Mannes wie Blair, das er nie zurücknahm, sollte mehr gelten als so flache Zweifel. Und wie durfte Macpherson, dem damals so mächtigen Lord Bute, die Gedichte dediciren, öffentlich sagen, er habe sie auf Geheiß übersetzt, wenn das Ganze eine Erfindung war, die einem Schottländer und Staatsmanne von dem

Ansehn und Einflusse nicht verborgen bleiben konnte?

Aber wer nicht glauben will, der ist nicht zu überzeugen. Wenn auch die so oft verlangte und würklich versprochene Ausgabe des Originals der Ossianschen Gedichte erschiene, so würde das nichts fruchten. Man würde sagen, in dreyßig Jahren konnte alles das füglich aus dem englischen ins Gallische zurück übersetzt seyn, wie man das, von dem siebenden Buche des Temora, würklich schon geurtheilt hat. Ob sie nun, da Macpherson tod ist, unterbleiben werde, steht dahin.

Von Zimmermanns Werke, über die Einsamkeit, aus welchem ihm sein Freund Deyverdun (der Uebersetzer einiger deutscher Producte) Vieles, ex tempore übersetzt hatte, sprach Gibbon mit großem Lobe. Er sagte, es sey mit Eloquenz geschrieben, und es herrsche große Energie darin; es sey sehr unterhaltend, erschöpfe seinen Gegenstand ohne systematisch Langeweile zu geben, und habe ihm großes Vergnügen gemacht.

Die Tausend und Eine Nacht schätzte Gibbon sehr, als ein Buch das die Einbildungskraft angenehm beschäftige, ohne doch leicht durch sie zu schaden, wie viele Romane und andre Fictionen.

Ver-

Verschiedentlich fand ich in seiner Gesellschaft einen Herrn Dorat, der die Reise von Ostindien her, über Land gemacht hatte. Dieser versicherte, es sey zuverlässig ein arabisches Original-Werk; er habe dergleichen Dinge selbst unter den Arabern gehört, und alles darin sey völlig nach ihren Ideen, Sitten und Costume. Wir wissen das Nemliche freylich auch durch den englischen Obristen Capper, der zum öftern die Araber in der Wüste ums Feuer sitzen sah, sich bey Anhörung dieser nemlichen Mährchen von ihrer Ermüdung zu erholen.

Die französische Sprache hatte Gibbon vollkommen in seiner Gewalt, und zwar ohne die geringste Spur von der den Engländern gewöhnlichen unangenehmen Ausrede. Sein früher Aufenthalt in jenen Gegenden, hatte ihm dieses erworben. Sein erster Versuch in der gelehrten Welt, war auch in dieser Sprache schon im Jahre 1759. geschrieben, aber erst 1761. herausgegeben. Er führte den Titel: Essai sur l'étude de la literature, und ist, unter andern, theils durch eine sehr schöne Dedication an seinen Vater merkwürdig, theils durch seine Verwerfung des seltsamen Vorschlages des d'Alembert: man solle am

Ende eines jeden Jahrhunderts einen Auszug aus der Geschichte desselben machen, und alles übrige verbrennen. Der junge Mann wußte damals selbst noch nicht, daß er für seinen eigenen Heerd streite; aber vielleicht mochte ihm doch schon ein sympathetisches Vorgefühl den Gedanken eingeben, daß kein großer Geschichtschreiber möglich sey, wenn ein solcher Vorschlag ausführbar wäre und ausgeführt würde.

Gibbon war ein gesetzter, bey einer guten Tafel sehr mäßiger, sehr ordentlicher, fast pünktlich die Stunden des Tages beobachtender Mann. Da er indessen weder jachzornig noch ein Pedant war, so habe ich Ursach an der Wahrheit der Geschichten zu zweifeln, die von ihm, in Fällen die seine Ordnung durchkreuzten, erzählt sind. Im Anzuge war er sehr einfach aber nett, und von einer gewissen Eleganz; höchst reinlich, wie die Engländer gewöhnlich sind. Ich sah ihn zuweilen auf seinem Arbeits-Zimmer, dem wol wenige Studier-Stuben in Europa gleich kommen, denn aus seinen Fenstern hatte er ohngefähr die nemliche Aussicht wie die von Bellevüe, nur etwas niedriger. Auch spricht er selbst in seinen Briefen und Memoiren mit Entzückung davon. Es war übri-

übrigens völlig auf englischen Fuß eingerichtet. Hier hat er auch an seinem runden mit einer grünen Decke belegten Tische mitten im Zimmer, sein großes Werk, über den Verfall des römischen Reichs, vollendet, das sicherlich bleiben wird, so lange die jetzige englische Sprache bleibt. In der beträchtlichen Bücher-Sammlung, die um ihn her geordnet war, stand auch nicht ein Band unordentlich, kein Blatt Papier lag umher, und kein Stäubchen war zu sehen. Eine solche Ordnung, die man in England fast durchgehends findet, und woran man in Deutschland die Jugend weniger gewöhnt, hat nicht allein ihre unmittelbare Vortheile durch den Zeitgewinn, wenn man nie zu suchen braucht, sondern sie ist auch angenehm für das Auge, und zuverlässig würkt sie auch in gewissem Betracht auf den, der sie ausübt, und auf dessen Geist zurück. Es ist keine ungewöhnliche Sache, daß wir die uns mangelnden Vorzüge oder Tugenden herabsetzen. In Deutschland findet man unter jungen Leuten zuweilen die Meinung, daß ein Genie ein wenig wüst und unordentlich seyn müsse, und große Ordnung zu den kleingeistigen Pedantereyen gehöre. Die deutschen Genieen mit rauh um den Kopf hängenden, ungepuderten und übelrie-

chenden

chenden Haaren, haben ihre Original-Meinungen. Aber im Punkte der Ordnung werden sie durch Gibbon und andere große Engländer von wahrem Genie, hinlänglich widerlegt. Unordnung ist kein Zeichen von Genie, sondern die Folge einer fehlerhaften Erziehung.

Dieser große Schriftsteller war damals nahe bey der Vollendung seines schönen Werks, und dieses verbreitete eine Zufriedenheit über ihn, die ihn noch liebenswürdiger machte, und ihn über die sehr lästige Infirmität erhob, an welcher er litt. Gegen das Frauenzimmer hatte er eine gewisse Art von Galanterie, die einem Manne von seinem Aeusserlichen, von seinen Jahren und von seiner Bedeutung sehr wohl anstand; in keiner Art von Gesellschaft zeigte er irgend etwas von der Verlegenheit so mancher Gelehrten.

Ich kann mir nicht einbilden, daß Gibbon ein so großer, und zugleich so angenehmer Schriftsteller geworden wäre, wenn er sich, so wie mancher andrer Gelehrter, nicht in der Welt, sondern allein auf der Studierstube hätte bilden müssen. Bey den schönsten Anlagen werden sich der Geschmack, der feine Tact, die Eleganz, die Art von Uebersicht,

und eine solche Weise die Dinge zu beurtheilen, nur selten mit so großer Gelehrsamkeit vereinigen, wenn der Geschichtschreiber nicht auch ein Weltmann, oder noch besser, selbst ein Staatsmann ist. In seiner Jugend machte er große Reisen, trieb darauf einige Jahrelang das Kriegshandwerk in der britischen Miliz; dann wurde er Geschäftsmann, war Mitglied des großen britischen Senats, wie auch sein Vater gewesen war. Als Parlamentsglied kam er unter Lord North in die Administration, ward einer von den Lords Commissionairs für den Handel und die Colonien, und schrieb einst von den Manifesten der Regierung während des Amerikanischen Krieges, in französischer Sprache, so wol, daß man durchgehends glaubte, es rührte von einem Franzosen her. Ob sein Werk, ohne alle solche Vorübungen seines Geistes, eben so ausgefallen seyn würde, das mögen andre entscheiden. Er faßte den großen Gedanken, die Geschichte des Verfalls und Untergangs des römischen Reichs — das wichtigste der Weltgeschichte von dreyzehn Jahrhunderten — zu schreiben, in seinem neun nnd zwanzigsten Lebensjahre in Rom, unter den Trümmern des Capitolii selbst, und er vollendete das Werk im Jahr 1787

in

in seinem ein und funfzigsten; etwas langsamer als manche andre ihre Meisterwerke.

Bey vieler und gegründeter Liebe zu seinem Vaterlande war Gibbon doch nicht der Mann einer Stadt oder eines Landes, und sagte z. B. von Lausanne in der 1788 in London geschriebenen Vorrede zu der letzten Hälfte seines Werks: "Ich "werde nun bald zu den Ufern des Lausanner Sees "zurücke kehren, ein Land, welches ich in meiner "frühen Jugend kannte und liebte. Unter einer "milden Regierung, mitten in einer schönen Land-"schaft, zwischen einem Volke von ungezwungenen "und feinen Sitten, (of easy and elegant "manners,) habe ich das abwechselnde Vergnü-"gen der Einsamkeit und der Gesellschaft genossen, "und hoffe es noch ferner zu geniessen. Aber "ich rechne mir den Namen und Charakter eines "Engländers zum Ruhme, und bin stolz, in "einem freyen und aufgeklärten Lande gebohren zu "seyn.„

Seiner guten Meinung von den Deutschen habe ich schon an einem andern Orte erwähnt. Er wollte noch gern so viel Deutsch lernen, daß er ein Buch lesen könnte, und fragte mich, ob ich wol glaube, daß es ihm gelingen werde. Er

erzählte mir, er habe schon einen Versuch gemacht, und ob er gleich zu der Zeit sehr beschäftigt gewesen wäre, so würde er doch alle Schwierigkeiten überwunden haben, wenn nicht sein Sprachmeister ein Mensch ohne allen Geschmack gewesen wäre. Seine Absicht war, sich Meister von dem ganzen Reichthume der deutschen Literatur zu machen, und sich zugleich, wie er sagte, damit noch einige Seiten Bibliotheken des Nordens zu öfnen. Als ich ihn nachher, im Jahre 1788 höchst unerwartet in London, in der gelehrten Abendgesellschaft wieder antraf, die sich damals bei dem Präsidenten der Societät der Wissenschaften, Sir Joseph Banks, so wie funfzehn Jahre früher bey seinem Vorweser, Sir John Pringle, zu der Zeit unter dem Vorsitze des ehrwürdigen Franklin, zu versammeln pflegte, erinnerte er sich noch unsrer Unterredung, und sagte, er habe nun würklich in London einen Sprachmeister angenommen, und werde dieses Studium in Lausanne fortsetzen.

Ein schöner Zug in Gibbons Charakter war seine treue und unabänderliche Freundschaft für Lord North, auch nachdem der Staatsmann gefallen war. Rührend sagte er in der Vorrede zur letzten Hälfte des Werks: wenn er es jemanden

dediciren wollte, so würde das Lord North seyn, obwol nun nicht mehr der Ausspender der Wohlthaten der Krone.

Daß Gibbon in seiner Jugend, die in Genf damals durch ihre Schönheit und Kenntnisse berühmte Demoiselle Curchod, nachherige Madame Necker heyrathen wollte, aber von seinem Vater davon verhindert wurde, ist nunmehro durch seine nachgelassenen Memoiren eine bekannte Sache. Aber eine nicht bekannte Anecdote habe ich von einem sehr wahrhaften noch lebenden Manne in Genf, der ein Freund der Madame Necker war. Als Gibbons erste kleine französische Schrift erschien, schrieb die nachherige Madame Necker, deren Verhältnisse mit Gibbon damals schon ganz unterbrochen waren, eine förmliche Widerlegung derselben, mit der ernstlichen Absicht sie drucken zu lassen. Sie hörte auf alle Gegenvorstellungen nicht, und nur ein Herr Moulton, ein Freund von ihr, war im Stande sie endlich noch davon zurück zu halten. Daß die Freundschaft zwischen Madame Necker und Gibbon sich wieder hergestellt, und auf Necker selbst verbreitet habe, wissen wir jetzt aus Gibbons gedruckten eigenen Nachrichten und Briefen.

Weder der ihm schmerzliche Tod seines Freundes Deyverdun, noch die Nähe der Kriegsgefahren, davon er aus seinem Fenster in Savoyen einen Theil des Schauplatzes sah, oder die Unruhe die eine Zeitlang im Pays de Vaud selbst unter der Asche glimmte, konnten ihn bewegen, sein geliebtes Lausanne und seine ausserordentlich schöne und angenehme Wohnung zu verlassen. Aber auf die erste Nachricht, daß sein alter Freund, Lord Sheffield, seine Gemahlin verlohren habe, verließ der nicht leicht in Bewegung zu setzende Mann plötzlich sein Paradies, und reisete im May 1793 nach England, einzig und allein um seinem Freund zu trösten. Und hier fand er im folgenden Winter seinen Tod an einem alten Uebel.

Schon in seiner ersten französischen Schrift nennt Gibbon den alten heydnischen Cultus der Griechen und Römer: Systême riant. Er hat auch nachher seine Liebhaberey für denselben so sehr zu erkennen gegeben, daß ich es nicht für eine Indiscretion halten kann, wenn ich den folgenden Zug aufhebe.

Der schöne Garten, welcher die Wohnung der beyden Freunde umgab, hatte die beträchtliche Grösse von vier Morgen, und es wuchs, ohne

ein

ein Weingarten zu seyn, eine ansehnliche Menge Wein darin, der eben damals reif war. Für Männer, deren Geist so sehr im Alterthum gelebt hatte, war es eben nichts fremdes, wenn sie bey Gelegenheit der Weinlese, die in allen Weinländern, und sonderlich in diesen Gegenden, eine große Feyer und die fröhlichste Zeit im Jahre ist, Vergnügen fanden, sich etwas aus der Vorzeit durch eine Nachbildung zu vergegenwärtigen. Ich reisete nur einige Tage zu früh ab, um einem Feste beyzuwohnen, welches dem Bachus geweihet war, und wozu man schon alles vorbereitete. Wenn die Trauben gesammlet wären, so sollten denn Winzer und Winzerinnen, die Herrschaft mit ihrer Gesellschaft und das ganze Hausgesinde, an diesem schönen Orte in Weinlauben, Lusthäusern und Sommersälen einen recht fröhlichen Abend feyern, der Beziehung auf den Weingott hätte. Auch ohne die Einrichtungen, welche ich machen sah, ließ sich von zwey Männern, die so viel Kenntniß des Alterthums und so viel Geschmack hatten, wol erwarten, daß das Fest reizend gewesen sey, und verhoffentlich wird Niemand dabey an die alten Ausartungen solcher Feste denken.

La Blancherie.

Dieses Namens hielt sich damals ein Franzose in Lausanne auf, den ich bey Deyverdün kennen lernte. Er reisete für die Ausführung eines Plans, der in guten Händen nützlich seyn konnte, und kam eben aus Italien zurück. Es war eine Art Intelligenz-Comtoir für die ganze Welt der Gelehrten und Künstler, welches er in Paris anlegen wollte, wovon damahls schon etwas vorhanden war, und hieß: Correſpondence générale et gratuite pour les ſiences et les arts, und von welchen er die gedruckten Einrichtungen mittheilte. La Blancherie nannte sich selbst l'Agent General des gens de lettres. Das Ganze sollte hauptsächlich durch ein wöchentliches Blatt subsistiren, das den Titel führte: Nouvelles de la Republique des lettres, worauf die Gelehrten aller Länder, die Theil an dem Institut nehmen wollten, sich abonniren müßten. Dieses Blatt sollte dazu dienen, frühe Nachrichten aus dem Reiche der Künste und Wissenschaften zu geben. Wenn irgend ein Gelehrter Nachricht verlangte, über irgend etwas; wenn er ein Buch suchte; wenn er etwas bekannt gemacht haben wollte; wenn er auf Reisen gieng, und Recomanda-

mandation zu erhalten wünschte, so wendete er sich durch Abonnenten an das Bureau, und wurde, durch die ausgebreitete Correspondenz desselben, geholfen. Sonderlich für Paris und für Reisende, die sich da aufhielten, schien es sehr nützlich zu seyn. Ein Saal war bestimmt, wo sich die Mitglieder der Societät versammleten, und wo Kunstwerke gezeigt wurden. Er hatte auch Protection, denn es war ihm die Postfreyheit im Reiche bewilligt, die bekanntlich bey allen öffentlichen Anstalten, den gelehrten Societäten u. s. w. darin bestand, daß man die Briefe in einen Umschlag an den Finanzminister, damals also: Mr. de Calonne, schickte, und auch alles unter dessen Siegel wieder erhielt. Ob die Sache jemals völlig zu Stande gekommen sey, habe ich nicht erfahren, wenigstens habe ich einige Jahre nachher, als ich in Paris war, nichts davon gehört. La Blancherie versicherte, das Journal de Paris sey schon eine Frucht seines Gedankens.

Gibbon, der sich für etwas Nützliches sehr interessiren konnte, war dafür eingenommen, und hatte die Höflichkeit mir zu sagen: er wünschte, daß ein Deutscher diesen Plan ausführe, so würde er der Sache bessern Bestand zutrauen. Er meinte,

die Deutschen schickten sich auch deswegen besser zu vergleichen, weil sie mit dem Ausländischen hinlänglich bekannt, und für ihr Eigenes nicht übermäßig eingenommen wären. Wegen seiner Thätigkeit hätte man denken sollen, la Blancherie könnte wol Antheil an der Revolution genommen haben. Aber seine Grundsätze mußten doch dazu nicht passen, denn ich höre neulich, daß er sich in England aufhalte und nützlich beschäftige. Muthmaaßen hätte ich freylich so etwas wol können, da Tissot, der den la Blancherie und seinen Ruf von Paris her kannte, mit vielem Lobe von ihm und seinem Character sprach, indessen zu gleicher Zeit ein Mann, dem ich schon damals nicht recht trauete, und der seitdem im Gefolge der großen Weltbegebenheiten, unzweydeutige Proben seiner schlimmen Grundsätze abgelegt hat, ihn gegen mich verachtete und ihm Uebels nachredete.

Lausanne fehlt es nicht an ausgezeichneten Menschen, wie das bey einem so geistreichen Volke auch wol zu erwarten ist. Unter allen Einwohnern dieser Stadt aber ist ohne Zweifel der große Arzt der erste, der nun nahe an funfzig Jahr einer Celebrität genießt, an die nur wenige Aerzte reichten.

Tissot.

Tissot *).

Man kann nicht besser empfohlen seyn, als ich es durch meinen Freund Zimmermann, dem Herrn Tissot war, aber man kann auch nicht gütiger aufgenommen werden, als mich dieser große Mann, dessen Bekanntschaft ich mir so lange gewünscht hatte, ohngeachtet seiner überhäuften Geschäfte, aufnahm. Wenn mir in Lausanne nichts angenehmes begegnet wäre, als mir die nähere Bekanntschaft und Zuneigung dieses Woltháters seines Zeitalters

*) Leider ist dieser große Arzt im Junius 1797 der Welt entrissen worden. Aus dieser Veranlassung hätte dem Folgenden Manches hinzugefügt werden können. Wenn ich aber diesen Theil meiner Reise, der im Winter von 1795 auf 1796 geschrieben ist, nicht noch länger liegen lassen wollte, so konnte ich auf die seitdem eingetretenen Veränderungen und Begebenheiten nicht überall Rücksicht nehmen, sondern ich mußte mich, wegen Beschränktheit der Zeit, begnügen, blos hie und da etwas in Beziehung auf dieselben einzuschieben. Den Wunsch aber, daß der gelehrte Nachlaß dieses seltenen Mannes, der zur Ausgabe fertig in den Händen seines liebenswürdigen und geschickten Neffen und Zöglings des Herrn Doctor d'Apples ist, und verbesserte und vermehrte Abschriften seiner frühen Werke enthält, den Aerzten bald mitgetheilt werden möge, diesen Wunsch sollte ich hier nicht zurückhalten.

alters zu erwerben, die mir seit der Zeit unverändert geblieben ist: so würde ich Ursach haben, mich meines dortigen Aufenthalts zu freuen.

Die große Meinung welche ich von Tissot dem Arzte habe, ist so alt als mein Studium seiner Schriften, und ich habe manche Beweise davon gegeben. Meine nähere Bekanntschaft konnte jene nur erhöhen. Es giebt wenig Aerzte, die bey wahrer und gründlicher Gelehrsamkeit so viel Gelegenheit haben, wichtige und belehrende Erfahrungen zu machen, und so viel Geist sie zu benutzen. Aber man würde sich sehr irren, wenn man glaubte, daß so ausserordentliche Vorzüge, und die natürliche Folge davon, sein großer Ruf, die Ehre die ihm wiederfährt und das tägliche Drängen vornehmer Personen nach ihn, seinen Character erschüttert und nachtheiligen Einfluß auf sein Wesen habe. Nur schwache Organisationen, welchen bey mäßigen Verdiensten einiger Succeß zu Theil wird, lassen sich davon aufblasen. Weder davon noch von Charlatanerie irgend einer Art, spürt man den geringsten Hauch bey ihm, sondern vielmehr das vollkommenste Gegentheil derselben, die größte Simplicität.

Herr

Herr Tissot ist von einem sehr ernsthaften Wesen, groß und von edler Gestalt und Anstande. Er macht wenig Worte, aber er spricht vortreflich wenn er anfängt; seine Sprache ist höchst correct und hat zugleich alle Feinheit, die sie nur in der besten Gesellschaft erhält. Er scheint kalt zu seyn, aber er interessirt sich sehr lebhaft, und fühlt sehr stark; auch sagte mir jemand, der ihn genau kannte: er ist ein Feuer mit Schnee bedeckt. Er gestand mir selbst einmahl, daß ihn ein eben damahls erschienener Roman, von dem nachher noch die Rede seyn wird, Caroline genannt, bis zu würklichen Thränen gerührt habe. Eine gewisse Zurückhaltung, die ihm einige vorwarfen und zurückstoßend fanden, ist übrigens bey einem Manne sehr natürlich und nöthig, der solchen Ueberlauf hat, und so vielen Zudringlichkeiten ausgesetzt ist. Man muß ihn unter seiner angenommenen Familie sehn, denn er selbst hat keine, und wissen, was er um sie gethan hat, um den liebenswürdigen Mann recht zu schätzen.

Er fühlt die Vorzüge seines schönen Vaterlandes, und genießt sie auf seiner angenehmen Campagne Mont Riond, unterhalb Lausanne nahe am See, in voller Maaße. Dieses allein konnte es

auch möglich machen, daß alle Reize des schönsten Theils von Italien und alle Anerbietungen die ihm zu Neapel geschahen, ihn nicht in jenem Paradiese zu halten vermochten. Zehn Tage hielt ihn die Königin von Neapel in Caserta auf, der General Acton macht ihm die glänzendsten Anerbietungen um ihn für beständig dort fest zu halten: aber nichts konnte ihn bewegen, er kehrte zu seinem geliebten Lemanischen See zurück. So sehr er auch Italien liebte, so schien er sich doch seines Sieges zu freuen. Noch im spätesten Alter, sagte er, würden ihn viele Erinnerungen und Eindrücke glücklich machen, die er aus jenem Lande mitgebracht habe. — Man kann sichs denken, wie angenehm demjenigen ein solches Wort seyn mußte, der eben im Begriff war in Italien zu reisen. — In Pavia zwar hatte es ihm weniger gefallen, theils wegen der Ungesundigkeit der Luft im Sommer, die alle Fremden zwingt ins Piemontesische zu fliehen, theils anderer Ursachen halber. Dagegen aber war er desto lieber in Florenz, aber vorzüglich in Rom und Neapel.

Auf Tissots Verdienste um die Arzneykunde darf ich mich hier nicht einlassen; aber ich glaube, daß ihm von einigen deutschen Aerzten, sonderlich von unsrer vorlauten medicinischen Jugend, nicht

Gerech-

Gerechtigkeit wiederfährt; wovon ihm jedoch, jenseits des Jurassus, und da er gar kein deutsch versteht, nichts bekannt wird. Was auch neuere gegen seinen Avis au peuple glauben erinnern zu dürfen — den vor dreißig Jahren, als Abbt sein Werk vom Verdienste schrieb, dachte man anders davon — so halte ich es noch allezeit für ein sehr vortrefliches höchst verdienstvolles Werk, und sah oft, in den Händen vernünftiger Hausmütter auf dem Lande, sehr großen Nutzen dadurch gestiftet. Manche seiner Ideen finde ich noch gar nicht im Umlauf, die doch nach meinem Bedünken vortreflich sind; andere sind zu einfach um Beyfall zu finden, und gewiß befolgen wir einige, ohne daß man noch daran denkt von wem sie herkommen.

Deutsche Liebhaber des Tobaks haben ihm übel genommen, daß er gegen das Rauchen ist, und haben ihn beschuldigt, er sage: kein starker Tobaksraucher werde über funfzig Jahr alt. Uebertreibungen sehen keinem Menschen weniger ähnlich als Tissot. Man muß bey seinen Worten bleiben; er sagt in dem Werke von der Gesundheit der Gelehrten: Je ne connois aucun grand fumeur qui soit devenu bien vieux. In einem Lande

wo so wenig geraucht wird als in Pays de Vaud, mag Hr. Tissot, der nie weiter im Norden war als zu Spa, den Fall wol nicht gesehn haben. Aber überhaupt soll es doch wol selten seyn, daß ein großer Raucher, das heißt der die Pfeife nicht kalt werden läßt, sehr alt werde, das heißt hoch in die achtzig komme. Zum Glück nimmt diese Art von Vergnügen, womit man andern beschwerlich wird, und die doch immer etwas Schmutziges hat, mehr und mehr ab. Ausser dem nordlichen Deutschlande und Holland und etwan in den mehr hyperboreischen Regionen, sieht man, wenig rauchen. In dem schönsten und größten Theile von London würde man Mühe haben sich nur die Materialien dazu zu verschaffen, und in keinem Caffe-Hause oder andern anständigen öffentlichen Versammlungsorte in den besten Theilen von London duldet man es.

Ich bemerkte zwar, daß Hr. Tissot von dem was sich Neues in der Arzneywissenschaft hervorthut wol unterrichtet sey, aber daß er es sehr mit critischem Auge ansehe, und wol sichte. Mit so viel ruhigem Verstande und einem solchen Gefühl für das Wahre und Nützliche läßt man sich nicht leicht hinreissen.

So viel ich von dem Verfahren dieses großen Arztes bey Krankheiten gesehn habe, ist es äusserst vorsichtig und bedachtsam, nicht immer durchgreifend, sondern oft sanft und gelinde, von Empirie so weit entfernt als von luftigen Hypothesen.

Die Gründlichkeit, welche diesen großen Mann in seiner eigentlichen Wissenschaft auszeichnet, verläßt ihn auch nicht bey jedem andern Zweige von Kenntnissen, auf die er seine Aufmerksamkeit richtet. Mit Vergnügen bemerkte ich das besonders in dem was ich ihn von der Kindererziehung sagen hörte, über die er viel studirt und gedacht hat; ein Gegenstand, der seit langer Zeit auch mich um so mehr beschäftigte, je mehr ich Gelegenheit hatte, die großen Fehler zu beobachten, die leichtsinnige so wol als redlich besorgte Eltern, in physischer und moralischer Hinsicht so häufig begehn. Mit vielen von Rousseaus Grundsätzen war er, wie natürlich, gar nicht zufrieden. Ueberhaupt urtheilte er von dessen Schriften: der Einfluß einer späten Bildung des Geistes und des Mangels an einer edlen Erziehung offenbare sich darin so wie in seinem Leben. Wenn er einmal etwas unrichtig gesehn hatte, so war er nachher nicht vermögend es jemahls richtig zu sehn, und darum hing er so hart-

näckig an seinen Irthümern und Sophistereyen. Bey dem allen, setzte Hr. Tissot hinzu, lese er doch seine Schriften mit dem größten Vergnügen.

Meine Verhältnisse mit Pyrmont veranlaßten Hrn. Tissot mich eine Beobachtung machen zu lassen, die mit der Zuverlässigkeit, in Betracht der angegebenen Zeit, damals wol nirgends gemacht werden konnte. Es betraf Pyrmonter Wasser, welches seit dem Sommer 1770 in seinem Keller gestanden hatte, und wovon er sagte, daß er, nachdem es sieben Jahre da gestanden hatte, es versuchte, und noch sehr gut fand. Es waren nun, am 12. Oct. 1785, volle funfzehn Jahre, seitdem es da stand, verflossen, und wir kamen überein, daß wol kein Mineral-Wasser sich so lange zu halten vermöchte. Wir öfneten eine Flasche, an welcher das Leder unter dem Pech schon ganz zerfressen, der Eisendrath völlig in Rost übergegangen und zerreiblich, aber der Kork noch vollkommen gut und sehr fest war. Nur ohngefähr eines guten Daumens breit war von dem Wasser im Halse der Bouteille verdunstet, wie man an der gelblichen Spur sehn konnte. Der Pfropf gieng mit einem Schalle heraus, und bewies damit die Gegenwart eines Vorraths von

Luft,

Luftsäure. Das Wasser war klar, nur schwamm etwas von dem Ansatze darin, war aber noch so kräftig schmeckend, daß wir, da es eben ein warmer Nachmittag war, mit Vergnügen ein paar kleine Gläser davon tranken. Es war jemand gegenwärtig, der eben damals in einer Cur von Selterser Wasser begriffen war, und dieser versicherte, das frische, erst vor drey Wochen angekommene Selterser Wasser, sey ihm des Morgens nicht so piquant vorgekommen, als dieses Pyrmonter des Nachmittags; und doch ist der Gaumen des Nachmittags stumpfer.

Wenn man die Reise von ohngefähr siebenzig deutschen Meilen bedenkt, die dieses Wasser zu Lande machen müßte, bevor es die funfzehnjährige Probe aushielt: so ist es klar, daß es nur auf gutes Zumachen ankommt, damit dieses Wasser, ohngeachtet der großen Flüchtigkeit seines geistigen Theils, sich sehr lange brauchbar erhalte. Ich erhielt von Hr. Tissot die Erlaubniß, mich in Betracht der obigen Thatsachen auf sein Zeugniß berufen zu dürfen, und habe auch davon schon anderswo Gebrauch gemacht. *)

*) In der kurzen Anleitung zum Gebrauche des Pyrm. Wassers zu Hause und an der Quelle 1791. S. 76.

So groß auch der Ruf und die wahren Verdienste dieses großen Arztes sind, so sehr er auch der Wohlthäter des Orts ist, an welchem er lebt, dem sein Name unläugbar einen Glanz giebt, der einzig und allein so manchen Fremden hinzieht: so bemerkte ich demohngeachtet ungern, daß keinesweges alle seine Mitbürger ihm Billigkeit oder Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Aber das scheint das allgemeine Schicksal aller sehr hervorstechenden Männer, in dem Kreise von Menschen nahe um sie her zu seyn. Neid und unbefriedigte Prätensionen rächen sich auf diese Weise.

Mir war die Bekanntschaft dieses vortreflichen Mannes gedoppelt interessant, durch seine Verhältnisse mit meinem Freunde Zimmermann.

Es ist in der That merkwürdig, daß diese beyden Männer durch ihren vieljährigen ununterbrochenen Briefwechsel über Gegenstände ihrer Wissenschaft, ohne persönlich bekannt zu seyn, durch das Licht, welches einer dem andern mittheilte, durch dieses Reiben an einander, oder doch mit dadurch sich so empor arbeiteten, daß sie die beyden berühmtesten ausübenden Aerzte ihrer Zeit wurden; wenigstens weiß ich keinen gleich-

zeitigen, der ihnen an ausgebreitetem Ruf oder Celebrität völlig gleich gekommen wäre.

Seitdem dieses alles lange geschrieben ist, hat Hr. Tissot alle Verehrer und Freunde Zimmermanns, mit der Vie de Zimmermann, diesem schönen Monumente der Freundschaft erfreuet, das beyden großen Männern gleiche Ehre macht. Niemand konnte mit solchen Materialien und mit solcher Würkung für Zimmermanns Namen etwas unternehmen, als Tissot. Auch über Zimmermanns früheres Leben war nicht leicht jemand im Stande, so viele Nachrichten und Aufschlüsse zu geben, als er, und schwerlich hätte es jemand mit so vieler Billigkeit und Unpartheylichkeit gethan. Denn einige von Zimmermanns ältern Freunden verdienen, nach meinem Gefühle, wegen ihres Benehmens, Vorwürfe.

Eine Lausannerin von vielem Geiste, die Madame de Crousaz, sah ich verschiedentlich in dem Hause der Herren Gibbon und Deyverdun. Sie ist die Verfasserin eines angenehmen und rührenden Romans, der Caroline. Vielleicht

könnte gegen die Entwickelung kunstgerechter Tadel statt finden. Aber man sollte hauptsächlich bey Romanen es mit den Werken von Frauenzimmern nicht zu genau nehmen, weil, so viel ich bemerken kann, diese Art von Schriften, aus den Händen von Frauenzimmern im Durchschnitt weniger schädlichen Stof enthalten, als die von Männern geschriebenen.

Zweyter Abschnitt.

Reise nach Chablais. Meillerie. Evian. Ension. Thonon. Ripaillie. Amadeus VIII. oder Pabst Felix V. Bise. Rückreise. Reise nach Vevay. Chillon. Villeneuve. Herbst-Nebel über dem See.

Unmöglich konnte ich wochenlang die Oerter vor Augen haben, in denen ich in frühern Jahren so oft und mit so großem Vergnügen im Geiste gelebt hatte, ohne sie näher zu sehen. An einem heitern Morgen, den 28. September, ritt ich nach Ouchy, nahe bey dem Hafen von Lausanne hinab, setzte mich in ein Schiff mit zwey Rudern und zwey Seegeln, um an die savoyische Seite nach Meillerie hinüber zu fahren. Nahe am Wasser ist das Ufer an der Lausanner Seite nicht allenthalben so schön, wie es von oben her aussieht. Es tritt flach in den See hinein, daher ragen hin und wieder grössere und kleinere Felsenblöcke aus dem Wasser hervor; an andern Orten siehet man Schilf auf demselben bis ins Wasser hinein.

Mit einem lebhaften Winde war ich schon in einer Stunde mitten auf dem See. Die bergigten Gegenden haben den ausnehmenden Vorzug, daß sich bey jedem Schritte die Gegenstände so sehr verändern, daß man sie kaum wieder erkennt. Alles übrige sah ich von hier in anderer Gestalt, nur die einzigen Felsen von Meillerie die ich hier so wie in Bellevûe grade vor mir hatte, behielten einigermaaßen ihr Ansehn, nur erscheinen sie grösser. Die Lausanner Küste fällt bey weitem in der Entfernung nicht so stark in das Auge, wie die Savoyische. Sie hebt sich gemach den Jura hinan, und giebt bis auf die Gebäude daran, den Anblick des gewöhnlichen waldigen Berges, der, dem durch die hohen Felsen verwöhnten Auge, nicht einmal sehr hoch scheint. Das schöne Grün verliert in der Entfernung auch schon seinen Glanz, und alles sieht fast grau aus. Man sieht die vielen Orte die an der Küste dieses Sees umher liegen, und wenn man frägt wie sie heissen, so fällt es auf, daß sie beynahe allesammt so wolklingende Namen haben. Es scheint, die Lieblichkeit der Gegend habe sogar auf die Namen Einfluß gehabt. Unter gar wenigen hart und rauh tönenden, wie Morges, Rolle, hört man, Vidy,

Ouchy,

Ouchy, Lutry, Cuilly, Vevay, Chillon, Meillerie, Evian, Ension, Ripaille, Cusy, Nyon, Puilly, und andere nennen.

Es waren noch keine zwey Stunden verlaufen, so landete ich schon zu Meillerie, welches sonst über drey Stunden Weges vom gegenseitigen Ufer entfernt ist. Man hält den See in dieser Gegend am tiefsten, und in ältern Nachrichten wird die Tiefe zweyhundert bis zu vierhundert Klafter angegeben. Da hier umher die Felsen so senkrecht herunter gehn, wie sie es an keiner andern Stelle des Sees thun, so ist allerdings hier der tiefste Abgrund zu vermuthen. Die Tiefe des petit lac, nemlich gegen Genf zu, wo er enger wird, giebt man nur auf vierzig Klafter an.

Meillerie.

Meillerie ist ein kleines armes Dorf, das aber schon seiner besondern Lage und innern Beschaffenheit wegen verdient gesehn zu werden. Ausser einem kleinen Orte an dem berühmten See von Trasymene, jetzo Lago di Perugia, wüßte ich nicht eine gleiche Situation gefunden zu haben. Es

liegt

Meillerie.

liegt auf einem ganz schmalen Streifchen des Erdbodens, der zwischen den steilen, doch hier mit Bäumen bewachsenen Berge, und dem Wasser frey war, und besteht aus zwey Reihen Häusern, die eine sehr enge nicht über dreyhundert Schritte lange Strasse bilden. An der einen Seite derselben stoßen die Wohnungen und Gebäude, die alle ganz von Stein und mit Kalk geweisset sind, an den Berg, an der andern werden sie vom See bespült und ragen darüber hinaus. Von dieser Straße gehn viele kleine

kleine Ausgänge nach dem See zu, wodurch man beständig Aussicht auf denselben hat. Die dadurch entstandenen Zwischenräume hat man auf eine, für das Auge angenehme Weise, zu einer Art von Lauben benutzt, die über das Wasser hinaus gehn, und deren Absicht ist, Kürbisse von der Erde ab daran ranken zu lassen, die auch in Menge daran wachsen und über dem Wasser hängen. Die Schiffe finden hierunter ihren Platz zum anländen, und Arbeiten welche am Wasser geschehen müssen, haben hier ihre Stelle. Wo der Boden so rar ist da wird jeder Fußbreit benutzt; wo nur zwischen den Häusern der geringste brauchbare Platz war, da steht auch gewiß ein Castanien-Baum, die man auch an beyden Enden des Dorfs findet, und deren Frucht hier einen Hauptzweig der Nahrung ausmacht.

Die Felsen von Meillerie, deren Rousseau erwähnt, liegen an der Ostseite des Orts. Sie sind so steil, daß hervorspringende Theile davon über meinem Kopfe hingen, und daß es darunter her nur einen schmalen und gefährlichen Fußsteig in ziemlicher Höhe über dem Wasser giebt, der auf dem Steingrande hingeht, welcher nach und nach vom Felsen herabgeschossen ist, und eine Art von Böschung

(talus)

(talus) gebildet hat, ohne welche Niemand hier fortkommen könnte. Und diese Felsen, an welchen ich nichts als hie und da einen Brombeerstrauch sah, gehn so, mit wenig Unterbrechung, bis an die Grenze von Wallis fort, so daß an dieser Seite, Meillerie einer der letzten Orte im Herzogthum Chablais ist. Hauptsächlich bedienen sich, wie man mir sagte, die Schleichhändler dieses gefährlichen Weges, um Contrabande auf Mauleseln in Savoyen einzubringen *). Zu meinem Erstaunen sah ich, daß doch Menschen an diesen fürchterlichen fast über dem Wasser hängenden Felsen herum klettern, und daran eine gefährliche Arbeit vornehmen, nemlich brauchbare Stücke von dem Felsen abzusprengen, die denn herunterschiessen, und wenn sie gut fallen, am Rande des Wassers bearbeitet und mit Schiffen fortgeschaft werden. Es lag noch ein solches Stück da, das, wol so groß wie ein kleines Haus, vor einigen Jahren unerwartet früh beym Sprengen, grösser als es sollte, herabgestürzt war, und vier Menschen tödtete.

Ange-

*) Hannibal, mit einer solchen Armee, mit Elephanten und Fuhrwerken, könnte diesen Weg nicht ziehen, wenn er käme, geschweige damals.

Angenehmer ist die Gegend am dem Berge oberhalb von Meillerie. Er ist zwar ziemlich steil, aber doch mit Bäumen bewachsen, hat sehr schöne Rasen und herrliche Schatten. Ein reissender Bach stürzt den Berg hinab, bildet an einer Stelle eine schöne Cascade, und treibt unten im Dorfe eine Mühle, die auf der Vignette sichtbar ist. In einiger Höhe fand ich freye Stellen, wo man unter dem Schatten eines Baums die schönste Aussicht über das Dorf weg auf der See und die gegenüber liegende Küste hat. Ich sah hier ganz klar Lausanne, Bellevüe und alle Orte der Schweizerseite, aber auch, was man hier hauptsächlich sucht, Vevey, das etwan zwey Stunden entfernt ist, erschien sehr deutlich, und mit einem kleinen Dollondschen Fernglase konnte ich Fenster in den Häusern und Personen davor erkennen. Dieses müssen also die Stellen seyn, von welchen Rousseau spricht.

Beym Herabsteigen gieng ich nach der Kirche, oder vielmehr Capelle, die, wie die Vignette zeigt, über dem Dorfe im Holze liegt, und deren Thürmchen ich von der Höhe bemerkt hatte. Sie gehörte ehemals einem kleinen Bernhardiner Kloster, und ist nun die Dorf-Capelle und die Wohnung des

Geist-

Geistlichen. Eine alte Frauensperson war das einzige menschliche Wesen in diesen Mauern, die mich sehr gefällig umherführte. Die Wohnung war sehr klösterlich und sehr klein, alle die kleinen Zimmer die an der Erde lagen waren gewölbt, auch die Kirche; es sah zwar alles etwas beräuchert darin aus, aber gar nicht ärmlich, und ganz wöhnlich. Auf Rousseaus Autorität hin, fragte ich nach dem Herrn Curé (Pfarrer); denn Rousseau läßt St. Preux ein Telescop vom Curé leihen. Aber die Alte antwortete mir: ce n'est qu'un Chapelin (er ist nur Capellan). Aus diesem Irrthume und aus einigen andern Umständen schliesse ich, daß die Sage die man in dieser Gegend hat, als ob Rousseau sich würklich einst eine Zeitlang in Meillerie aufgehalten habe, nicht gegründet sey. In seinen Confessionen findet sich davon keine Spur. Vermuthlich hat er Spazierfahrten dahin gemacht. Indessen kam der Capellan zu Hause, ein freundlicher zufriedener Mann. Er führte mich in seine Studier-Stube, wo wol ein Hundert gut gebundene Bücher in lateinischer und französischer Sprache standen. Die meisten waren theologisch, aber doch auch einige historische und geographische darunter.

Mahlerisch und würklich romantisch ist die Lage dieses Orts, und daher könnte man in der schönen Jahrszeit hier schon einige Zeit mit Vergnügen zubringen, wenn man auch keinen besondern Reiz hätte nach Vevey hinüber zu sehn. Aber wer in dem Wirthshause einen erträglichen Platz finden will zum Aufenthalt, der wird sehr zu suchen haben, denn es sieht traurig darin aus; doch fand ich die Leute darin frölich und bis zum Scherz aufgeräumt.

Die Bewohner von Meillerie leben fast ganz allein von dem Holze, welches sie zu Schiffe nach Genf bringen. Ein Zweig ihrer Nahrung ist auch Bearbeitung der Lindenrinde, davon ich eine große Menge sah die man trocknete. Man macht Seile daraus die sehr stark seyn sollen, hauptsächlich aber, sagte man mir, bereite man sie zu einer Art von Werg, welches zum calfatern der Schiffe gebraucht wird, und dazu eben so gut seyn soll wie der Werg von Hanf. Von Viehzucht sah ich wenig Spuren, ausser doch viele Schweine, die alle sehr groß und pechschwarz waren; die damals halbreifen abgefallenen Castanien gaben ihnen trefliche Nahrung. Wälsche Nüsse wachsen hier sehr viel, und ersetzen, was an Butter mangelt, durch

ihr Oel, sie waren eben reif und sehr wohlschmeckend.

Um die durch Rousseaus Roman veranlaßte Reise zu vollenden, hätte ich gleich nach Vevey hinüber fahren mögen. Allein da Vevey an der Lausanner Seite des Sees lag, so konnte ich es leichter von da ab besuchen, und blieb daher lieber an der Savoyischen Seite, um einige merkwürdige Orte zu sehen, die mir nachher nicht so gelegen waren, besonders den Gesundbrunnen zu Ension und das berühmte Kloster Ripaille.

Das Savoyische Ufer.

Ich ließ mein Schiff am Ufer fortrudern, und gieng zu Fuße auf dem schönsten Wege nach der Stadt Evian zu. Er läuft am Fuße des Berges dicht am Wasser her, und ist nur schmal, blos für Cabriolets zu fahren, aber sehr eben und gut gemacht, und überall von Castanien- und Nußbäumen beschattet, unter denen heraus man die angenehmste Aussicht auf den See und die Ufer de la Côte hat. Eine Stunde von Meillerie kommt man durch das Dorf la Tour ronde, welches dicht am See liegt. Hier umher sah ich große Anstalten für die Fischerey, von der ich bey Meillerie,

ver-

vermuthlich wegen des allzutiefen Wassers, fast keine Spur fand. Es waren Netze von ausserordentlicher Grösse aufgehängt, die man, bey einer dem Fischfang günstigen Witterung, in den See versenkt, sie über Nacht darin stehen läßt, und erst folgenden Tages wieder heraus zieht, da man sie denn an den oben schwimmenden Zeichen erkennt. Entweder muß die Fischerey in diesem See mit großen Kosten und Schwierigkeiten verknüpft seyn — ich vermuthe nicht, daß etwa eine hohe Pacht darauf liege — oder sie muß nach Verhältniß der Anwohner nicht ergiebig seyn. Denn die feinen so sehr gepriesenen Fische sind ausnehmend theuer, und vielfältig sind gar keine zu haben. Der beste Fisch in diesem See ist der Ombre chevalier, ihm folgt die Seeforelle, welche die Bachforelle weit übertrift, und mehr Aehnlichkeit mit der Lachsforelle anderer Gegenden hat; diese beyden werden selten das Pfund unter einen Gulden verkauft, aber oft sehr viel theurer. Etwas weniger selten und kostbar ist der Seebarsch, der auch sehr geschätzt wird.

Von Tour Ronde kommt man noch durch ein paar Dörfer grand Rive und petite Rive, die alle dicht am See liegen. In dieser Gegend sah

ich überall noch keine italienische Physiognomie, oder die von den schweizerischen verschieden wären. Weil die Küste nach Norden gekehrt ist, so kann die Sonne, die ja doch die hauptsächlichste Ursach der Verschiedenheiten der Bildungen ist, hier nicht viel wirken, wie denn auch keine Weinberge da sind. Bey Tour Ronde sah ich eine Bauersfrau von solchem Wuchs, Farbe und Bildung, daß sie in jedem Lande für eine Schönheit gelten konnte, und ihr anständiges Wesen, ihre sonore Stimme und das gute Französische, was sie redete, verminderten den Eindruck nicht, den sie machte. Ich fand an ihr eine Widerlegung dessen, was manche zu allgemein über die Einwohner Savoyens geschrieben haben.

Evian.

In einer beständigen Allee von Nußbäumen geht man bis an die Stadt Evian, die durch einige umher auf den Anhöhen liegende adeliche Schlösser von fern her, ein artiges Ansehen bekommt. Es ist ein ziemlicher Ort, der hart am Ufer her liegt. Die Straßen sind sehr gut gepflastert, und die Häuser alle von Steinen gut gebauet. Aber die papiernen Fenster, welche ich hier zuerst sah, stechen

stechen mit den Gebäuden sehr ab, und geben einen Eindruck von Armuth. Die Einrichtung der Häuser ist hier, so wie schon in einigen Gegenden von Oberdeutschland und der Schweiz, und durchgehends weiter im Süden, von einer Art, von der man sich in Niedersachsen und Westphalen kaum einen Begrif machen will. Niemand wohnt unten im Hause. Das Erdgeschoß (rez de chaussée) dient zum Keller, Stall, Aufbewahrung von Feuerung, Geräthe, und allenfalls hat der Pferdeknecht seine Schlafstelle da; in den Städten sind doch auch die Kramläden oder Boutiquen gewöhnlich unten. Der Hausherr wohnt im ersten Stockwerke eine Treppe hoch mit seiner Familie, und auch da, in der ersten Etage, ist die Küche und der ganze Haushalt. Die bessern Zimmer sind noch eine Treppe höher im zweiten Stock, und das ist in Wirthshäusern durchgehends der Ort, wo die Fremden wohnen. Der Gesundheit ist gewiß eine solche Art zu wohnen, viel angemessener, als die Wohnart im Norden und Westen von Deutschland, wo alles platt an der Erde wohnt und schläft, und wo, sonderlich in feuchten Gegenden, die Folgen eines solchen ungesunden Aufenthalts, sich bey den schwächern Constitutionen deutlich zeigen.

Indem ich am Nachmittage durch diese Stadt kam, hörte ich in einer Kirche singen, und gieng hinein. Es war die Kirche eines Nonnenklosters, dessen Gefangene eben ihre Vespern hielten, und es liessen sich einige schöne Stimmen unterscheiden, aber sehen konnte ich sie auf ihrem hohen Chore nicht wie ich gern gewollt hatte. Ein Nonnenkloster von einem strengen Orden, wie dieses — mir deucht, es waren Clarissen — giebt mir immer ein wehmüthiges Gefühl. Solche arme Geschöpfe können doch zuverläßig darauf rechnen, daß sie, wenn nicht solche ausserordentliche Begebenheiten eine Ausnahme machen, wie freylich für dies Kloster zu Evian die französische Revolution, auf eine etwas unsanfte Weise, geworden ist, nie bis in den Tod ihren Fuß wieder über die Grenzen und ausser den Mauren ihres Klosters setzen werden. Sie müssen sich darin ergeben, immer auf dieselben Flecke zu treten, immer die nehmlichen Dinge zu thun, immer einerley Gegenstände zu sehn. Wenn sie auch in einer so schönen Gegend noch den Vorzug einer herrlichen Aussicht in die Ferne haben, so sehn sie doch immer aus einem sehr beschränkten Standpunkte. Ich dachte, wenn ich, anstatt diese Reise fortzusetzen, die mir

so viel Vergnügen brachte, plötzlich in ein Camaldulensers Kloster, mit der Hoffnung und den Aussichten eines Camaldulensers, gesteckt würde. —

Meine Schiffer hatten von Meillerie her so tapfer gerudert, und mich dadurch so schnell gehn gemacht, daß es mir bey dem warmen Wetter zu viel wurde, den Weg von Evian weiter auf dem Ufer zu Fuße fortzusetzen; ich stieg also ein, und fuhr nahe an demselben hin, bis zu dem dreyviertelstunde davon, ebenfalls dicht am See gelegenen Gesundbrunnen zu Ension.

Ension.

Wie lange dieses Wasser schon im Gebrauche ist, kann ich nicht angeben. In der ersten Ausgabe des Theatri Sabaudiae von 1682, worin doch Evian abgebildet ist, finde ich davon nichts erwähnt, hingegen in Schriften aus dem ersten Viertel dieses Jahrhunderts, ist schon von einem Gesundbrunnen bey Evian die Rede.

Ausser der Lage auf diesem schönen Ufer, hat dieser Gesundbrunnen nichts beneidenswerthes. Alle Anlagen bestanden aus einem kurzen Gange noch junger Bäume in zwey Reihen und aus vier Gebäuden, davon zwey ganz offen ohne Thüren,

zwar fest von Steinen gebauet, aber doch schlecht wie Scheuren aussahen. Das eine von diesem war ein bloßes Schauer, worin man die Reitpferde und Fuhrwerke der Curgäste stellt, die alle von Evian des Morgens herkommen müssen, wo sie wohnen, weil hier beym Brunnen Niemand logieren kann. Das zweyte eben so große, inwendig ganz leere, halb dunkle und traurige Gebäude, war — das Brunnenhaus Ganz in der einen Ecke dieses wüsten und leeren Gebäudes, ist ein Stein mit der schlechten Wand grade, in welchem zwey Löcher gebohrt sind, durch die das Gesundwasser hereinfließt, und in einem, fast mit dem Boden gleich liegenden ausgehöhlten Stein fällt, worin es sich sammlet. Mir fiel, als ich den eigentlichen Grund und die Absicht dieses Gebäudes so suchen mußte, das bekannte Gleichniß — ich denke Swifts — ein, von dem großen leeren Tempel, worin man nichts fand als eine Maus. In der rohen elenden Wand waren rund umher eine Menge viereckigter Löcher angebracht, damit die Brunnentrinker ihre Gläser darin setzen könnten. Wenn Ension einst so viele Curgäste zählt, als da Löcher sind, so kann dieser Brunnen es mit dem besuchtesten Curorte aufnehmen.

Nun waren noch die beyden andern Gebäude, die verschlossen, mit grünen Thüren und Fensterläden versehn, ein ganz artiges Ansehn hatten. Ich war zu eilig um Schlüssel zu erwarten; man sagte mir das eine sey ein Tanzsaal, wozu es zu klein schien. Das andre, etwas kleinere, war eben so hübsch wie jenes von aussen, und machte das point de vue der Allee aus. Ich fragte wozu es diene, aber niemand antwortete mir. Endlich fragte ich ein Mädchen das da gieng etwas dringender: Monsieur, ce sont les secrets. Comment, sagte ich, les commodités? Oui, Monsieur, pour les Seigneurs. Das konnte ich fast nicht glauben; ein so elendes Brunnenhaus, und solche Bequemlichkeiten.

Das Wasser ist von der schwächsten Art, es schmeckt nicht so stark nach Luftsäure als die gewöhnlichen Pyrmonter süßen Wasser, und wenig mehr als das kleine Mineralwasser bey Lausanne. Einen sehr geringen Eisengehalt führt es mit sich, wie man an einer Spur eines gelben Ansatzes an dem Steine sieht durch welchen es einfließt.

Merkwürdig ist es in der That, daß das übrigens nicht vorzüglich mineralische Nieder-

Deutschland, in Absicht auf die Luftsäuren, als auch in Absicht auf die Stahlwasser, allen Ländern, so viel ich von ihren Brunnen kenne, weit vorgehe; und daß grade in Deutschland der am wenigstem begünstigte Kreis, der Westphälische, in welchen doch auch Spa liegt, hierin der vorzüglichste sey. Ob das Wasser von St. Maurice in Bündten eine Vergleichung mit Pyrmont aushalte, das weiß ich aus eigener Untersuchung nicht, zweifle aber daran gar sehr. Alle übrigen Stahlwasser, die mir in der gebirgigen Schweiz in dem höchstmineralischen Italien, wo doch die Luftsäure, in der Grotta del Cane, aus dem Erdboden strömt wie zu Pyrmont, in Frankreich und England bekannt sind, lassen sich mit dem Pyrmonter gar nicht vergleichen. Selbst in Amerika hat man bis jetzt noch kein Wasser in Gebrauch gebracht welches jenem gleich käme, und es gehn noch alle Jahre ansehnliche Transporte Pyrmonter Wasser nach Newyork, und andern americanischen Häfen.

Die Savoyischen Prinzen, der damalige Prinz von Piemont und der Halbbruder des Königs der Herzog von Chablais, pflegten den Aufenthalt in der Curzeit sehr angenehm zu machen. Sie gaben Feten, und insonderheit ließen sie, wie man

mir erzählte, an angenehmen Sommerabenden gewisse Stellen am Ufer die sich dazu schickten, illuminiren, welches weit umher wunderschön anzusehn sey.

Die Berge ziehn sich in dieser Gegend schon weiter als bey Meillerie vom Ufer zurück, und lassen etwas Fläche oder doch sanftere Erhebung daran, daher man hier wieder mehr Gärten und Feldbau und hauptsächlich auch wieder Weinberge sieht. Von Ension bis Thonon ist ohngefähr anderthalb Stunden. Ich fuhr immer an diesem mannigfaltig veränderten Ufer hin, aber indem ich mich des reizenden Anblicks an dem schönen Nachmittage freuete, zeigten mir die Schiffer ein ganz kleines einzelnes Wölkchen, fast schon über uns, und versicherten mich, das bedeute uns die Bise, und so sey es unmöglich am selbigen Tage nach Lausanne zurückzukommen, vielleicht auch nicht einmal am folgenden, weil dieser strenge durchdringende, für uns widrige Wind, gewöhnlich drey, sechs oder neun Tagen daure. Sie hatten recht geweissagt. Kaum nach einer Viertelstunde sah man schon in der Entfernung den See seine glatte Oberfläche verlieren, und es währte nicht lange so mußten wir unsre Seegel einnehmen.

Es

Es war nicht möglich den Hafen der Stadt Thonon selbst zu erreichen, sondern wir mußten schon zu Ripaillie, welches noch eine Viertelstunde davon liegt, ans Land gehn. Wir kamen, indem wir uns dem Kloster näherten, die ungemein lange und schöne Brücke vorbey, die über die Dranse geht, nicht fern von dem Ausflusse dieses Wassers in den See. Man sagte mir sie bestehe aus sechs und dreyßig Arcaden, denn gezählt habe ich sie nicht, und war die erste Spur des großen Stils in allen öffentlichen Anstalten, welcher, noch von den Römern her den meisten italienischen Staaten angeerbt ist. In Deutschland bauet man solche Brücken kaum zur Communication großer Städte, und hier legt man sie über einen Fluß, der zwar zuweilen sehr anschwillt, der aber zu andern Zeiten kaum Wasser hat, damit man trocknes Fußes von Thonon nach Evian, aus einer kleinen Stadt nach der andern gehn könne. Denn ein Deutscher kann sich nicht einbilden, daß man dadurch die Communication zwischen zwey fremden Ländern, der Stadt Genf mit dem Walliser Lande, erleichtern wolle, weil die deutsche Art zu calculiren dergleichen nicht lehrt.

Ich wollte noch gleich im Vorbeygehn das berühmte und würklich in aller Hinsicht schöne Ripaillie sehn, aber die Mönche hatten sich schon um sechs Uhr zur Ruhe begeben, weil sie schon um eilf Uhr wieder ein Paar Stunden in der Kirche seyn müssen, und überdem von Michaelis bis Ostern des Abends nichts zu essen bekommen. Am folgenden Morgen blieb mir auch allem Ansehn nach Zeit genug, diese einsamen Carthäuser zu besuchen, und so machte ich mich auf den Weg nach Thonon, der Hauptstadt des Herzogthums Chablais, welches ehemals auch die Residenz ihrer Herren war.

Thonon.

Vor der Stadt ist ein hübscher mit hohen Bäumen umgebener Platz, von dem man aus ziemlicher Höhe auf den See und auf ein kleines am Wasser liegendes Dorf, welches eigentlich der Hafen von Thonon ist, hinabsieht. Hier versammlet sich an schönen Abenden die feine Welt der Stadt; aber der Abend war wegen des Windes nicht angenehm. Indem ich ins Thor gehen wollte, sah ich verschiedene Leute Früchte in Körben tragen, die ich nicht den Augenblick in ihren grünen Schalen erkannte; es

waren reife Mandeln. Es ist schon das Merkmal eines schönen Clima, wo diese zu den gewöhnlichen Früchten gehören.

Die Stadt ist eben nicht klein, und ziemlich volkreich, sie hat in ihrem Umfange, oder sie hatte vielmehr damals, drey Mönchs und drey Nonnenklöster, manche gute Häuser, und ich sah ein würklich schönes Gebäude, die Wohnung eines Grafen des Landes, aber das Ganze ist denn freylich ein finsterer unreinlicher Ort.

In dem Wirthshause wo ich abtrat herrschte Unordnung, Pracht und Schmutz. Bettdecken von Atlas, Umhänge von Dammast, die Tischdecke von Goldstof, aber alles voller Flecke, überall Spinneweben, Mäusekoth, und ein Geruch wie in einem Hünerstalle. In solchen Häusern steht nichts, kein Tisch auf der rechten Stelle, der Fußboden ist pechschwarz, kein Stück Hausgeräthe ist ohne Unsauberkeit, alles bestäubt, kein Besen wird fast in einem dergleichen Häusern gebraucht, und die frische Luft ist ganz davon ausgeschlossen, daher denn auch alle Arten lästiger Insekten, die zu ihrem Gedeihen nothwendig ungestörte Ruhe bedürfen, in größter Menge zu finden sind. So widrig die Unreinlichkeit auch für mehr

als einem Sinn ist, so sieht man doch die Leute zwischen allem diesem Wuste ganz ruhig mit über einandergeschlagenen Armen umherschlendern, nur das dringendste verrichten, und alle Beschwerden gleichgültig tragen, welche die natürlichen Folgen der Unordnung und der Unreinlichkeit sind.

Geiz und Faulheit sind ein Paar sonderbare Neigungen, die einen erstaunlichen Reiz für diejenigen haben müssen, welche sich ihnen ergeben. Sie sind mehr Hang als Leidenschaft, weil sie dauren, und nicht das steigen, fallen und verlöschen der eigentlichen Leidenschaften haben; aber sie gewinnen dauerhaftere Gewalt über den Menschen, als diese. Der Geitzige entbehret willig Alles für seinen Geiz, der ihm folglich Alles ersetzen muß. *)

Der

*) Man erinnere sich der erstaunenswürdigen Beyspiele der beyden engländischen Baronets Elves, Oheim und Neffe, die bey dem Besitze von Millionen, im eigentlichsten Verstande darbten; nicht so viel mächtig waren, sich ordentlich zu kleiden, zu ernähren, oder nur ein gutes, vor Wind und Wetter geschütztes Lager in ihrem verfallenen alten Landsitze zu haben, und wovon der eine zuletzt ordentlich verschmachtete.

der Faule, nicht völlig in dem Grade, erduldet Alles was nöthig ist, damit er faul seyn könne.

Aber doch sind die Menschen hier eigentlich nicht träge, sie sind gesund, frisch und stark und von Herzen frölich; sie lachten, sie plauderten allerwärts auf der Straße. Es war nicht einmal ein schöner, sondern kalter und windiger Abend, aber doch saßen die Leute allenthalben vor den Thüren und sangen, daß es eine Freude zu hören war. Ob sie besser gethan hätten zu schweigen und ihre Häuser rein zu machen, das will ich nicht beantworten. Aber wahr ists, ich bemerkte einen auffallenden Unterschied in Absicht auf die äussere Zeichen des Frohsinns mit ihren Nachbarn den Schweizern; obgleich die Savoyischen Unterthanen bekanntlich durch zwar nicht große, aber doch für ihre Erwerbsquellen zu schwere Abgaben, so belastet waren, daß sie von wegen des Wohlstandes nicht halb so viel Ursach hatten vergnügt zu seyn, als jene. Diese merkwürdige Verschiedenheit aber suche ich lediglich in der Landesverfassung. In allen republikanischen Staaten fand ich niemals eine solche Frölichkeit bey dem Volke wie in den monarchischen, daher, und wegen der wenigern Höflichkeit, gefiel es mir noch nie recht in einer

Republik

Republik, davon ich doch die erheblichsten gesehen habe. Mir scheint das Uebergewicht was einzelne Mitbürger in republicanischen Staaten haben, die mehreren Verhältnisse, in welchen in der Republik die Regierer mit den Regierten, als Gleiche, stehen, und die mancherley Rücksichten, welche dadurch veranlaßt werden; vielleicht etwas Förmliches, das eine solche Verfassung mit sich führt, und ein Emporstreben gewisser Art, hievon der Grund zu seyn; aber wenn ich auch in der Ursach irre, so werde ich mir doch die Richtigkeit der Bemerkung nicht ausreden lassen. Frankreich, dieses Land des Maximum der Fröhlichkeit, wird sicherlich, wenn es eine Republik bleibt, oder wenn es auch nur etwas einer Republik ähnliches behält, auch wenn es einst ruhig werden sollte, in dieser Hinsicht nie wieder werden, was es war; und in Thonon mag jetzt, unter dem eisernen Scepter der französischen Republik, den guten Leuten das Lachen und Singen wol vergangen seyn. *)

Da

*) Man giebt mir noch ganz neuerlich die Nachricht, daß die unaufhörlichen Requisitionen die Fröhlichkeit aus diesen Gegenden gewaltig verscheucht haben.

Da ich nun einmal, für die Nacht zum wenigsten, in Thonon durch den Wind festgehalten war, und meine Absicht noch des Abends nach Lausanne zurückzukehren aufgeben mußte: so suchte ich meine Zeit so gut hinzubringen, als ich konnte. Ich machte die Bekanntschaft des vornehmsten dasigen Arztes, Mr. Dessaix, eines geachteten, gesetzten und vernünftigen Mannes, der auch, wie es mir schien, geschickt war. Er hatte in Paris studirt, und war im siebenjährigen Kriege mit der französischen Armee in Deutschland, nahe bey der Affaire von Klosterkamp gewesen, wo der berühmte Chevalier d'Assas blieb. Sein Sohn, ein vielversprechender junger Mann, kam eben von Turin, wo er studiert und promovirt hatte, und wollte nun eine Reise nach Paris und London antreten; ich konnte also die Zeit, welche ich bis zum Abendessen nicht zum Schreiben anwendete, angenehm hinbringen.

Es ist fast allgemein wahr, daß, so weit die französische Sprache sich ausbreitet, und Volkssprache ist, auch mehr oder weniger Mangel an Reinlichkeit herrscht, dagegen aber hat sie auch fast durchgehends zur Gefährtin eine Höflichkeit, Liebenswürdigkeit, eine Leichtigkeit und Unverle-

genheit (aisance) in den Sitten etwas Zuvorkommendes, welches das Bekanntwerden befördert, den Umgang erleichtert, und ihn angenehm macht. Sonderlich erstreckt sich dieses merklicher auf die geringern Stände. Diese äussere Politur, wenn auch das Herz dabey ungebessert bleibt, hat einen viel grössern Werth für die menschliche Gesellschaft, als mancher nicht so feine, an Studenten-Sitten gewöhnte Deutsche, zugeben will; ich hoffe deswegen, und wünsche es wenigstens, der Sansculottismus, den die Revolution in Frankreich brachte, der das Dutzen für guten Ton, und Grobheit als Bürgertugend einführte, möge sie nicht ganz daraus verdrängt haben.

In mancher angesehenen deutschen Stadt hätte ich nichts darum gegeben, um mit der Familie des Wirths am Tische zu seyn, ich würde mir viel lieber ausgebeten haben, auf meinem Zimmer allein zu essen: aber in dem abgelegenen Thonon bat ich mir diese Ehre aus, und bereuete es nicht, denn ich unterhielt mich vollkommen gut. Die ganze Gesellschaft bestand, ausser noch einem Fremden, aus der Wirthin, einer gutmüthigen höflichen Alten, die zu allem, was man ihr sagte, ein freundliches Gesicht machte; ihrem Sohn, der

sich als Wundarzt zu Carouge, dem nächsten Savoyischen Orte vor Genf, niedergelassen hatte, seiner Frau, einer jungen, eleganten, hübschen und klugen Genferin, und der Wirthin jüngsten Tochter, Mamsel Rose, einem schlanken, wackern und unschuldigen Mädchen von frischer Farbe, die auch zugleich mit vielem Anstande zu Tische diente.

In Deutschland hätte sich die Tochter in manchem Wirthshause geschämt, bey Tische aufzuwarten, und je tiefer in Deutschland hinunter, je grösser ist diese Vornehmigkeit der geringen Classen, und die Abneigung für das angesehn zu werden, was man doch würklich ist. Wo bey großen Feten in Oberdeutschland der Gastwirth umher sieht, ob alles in guter Ordnung sey, da setzt er sich in Niederdeutschland mit zur Tafel, und seine Frau, anstatt, wie vormals selbst nach dem Markte zu gehen, um ihr Gemüse gut und wolfeil zu kaufen, schickt ihre Magd, um das schlechtere theurer zu bezahlen, damit sie ihrem Stande nichts vergebe. In der That sind wir Deutschen in diesem Punkte lächerlich, und machen uns das Leben dadurch beschwerlich. Seitdem ich denken kann, hat die Thorheit gewisse Geschäfte schimpflich zu

halten,

halten, unter uns, und zumahl in der dienenden Classe, unglaublich zugenommen. Kein Dienstbote würde heutiges Tages noch thun wollen, was man vor vierzig Jahren durchgängig von ihnen verrichten sah, und was er einige Jahre nachher, wenn er Hausvater wird, doch mehrentheils wieder thun muß.

Für einen Reisenden, der hauptsächlich auf leckere Speisen in der Welt umher zieht, und alles notirt, was ihm oftmals blos wegen des durch das Reisen erweckten Appetits, herrlich schmeckte, wäre an der Tafel der Madame Fontain ein schlechter Markt gewesen. Es fehlte zwar nicht an der Zahl der Gerichte, aber gar sehr an niedlicher Zurichtung. Die gute Frau liebte gar zu sehr die verdächtige dunkle Farbe an ihren Speisen, die sich zwar auch für eine Küche, worin es so schmutzig aussah, wie in der ihrigen, am besten schickte. Wir hatten nicht blos Hasenfleisch mit einer braunen Brühe, sondern auch Kalbfleisch und Hünerfleisch, eben so gefärbt, und der Geschmack empfahl diese Dinge nicht mehr als das Ansehen. Aber es blieben guter Wein, leidliches Brod und herrliche Früchte übrig. Alles was die Natur hier unmittelbar giebt, ist vortreflich, aber wenn es durch die

Hände der Menschen geht, so wird es durch Unsauberkeit verdorben.

Unsere Unterredung fiel auf Tissot, ich nannte verschiedene Russen, Engländer, Polen, Franzosen, die jetzt blos seinentwegen in Lausanne wären, und sagte, wie viele Menschen aus aller Welt Enden zu ihm reisen. Auf einmal rief Madame Fontain die jüngere aus: ah! que c'est une belle chose qu'une grande réputation, und warf einen Blick auf ihren Mann, der viel Ausdruck hatte. Du armes Kind, dachte ich, wenn Neigungen und Wünsche solcher Art in deinem Herzen wohnen, so bedaure ich dich als die Frau eines Land-Chirurgus zu Carouge. Herr Fontain schien zwar seine Kunst ganz wol zu verstehn, hatte auch gute Bücher gelesen, aber zu einer großen Reputation konnte er gewiß keinen Rath schaffen.

Alle Franzosen halten ihre Weise für die beste und richtigste, das ist ein Grundgesetz, welches sich über alles Gedenkbare erstreckt. Wenn sie auch irgend etwas von andern annehmen, so richten sie es doch gewiß erst nach ihrer Weise zu, und erst denn ist es recht. Herr Fontain gab mir hiervon ein Pröbchen, welches mich lachen machte.

Ich

Ich nannte, indem ich vom Herrn Tissot sprach, den Namen seines und meines Freundes Zimmermann; Herr Fontain verlangte daß ich den Namen wiederhole, und sagte mir dann: vous voulez dire Monsieur Simmermann — er setzte denn aber sehr wol hinzu: oui il est fort lié avec Mr. Tissot, cela sont deux Medecins d'un grand mérite, qui ont beaucoup travaillé pour le bien de l'humanité. Es war würklich spaßhaft, daß ich zu Thonon in Savoyen den Namen eines Freundes richtig aussprechen lernen sollte, mit dem ich so viele Jahre unter einem Dache wohnte. Aber ohngeachtet aller Fehler, die man den Franzosen vorwerfen kann, bleibt es doch ausgemacht, daß sie in Absicht auf das Angenehme im allgemeinen, nicht vertrauten gesellschaftlichen Umgange, allen andern Nationen vorgehn, und vollends übertreffen sie alles in dem Umgange mit Fremden. Ich verließ meine Gesellschaft sehr vergnügt und mit dem Versprechen, sie von Genf aus in Carouge zu besuchen.

Meine Hoffnung, am folgenden 29. September wieder mit meinem Schiffe nach Lausanne zu kommen, verlohr sich schon sehr früh, indem ich

des Morgens vor Tag, aus meinem Fenster den dunkelblauen See von dem steifen Winde schäumen, und bey klarem Himmel die Sterne funkeln sah. Bey einer solchen Constitution der Atmosphäre will dieser kalte Wind gern fortwehen. Da aber auch etwas später noch kein Anschein war, zu Wasser zu reisen, so blieb kein anderer Rath, da ich durchaus am selbigen Abend in Lausanne seyn mußte, als eine Landfuhr nach Genf zu suchen, von wo man mit einer damals eben eingerichteten, von Bern nach Genf gehenden Extra-Post, geschwind nach Lausanne reisen konnte; da sonst nach der gewöhnlichen Art in der Schweiz zu reisen, diese beyde Oerter eine ganze Tagereise weit aus einander liegen. Die Herren Dessaix übernahmen es, das Nöthige veranstalten zu lassen, und begleiteten mich unterdessen nach Ripaille, um mir diesen berühmten Ort zu zeigen.

Indem ich hin und her durch die Straßen gieng, bemerkte ich einen äusserst geschäftigen Mönch, den ich schon früh im Wirthshause, nachher bey Hr. Dessaix gesehn hatte, der jetzt aus einem ansehnlichen Hause in das andre lief, und der mir sehr auffiel. Ich will keine Bemerkungen über ihn machen als Mönch, denn es ist kaum billig jetzt

noch

noch etwas gegen die Mönche zu sagen. Nach allem was ich in so manchen Ländern von Mönchen habe beobachten können, sind die Beschuldigungen gegen sie sehr übertrieben. Was in verschiedenen Zeiten einzeln geschehen seyn mag, hat man neben einander gestellt, und wol gar mit Dichtungen nach Boccazens Weise ausgeschmückt. Man hat nicht bedacht, daß von einer so großen Anzahl Menschen, ohne Zweifel noch mehr Vergehungen begangen seyn würden, wenn sie nicht Mönche gewesen wären, deren Regel und wahre Frömmigkeit vieler, den Ausschweifungen oft hinderlich war. Auf der andern Seite erwägt man zu wenig, daß es eben die Mönchsorden und die Klöster sind, die in den Zeiten der Barbarey das Fünkchen aufbewahrten, welchem wir lediglich unser jetziges Licht verdanken. Ich rede blos von diesem Mönche als Mensch. Er war ein Franciscaner, folglich ein Bettel-Mönch und einer der ersten seines Klosters, ein großer wolgebildeter Mann, von einer klugen und sanften Physiognomie. Es ist unmöglich denjenigen mit welchen er sprach, mehr Höflichkeit, Verbindlichkeit und Theilnahme zu bezeigen, ihrem Individuo mehr Wichtigkeit zu geben, kurz ihre Eitelkeit mehr zu schmeicheln, als er es that.

 Auch

Auch den Leuten die er auf der Straße anredete, wußte er sogleich etwas Verbindliches zu sagen. Zu dem Herrn Dessaix kam er, weil er gehört hatte, er sey in der Nacht zu einem Kranken gerufen, um zu sehn wie er sich darauf befinde, denn sagte er, Ihre Gesundheit interessirt mich allzusehr. Meine Wirthin besuchte er, weil er gehört hatte, daß ihre Kinder (drey Meilen her) gekommen wären, und er könnte sich nicht versagen, einer so respectablen Mutter (eine gute ehrliche Frau,) zu dieser angenehmen Begebenheit Glück zu wünschen. Ich vermuthe nicht, daß die meisten seiner übrigen Besuche wichtigere Veranlassungen hatten. Ich bedauerte ihn, daß er mit solchen Eigenschaften ein Mönch geworden war, denn, weil diese Art doch nicht die rechte ist, um sein Glück in der Welt zu machen, so hätte er, in einer andern Laufbahn, es hoch bringen können, da er jetzt doch nichts weiter ausrichtete, als etwan seinem Kloster einen Allmosen mehr zu verschaffen.

Ripaille.

Man sagt noch jetzt, faire ripaille, oder andare a Ripaglia, wenn man Schlemmen und Wolleben bezeichnen will, und behauptet, dieser

Ausdruck rühre von der Zeit her, da der berühmte Amadeus, der achte Graf und erste Herzog von Savoyen, und nachherige Gegen-Papst Felix V. sich hieher im Jahre 1443. mit sechs ehrwürdigen alten Männern in die Einsamkeit begab. Wahrlich muß er nicht auf die guten Carthäuser gezogen werden die ich da sah, die, ob sie gleich Fremde sehr gut bewirtheten, doch selbst vollkommen nach ihrer strengen Regel lebten. Aber wenn man die Geschichte des Amadeus ansieht, so kann man den Vorwurf der ihm durch jenes Sprichwort gemacht wurde, für nichts anders halten, als für eine Verläumdung seiner Feinde, deren er viele hatte.

Amadeus war ein ausgezeichnet vortreflicher Fürst, und der wahre Stifter der Grösse des Hauses Savoyen. Er hatte vierzig Jahr regiert, seine Staaten durch Wiedervereinigung getrennter und Erwerbung neuer vergrössert, sich von der Würde eines Grafen zu der eines Herzogs erhoben, zwischen Auswärtigen Fürsten, und zwischen den Conciliis und dem Papste, durch sein Ansehn, Frieden gestiftet. Nun verlor er, in seinem Alter, eine geliebte Gemahlin, und wurde von einem Meuchelmörder, den er zwar strafte, verfolgt. Diese würkte so auf sein Gemüth, daß er auf die Gedanken

ken kam, der Welt sich zu entziehen; ohne jedoch die Regierung ganz abzugeben, indem er seine Söhne mehr zu Statthaltern als zu Regenten machte. Aus solchen Veranlassungen und unter solchen Umständen begab sich Amadeus in die Einsamkeit. Und weil ihm, sagt die Geschichte, die paradisische Gegend unweit Thonen am Genfersee von seiner Jugend her angenehm war, so erwählte er diesen Ort, wo er schon zuvor eine Eremitage von Augustinern hingesetzt hatte. Er bauete neben jener seine sieben Thürme, einen grössern für sich, und sechs kleinere für seine Cavalliere, die durch Corridors vereinigt sind, und die da, wenigstens vor der Revolution, noch standen, und nannte den Ort Ripaglia.

Daß aber Amadeus, der alles was die Welt ihm angenehmes geben konnte, wol kannte und nach seinem Willen geniessen konnte, sich unter solchen Umständen hieher begeben, sich in ein graues Eremiten Kleid von groben Tuch gesteckt, und einer Regel unterworfen haben sollte, um in dem Alter ein wollüstiges Leben zu führen, das ist an sich schon sehr unwahrscheinlich. Er wohnte da mit sechs angesehenen sechzigjährigen Männern von adlicher Herkunft, die Wittwer seyn und sich im Kriege, oder auf Gesandtschaften oder in andern Geschäften

ausgezeichnet haben mußten, und die zugleich seine Räthe waren. Sie waren zwar keine Mönche, sondern von einem militairischen dem heil. Mauritius geweihten Orden, mußten aber doch ihr Tag und Nacht Gebete, in der von ihrer Wohnung etwas entfernten Kirche halten, angeloben sparsam und mäßig zu leben und enthaltsam zu seyn. So lange sie da waren, erhielten sie auch nur jährlich zwey hundert Ducaten zu ihrem Unterhalte. Wenn man alles das zusammen nimmt, so wird das faire ripaille wol nicht mehr sagen, als daß Amadeus nicht, wie andre Eremiten in völligen Einöden, von Wasser und Wurzeln lebte, sondern guten Wein trank und gutes Fleisch und Brod aß, wie sich das würklich auch, in der alten Savoyischen Chronic von Pradin findet. Aeneas Sylvius, der nachherige Papst Pius II., spricht an mehrern Stellen seiner Schriften, sonderlich in den Büchern vom Basler Concilio, mit großem Lobe von Amadeus. Er erzählt, er habe auf einer Reise diesen Herzog in Ripaille besucht, und an ihm habitum cultumque ſancto cuipiam hermitæ ſimilem gesehen. Er sagt ferner, im concilio zu Basel habe ein Augenzeuge, vor der der Wahl, von Ripaille gesagt: es sey da, tantus rigor disciplinæ

plinæ, tanta honeſtas, tanta religio, ut nusquam ſub cælo putem aut ſanctiorem aut devotiorem inveniri locum.

Wenn endlich Amadeus in Ripaille die Ruhe nicht fand die er ſuchte, ſo war es nicht ſeine Schuld, daß er nochmahls den ſtürmiſchen Wogen der Welt preis gegeben wurde. Das Basler Concilium, welches er zweymal mit dem Pabſt Eugenius IV. ausgeſöhnt hatte, ſetzte 1437. dieſen Pabſt ab, und wählte Amadeus wieder, der dieſe Wahl nach den Begriffen der damaligen Zeit, für einen göttlichen Ruf anſah, und mit Thränen annahm. Er plagte ſich neun Jahre lang als Gegenpabſt, und legte erſt drey Jahr vor ſeinem Ende dieſe Würde nieder, indem er nach ſeinem geliebten Ripaille zurückkehrte.

Das jetzige Carthäuſer-Kloſter liegt zwar mit den ſieben Thürmen, welche die Einſiedeley des Amadeus bilden, in einer Zingel, aber iſt ein ganz abgeſondertes ſchönes modernes Gebäude von rohen röthlichen Marmor und guter Architectur in der Vorſeite, das mit dem alten, in ſeiner Art auch ſchönen Gebäude, angenehm abſticht. Die Carthäuſer wohnten hier ſeit 1630, da ſie die Stelle der Auguſtiner Eremiten einnahmen. Die Kirche iſt

inwen-

inwendig schön, der Fußboden von Marmor, alles sehr sauber dicht und wöhnlich, wie es für Mönche die fast darin wohnen, seyn sollte. Das von oben seitwärts hineinfallende Licht, welches allen italienischen Kirchen etwas feyerliches giebt, der Wolgeruch des Räucherwerks, alles zusammen, macht einen sehr angenehmen Eindruck. In dem Zimmer wo die Fremden gespeiset werden, fand ich unter verschiedenen Bildnissen von Personen des Savoyischen Hauses auch das des Amadeus VIII.

Die große Reinlichkeit der Carthäuser contrastirte sehr mit der Unsauberkeit von Thonon. Daß doch dieses Beispiel auf die Menschen umher nicht würkt. In jeder Wohnung der Mönche duftete mir der Geruch von Blumen entgegen. Das ganze Wesen, die Beschäftigung und Einrichtung der Carthäuser, haben mich immer gerührt so oft ich unter ihnen war. Durch die Entbehrung der Unterredung haben sie fast alle etwas kindliches bekommen; ihr Drechseln, ihr Schleifen, ihr Zeichnen, der Bau ihres kleinen Gärtchens sieht aus wie das Amüsement der Kinder in den Nebenstunden; in ihren Sammlungen natürlicher und künstlicher Seltenheiten, fand ich zwar würklich merkwürdige Dinge, unter andern schöne Urnen,

aber

aber auch wahre Spielsachen, Spiegelchen, Knöpfe und blankes Geld. Wahrscheinlich würkt die gänzliche Enthaltung von allem Fleisch auch mit, um sie kindlich und sanft zu machen.

Der Parc, der eine Landzunge in den See macht, ist mit einer Mauer umgeben, und wol der schönste der sich am Genfersee findet; in einer Gegend, wo man mit dem Erdboden sehr haushälterisch umgehn muß, weil es nicht viel ebenes baubares Land giebt. Sein Umfang ist sehr beträchtlich und er hat schöne Bäume, ist ein eigentliches Holz, in welchem viele lange Alleen und zwey große Plätze mit vielen herrlichen Aussichten nach allen Seiten angebracht sind, und worin auch Haushaltsgebäude stehen. Aber nur einmal in der Woche konnten die Mönche sich darin ergötzen. Jezt muß dieser Parc sehr verloren haben, da man die schönsten Bäume, wie man mir schreibt, daraus weggehauen und zum Schiffsbau nach Toulon hat schaffen wollen. Man hatte sie zu Lande bis nach Seißel geführt, wo die Rhone wieder schiffbar wird. Aber es sollen keine den Ort ihrer Bestimmung erreicht haben, theils gestohlen, theils an den Ufern der Rhone verfault seyn; wie es so gewöhnlich mit dem Raub=Gute zu gehen pflegt.

Ich hatte in des Herrn Meiners Reise gelesen, daß die Sage gehe, die Unterthanen dieses Klosters würden von den Mönchen sehr gedrückt. Vermuthlich rührt diese Sage von dem vermeintlichen Schlemmen in diesem Kloster her, wobey man sich denn leicht denkt, daß die armen Bauern dazu hergeben müßten. So entsteht eine Unwahrheit aus der andern. Weil mir diese Mönche eben nicht aussahen, als ob sie jemanden wehe thun möchten, und Herr Meiners selbst nicht an diesem Orte gewesen war, so erkundigte ich mich deshalb bey verschiedenen Personen. Von allen Seiten versicherte man mich, der Vorwurf sey so sehr ungegründet, daß vielmehr die Gutsleute des Klosters besser ständen, als die mancher Edelleute und des Königs selbst. Das Kloster habe überflüssige Einkünfte, und behandle daher seine Bauern nicht nur sehr billig, sondern sie haben noch oft Beystand daraus bey Krankheiten und andern Vorfällen, und wären sehr zufrieden.

Jezt ist Ripaille in den Händen einiger Particuliers, worunter auch Schweizer sind. Das Aeussere der sämmtlichen Gebäude soll noch stehen, das Innere aber ausgeplündert und verwüstet seyn; wie das nicht anders zu erwarten ist, wo die Revo-

lution ihre segnenden Hände hinstreckt. Die Käufer haben den Park noch ferner aushauen lassen, jedoch ist noch, wie man mir schreibt, so viel übrig, daß er das Ansehn eines Parks behalten hat.

Wir kamen nach Thonon zurück, und ich erfuhr, es sey kein Fuhrwerk zu finden. Ein elender Karrn mit einem Pferde war zu haben, der mich für schweres Geld gegen Abend in Genf liefern sollte. In so bergigten Gegenden, wo wenig Ackerbau ist, und wo die Schiffart vieles Fuhrwerk überflüssig macht, hat natürlicher Weise eine Stadt wie Thonon, die damals doch wol sechstausend Einwohner hatte, nicht so viele Pferde und Wagen als in andern Gegenden. Doch schien mir dieses unverhältmäßig mit der prächtigen Brücke über die Dranse. Es war nahe am Mittage, und weil ich ungern verfehlen wollte am Abend in Lausanne zu seyn, so bewog ich meine Schiffleute, mich, wenn es irgend möglich wäre, nur an das gegenseitige Ufer zu schaffen. An Seereisen und Wasser gewohnt, achtete ich die Gefahr eines Landsees nicht, und sie wandten alle Vorsicht an, und suchten durch Rudern gegen den schweren Wind an zu kämpfen. Sie wollten versuchen so hoch hinauf zu kommen daß wir Nyon erreichten. Aber in der Breite war

der

der See gegen den Wind an nicht auszuhalten; kein Schiff war zu sehn, und ich ward überzeugt von dem was ich oft sagen hörte, daß der Genfer See ein gefährliches Wasser bey starkem Winde sey. Wir beschlossen also, den Wind auf der Seite zu nehmen, und nach Genf hinab zu fahren. Als wir aber bey pointe yvoire vorbey, in die Verengerung des Sees kamen, die man le petit lac nennt, so wurde da das Wasser weniger tobend, und es war nun wieder möglich, eine andere Richtung aufwärts zu nehmen, und Copet zu erreichen, wodurch ich drey Stunden in der Entfernung von Lausanne gewann.

Ich freuete mich sehr, den Fuß wieder auf festen Lande zu haben, wieder einige Reinlichkeit unter den Menschen zu finden, und meiner Rückkunft auf dem Abend sicher zu seyn. Man reiset sehr langsam in der ganzen Schweiz, weil man immer mit Fuhrleuten fährt. Aber eben um die Zeit hatte man vor kurzem eine Extra-Post im Berner Gebiet eingerichtet, von der man die ausserordentliche Schnelligkeit rühmte, und wovon zu Copet eine Station lag. Mit Hülfe dieser war ich im Stande, noch bey guter Zeit des Abends besser, als mit dem Karn von Thonon, in Bellevûe

zu seyn. Es sind starke neun Stunden, einer zwar schönen, aber oft berg an und berg ab gehenden Chaussee, und diese machte ich in nicht vollen fünf Stunden, die Zeit des Umspannens an zwey Orten, zu Rolle und Morges mitgerechnet. Ich wüßte nie, selbst nicht in England, wo ich doch in einem Tage von Bath nach London gefahren bin, geschwinder gereiset zu seyn. Man hat mir seitdem gesagt, diese Einrichtung habe sich nicht erhalten können, und habe aufgehört. Gewiß hat sie unter ihrer großen Vortreflichkeit erliegen müssen. In Deutschland werden wir das nirgends zu fürchten haben. Wenn man berechnet, wie ungeheuer viele Pferde der schnelle Cours der englischen Extraposten in den meist ebenen Landschaften und dichtern Luft wegfrißt, so war es wol vorauszusehn, daß in der Schweiz, bey den stärkern Erhebungen des Bodens und in einer ganz andern Atmosphäre, eine Einrichtung auf gleichem Fuße sich, ohngeachtet der kurzen Stationen, unmöglich erhalten konnte.

Fast auf diesem ganzen Wege sah ich den Montblanc in seiner prächtigen Schönheit, er wurde von der Sonne beschienen, und war blendend helle, indessen ich im Schatten der Wolken fuhr,

keine Sonne sah; sein Glanz wurde dadurch ausnehmend groß.

Vevey.

Ich hätte nicht aus Lausanne gehen können, ohne Vevey zu sehn, den Ort, in welchem ich in meiner Jugend so oft im Geiste gewesen war. An einem schönen Tage, den 3. October, ward mein Verlangen befriedigt.

Man fährt von Lausanne ab durch drey kleine niedliche Städtchen, sonst mehrentheils zwischen lauter Weinbergen in einer gewissen Höhe am See her, und erreicht Vevey in drey Stunden. So nahe vor der Weinlese, wo man auch von den Früchten geniessen kann, ist das Fahren zwischen Weinbergen ganz angenehm; sonst ermüdet es beständig zwischen den kleinen Mauren zu stecken, welche da sind, theils um die Befriedigung auszumachen, und theils die Terrassen zu schaffen, durch welche das abschüssige Ufer zu Weinbergen gebildet wird. Bevor man an das Schloß St. Saphorin kommt, fährt man einen hohen Felsen vorbey, deren man noch in der Schweiz und sonst einige findet, und welche manche Systeme der Geologie in die Enge bringen. Er besteht ganz aus abge-

rundeten Kieselsteinen, und setzt also voraus, daß diese Steine einst lange vom Wasser bespült und dadurch abgestumpft seyn müssen, ehe sie zu diesem Felsen sich zusammen vereinigten.

Von dem Lausanner Wege her giebt Vevey einen angenehmen romantischen Anblick. Man übersieht es von der Höhe, wie es auf einer Landzunge ganz flach sich in den See streckt, an der andern Seite noch eine schmale Bucht von See hat, an dessen Ufer unter andern Orten das berühmte Schloß Chillon liegt, und unmittelbar darüber die hohen Felsen-Gebirge. Auf der Aberlischen Zeichnung, Vue de Vevey, ist es aus diesem Gesichtspunkte sehr gut vorgestellt, und man hat da den Anblick von dem ganzen obern feyerlichen und einsamen Winkel des Sees.

Es ist ein seltsames Ding um die Einbildungs-Kraft der Menschen und um ihr Spiel, wenn sie gut gestimmt ist zum Angenehmen, aber leider! öfter zum Gegentheil. Eine starke Probe davon erfuhr ich, so wie wir uns Vevey näherten. Es mag darum seyn, daß ich etwas darüber sage, hie und da wird sich ein Leser darin wiederfinden.

Zu wissen, daß Vevey zu allen den reizenden Gemählden und Scenen, die Rousseau mit so vieler

Kunst nach der Natur schilderte, nichts hergab als den Namen; daß die handelnden Personen, und die ganze Darstellung nur in Rousseaus Kopfe existirte, und doch ein Interesse für den Ort fühlen, das ist doch bloßes Spiel der Imagination; aber ein Spiel, das mehrere erfahren haben, die in diese Gegend kamen. Die schöne Lage des Orts, über den eben, als wir auf die Höhe kamen, von der wir es ansichtig wurden, ein heller Sonnenblick fiel, zwischen vielen Schatten umher, mochte wol etwas dazu beytragen, vielleicht war es das Aufleben der Eindrücke, die vor langer Zeit Rousseaus Zauberpinsel auf mich gemacht hatte. Ein Dichter dürfte sagen: Rousseaus Geist schwebe noch über diesem Gestade, und hauche Vergnügen auf die Pilgrimme die hieher wallfahrten. Ich gab mir keine Mühe, diese Illusion durch Untersuchungen zu verscheuchen, und störte eine so angenehme Träumerey nicht. Das nächste bekannte Gefühl von dem was ich damals empfand, war dasjenige, welches die Nähe eines Orts giebt, der uns durch den ehemaligen Auffenthalt sehr geliebter Personen heilig ist, wo man allenthalben ihre Spuren nachsuchen möchte, wo man alles nur mit Rücksicht auf sie ansieht. Ein Ort in der

Welt — Vauclüse — hätte mir einen ähnlichen Eindruck machen können, wenn ich ihn vor der Revolution, und in dem Alter hätte sehen können, in welchem Petrarcas Gedichte mich entzückten, und des Abbe de Sade, Memoiren mich mehr interessirte als je ein Roman. Jetzt würden wol die Vorstellungen der schrecklichen Dinge die da umher sonderlich vorgefallen sind, die Oberhand haben.

Den ganzen Ueberrest des Tages blieb mir jene Stimmung auf die lebhafteste Weise, selbst im Schlafe und Träumen blieb sie mir so sehr, daß ich früh davon erwachte. Wie wir auf starke innere Erschütterungen unsers Physischen, so wie es darin wieder zur Ruhe kommen will, eine Art von Crisis bemerken, so wird man auch eben das im geistigen Menschen wahrnehmen wenn man sich genau beachtet. Fast alle großen Entschlüsse, Veränderungen in unserm Gedankensystem, sind gewöhnlich die Crisen von vorhergegangenen Fermentationen in unsrer Seele. Aber was konnte die Crisis eines Roman-Fiebers anders seyn, als der Plan zu einem Roman, und das größte vorher nie gefühlte Verlangen einen schönen Roman zu schreiben.

ben. Mit der größten Schnelligkeit entwickelten sich in meiner Vorstellung alle Theile desselben, ich sah das Ganze so lebendig vor mir, so viel fertiges Detail, daß ich glaube, wenn ich so geschwind hätte niederschreiben können als es mir durch den Kopf gieng, er wäre zur Hälfte fertig gewesen. Noch lange vor Tage stand ich auf, und schrieb so viel ich konnte nieder, wie ichs noch in diesem Augenblick, vor mir liegen habe. Aber mein Roman hatte nur eine kurze Existenz, nur vom Hahnengeschrey bis zur Morgendämmerung. Nicht einmal möchte ich seinen Plan mittheilen, weil ein Roman daraus gemacht werden könnte, und ich fest überzeugt bin, daß alle eigentlichen Romane unendlichen Nachtheil stiften, mehr als man glaubt, und je schöner sie sind desto mehr. Wol hat deswegen Rousseau, eben in der Vorrede zu seinem berühmten Romane selbst, gesagt: jamais fille chaste n'a lu de Romans. La Fontaine behauptet sogar, die züchtigsten Romane schaden, von der moralischen Seite, weit mehr als seine Contes.

Vevey ist ein sehr freundlicher Ort, eben, reinlich und artig gebauet mit ein paar hübschen Plätzen

und einem recht schönen Spaziergange am Wasser. Der eine dieser Plätze ist regelmäßig, viereckig und von beträchtlicher Grösse, an drey Seiten bebauet und an der vierten hat er den See. Ich dachte, wenn er, mit dieser Aussicht auf den See, an den andern drey Seiten und in der Mitte beschaffen wäre, wie die Londner Plätze, etwan Grosvernor Square, welche wenigstens allen vorgehn, die ich gesehn habe: so würde er jene an Herrlichkeit, durch diese Aussicht auf den See und die Savoyischen und Walliser Felsen noch übertreffen.

Man hat in Vevey die Nähe des schönen Seewassers benutzt, um ein öffentliches Bad anzulegen. Ich konnte der Versuchung nicht widerstehn, eine viertel Stunde auf ein lauliges Bad von diesem Wasser zu wenden. Man kann nirgends ein weicheres und reineres Wasser finden, daher ist es auch zum Baden äusserst angenehm, und macht die Haut ausnehmend weich und glatt auf länger als einen Tag; ich spürte die Geschmeidigkeit noch am folgenden.

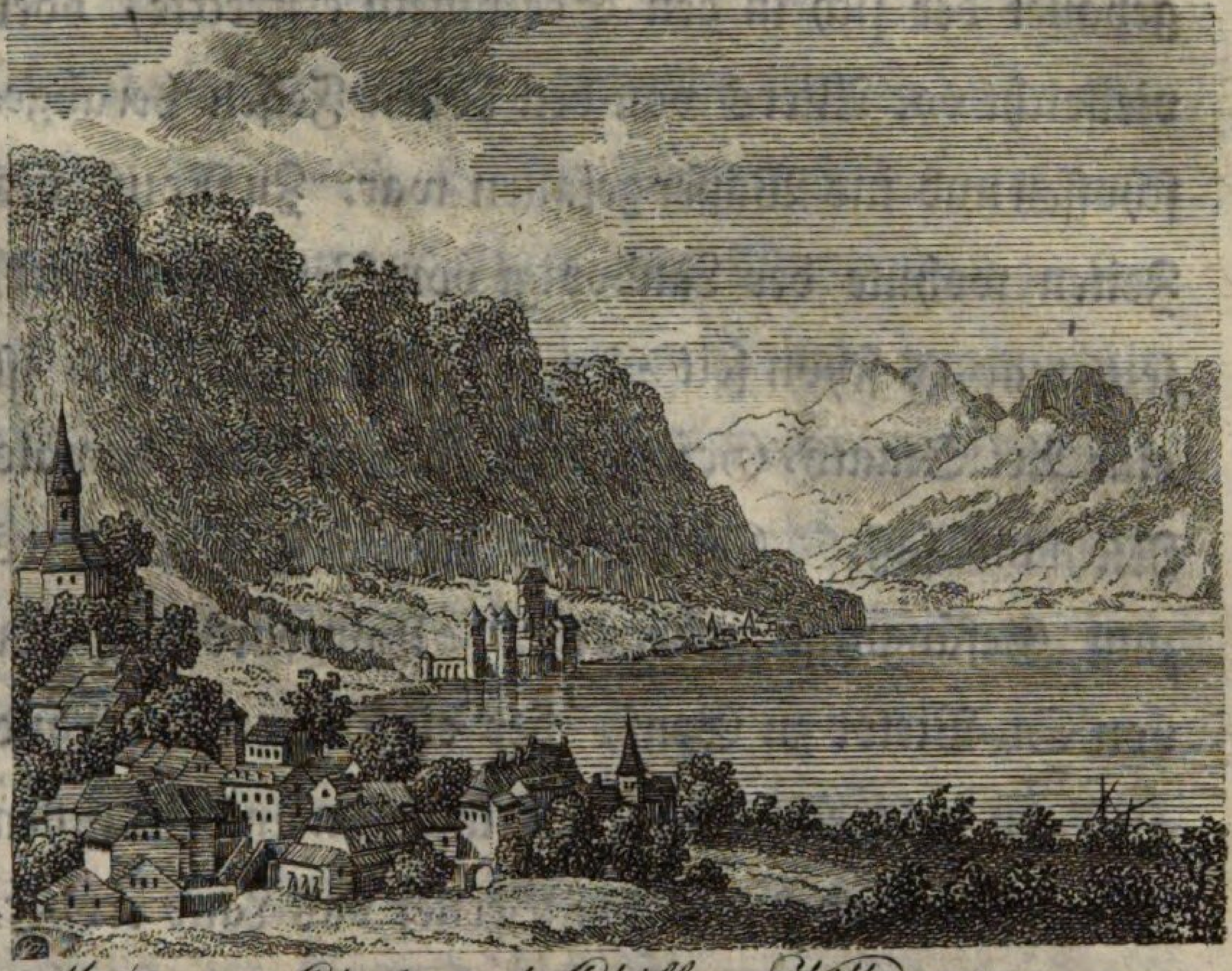
Wenn man in Vevey ist, so muß man auch die übrigen bekannten Orte weiter hin am See besehen.

Wir wandten den folgenden Morgen bey sehr schönen Wetter dazu an. Jenseits Vevey ist das Ufer angenehmer, und hin und wieder wahrlich romantisch, es hat mehr Mannigfaltigkeit als diesseits, weil hier weniger Weinberge sind, als in dem übrigen Theile von la Vaux, oder dem östlichen Theile des Waatlandes. Zu la Tour de Peyl dichte vor Vevey hatte sich damals Hr. Beckford ein Engländer mit seiner Familie niedergelassen, und sich gewiß einen schönen Fleck des Erdbodens ausgesucht.

Man rühmt schon von alten Zeiten her, die ausserordentliche Reinheit und Durchsichtigkeit der Luft in dieser Gegend. Ohne damals diese Bemerkung zu wissen, habe ich sie würklich an dem ungemein heitern Morgen gemacht und niedergeschrieben, zwar nicht so sehr an Gebäuden und Gegenständen nahe an der Erde als an den Höhen. Ich konnte nemlich an den hohen Felsen, die leicht sechs, acht und mehrere Stunden nach Nord-Osten entfernt waren, wo die Sonne von meiner Seite gegen schien, die Ecken und Winkel mit einer Deutlichkeit und Schärfe sehen, wie man sie anderswo nur an ganz nahen Gegenständen erkennt. Daß

es

es fast niemals in Vevey nebeln solle, wenn auch alles umher damit bedeckt sey, findet sich in alten Schriften, aber ich habe darüber keine Bemerkungen angestellt. Von Vevey nach dieser Seite ist man auf der großen Straße die aus der Schweiz, hauptsächlich von Bern über Moudon nach dem Walliserlande und dem St. Bernard, also auch nach Italien, jedoch dahin nicht für Fuhrwerke, geht. Das berühmte Dorf Clarens hat eine würklich schöne Lage, doch von den Bosquets, die Rousseaus Phantasie da gepflanzt hat, sah ich freylich nichts. Aber lebhaft fielen mir hier Rousseaus Ausdrücke, bey Gelegenheit der Rückkunft von der großen Reise um die Welt, indem er sich Clarens nähert ein, das so tief in der Natur menschlicher Gefühle gegründete: Le monde n'a jamais été divisé pour moi qu'en deux régions, celle où elle étoit et celle où elle n'étoit pas.



Motru, Chillon, Villeneuve.

Etwas weiter hin liegt das Dorf Motru, in einer sonderbaren Situation. Von einigen Standpunkten sieht es völlig aus, als ob das Dorf mit seiner Kirche am Felsen hinge. *) Das bekannte Schloß Chillon folgt, das, wie die Vignette zeigt ganz im See liegt, und dessen Souterrains ganz in Felsen gehauen sind. Es ist auf einen großen Felsen ge-

*) Auf der Vignette konnte dieser Standpunkt nicht genommen werden, weil der ganze obere Theil des Sees darauf sichtbar seyn sollte.

gebauet der sich in den See hinein erstreckte, oder vielleicht vor Alters von den hohen Felsen herabgeschossen und ins Wasser gefallen war. Zu Rousseaus Zeiten wohnte der Landvoigt von Vevey noch hier, jezt war es schon seit vierzig Jahren leer, und ist eine Art Staats-Gefängniß, worin aber damals Niemand saß. Schon vor langer Zeit ward es zum Gefängnisse gebraucht. Bonivard, Prior von St. Victor zu Genf, der einst schon das Land an Bern bringen wollte, saß in dessen unterirdischen Gewölben, noch als die Berner das Land eroberten. Mir deucht gehört zu haben, daß seit dem Ausbruche der Revolution, verschiedene verdächtige oder überführte Personen da aufbewahrt sind. Wir beschlossen unsre Fahrt zu Villeneuve *) einer kleinen Stadt in dem äussersten Winkel des Genfersees, nahe bey dem Einfluß der Rhone in denselben. In der Nähe dieses Orts lagen am Ufer einige große Steine die Ueberbleibsel von Alterthümern zu seyn schienen, unter andern ein großer Block weisser Marmor, der nach den daran sichtbaren architectonischen Spuren, zu etwas großen gehört hatte, worin Worte eingehauen waren, von welchen

*) Man sehe die obige Vignette.

chen aber nur das einzige IVLIA noch recht zu lesen stand. Es war sonderbar eben in dieser Gegend, die durch diesen Namen so bekannt und besucht ist, ihn auf einem alten Monumente zu finden; aber aus einem andern Grunde machte mir damals dieser geliebte Namen hier einen angenehmen Eindruck. Diejenigen welche ich nach diesen Ueberresten fragte, behaupteten, sie rühren aus den Zeiten des Julius Cäsar her. Vielleicht ist das nur aus dem Worte Julia geschlossen. Es ist kaum wahrscheinlich, daß Cäsar gleich nach der Eroberung der Gegend hier so große Werke sollte unternommen haben. Wie viel sonst die Römer hier gewesen, wie Vevey, Viviscum, noch jezt auf Deutsch Vivis genannt, schon in dem Itineraire des Antonins — auf dem Wege von Mayland nach Maynz — vorkommt, das sind bekannte Dinge.

Herbst-Nebel.

Noch am letzten Abend in Bellevüe den 17. October sah ich ein prächtiges Schauspiel der Natur, wie man sie in den hohen Gebirgen, besonders im Herbste an den Seen, zuweilen sieht, iu den flachen Ländern aber so wenig kennt, daß es Mühe

kostet, sich einen Begriff davon zu machen. Es war nichts als ein Nebel. Und wie konnte der ein Schauspiel werden? Schon Nachmittags lange vor Sonnenuntergang entstand dieser Nebel, der sehr schwer, oder vom Wasser angezogen seyn mußte, weil er sich ganz in der Tiefe auf dem See hielt. Er hatte sehr viel Feuchtigkeit in sich, denn als ich den Berg von Bellevüe hinabstieg, um zu erfahren wie es unter dem Nebel sey, so wurden in kurzer Zeit meine Kleider auf der Oberfläche durchaus naß. Alles niedrig gelegene, der ganze See, die Stadt Lausanne, die ganze la Côte so weit das Auge reichte, die ganze la Vaux bis an die Höhen hinter Ville Neuve, waren mit diesem dichten weissen Nebel bedeckt, und zu Bellevüe hatten wir die reinste und heiterste Luft und den schönsten hellesten Sonnenschein. Mit Ausschluß dessen was wir von der Erde sahen, hatten wir hier den Anblick den man bey einem bedeckten Himmel haben würde, wenn man über den Wolken schwebte; wo nicht die Dünste da lockerer sind und daher anders aussehn. Vom Montblanc möchte ein solcher Anblick sehr schön seyn; aber gefährlich wäre er, denn wie wollte man im Nebel herunter kommen. Doch war auch dieser Anblick sonderlich genug, und ich

möchte um vieles ihn nicht weggegeben haben. Die Gegend war ganz unkenntlich. Es war ein großes Meer entstanden, eine neue Sündfluth, aus dem nur die Höhen hervorragten. Die Oberfläche des Nebels war zuweilen Spiegelglatt und glänzend, und gab ein blendend helles Licht, zu andern Zeiten wurde die Ebene darin hin und wieder durch Lüftchen unterbrochen. Aber einmal sah es aus wie das Meer im fürchterlichsten Ungestüm und voller ungeheuren Wellen. Ich konnte nicht ermüden, dieses für mich ganz neue Schauspiel und seine Veränderungen zu betrachten bis die Sonne darüber untergieng, und damit der Glanz verschwand. Aber es war eben Mondenschein, und dieser gab der Scene ein neues noch immer schönes Ansehn. Es sah nun aus, als ob der See sich erhoben und vergrössert hätte. Nachgrade mochten die Dünste die schwersten Theile abgelegt haben, so daß der Nebel steigen konnte, denn gegen acht Uhr war auch Bellevüe davon bedeckt, und nun war das Schauspiel vielleicht nur noch für diejenigen sichtbar, welche sich etwan auf den Felsen von Meillerie befanden.

Dritter Abschnitt.

Abreise von Lausanne. Chateau Alaman. Nyon. Haller der jüngere. Schmid von Auenstein. Genf. De Lüc. Le Sage. Jacques Droz. Bonnet. Ferney. Voltaire und Haller. Eigenthümlichkeiten der Genfer.

Am achtzehnten October reiseten wir von Bellevüe nach Italien ab, nicht ohne den Wunsch, diesen angenehmen Ort noch einmal wieder zu sehen.

Es war die Absicht meiner Reise-Gesellschaft, ein paar Tage auf dem an der Straße nach Genf liegenden Landsitze, Chateau Alaman, zu zubringen. Es ist eins der größten Schlösser und Besitzungen der Gegend, und sehr alt. Man vermuthet allgemein sein Name sey noch echt römisch, und man habe es von der Nähe des Sees, Alaman, auch Aleman, ad Lemanum (lacum) benannt. In dem Gebäude herrscht eine große Festigkeit, die Mauern sind von einer ausserordentlichen Dicke, aber es ist sehr unregelmäßig und altfränkisch, so, daß man aus einem Zimmer ins andere fünf bis

sechs

Stufen zu steigen hat. Die Spazier-Gänge sind nächst Ripaillie die größten und schönsten, die ich so nahe am Genfer-See gesehen habe; man findet selten so viele Fläche wie hier ist. Gleich von der Terrasse des Schlosses führt eine schöne Allee in das große Holz, welches ohne alles Unterholz einen schönen trockenen Boden hat. Es ist hier ziemlich viel Weinbau, und der la Côte-Wein, der hier wächst, wird sehr geschätzt, er ist fast durchgehends weiß, und hat, wenn er älter wird, einige Aehnlichkeit mit dem Rhein-Weine.

Auf einer Spazier-Fahrt fuhren wir bis an die Promenade des durch Aussicht und dem Erbauer des Schlosses Tavernier, berühmten Städchens Aubonne. Es ist angenehm zu sehen, wie jedes kleine Städtchen in diesen Gegenden seine artigen Spazier-Gänge unmittelbar vor dem Thore hat. Bey der Zurückfahrt kamen wir auf eine freye Stelle in der Höhe, wo eine schöne Aussicht war, an ein kleines niedliches Häuschen mit grünen Fensterläden. Alles war sauber und zierlich umher, und verrieth Geschmack, alles war ganz anders, wie man es da herum zu sehen gewohnt ist. Ich sagte, hier kommt es mir vor, wenn ich den See und Berge abrechne, als wenn ich in England

in einem Park wäre. Auch, antwortete man mir, wohnt ein junges englisches Frauenzimmer darin seit mehrern Jahren. Und wer ist sie, fragte ich? Wir werden sie diesen Abend sehen. Sonderbar daß ein einzelnes Frauenzimmer von Vermögen, von einer guten Familie, in einem fremden Lande sich in ein einsames Häuschen, bloß mit ihrer Bedienung zu wohnen begiebt, und da mit größtem Anstande lebt. Aber ihre Geschichte war auch sonderbar. Ihr Name thut nichts zur Sache. Eine böse Mutter, die vermuthlich nicht durch erwachsene Töchter alt aussehen wollte, schickte sie, als sie funfzehn Jahr alt war mit ihrer jüngern Schwester an einem Tage jede besonders und allein, ohne weibliche Begleitung aus England von sich weg, die eine nach Genf, die andre nach Orbe im Pays de Vaud. Sie richtete es so ein, daß die beyden Schwestern in anderthalb Jahren nichts von einander wußten oder erfahren konnten. Diese hatte, seitdem sie mündig geworden, mit Freundinnen Reisen durch Frankreich und Italien gemacht, war sehr unterrichtet, von vielem Verstande und sehr hübsch, und verlebte hier, nachdem sie sich das Brevet von Madame gegeben hatte, ihre besten Jahre unverheyrathet, in der

Einsamkeit, geehrt und geschätzt von der ganzen Nachbarschaft.

Alaman mit seinen erheblichen Besitzungen war damals in den Händen eines reichen Genfers Mr. de Sellon, der seit den Unruhen von 1782 seine Vaterstadt gänzlich verlassen hatte, wo sein Vater noch lebte, und nun mit seiner Frau, eine Pariserin, im Winter in Straßburg und im Sommer hier wohnte. Weil ich noch in Nyon Bekanntschaften zu machen hatte, und in Alaman mich nichts mehr interessirte, so verließ ich meine Reisegesellschaft am folgenden Tage, um etwas länger in Nyon verweilen zu können.

Nyon.

Nyon wird bekanntlich für die Colonia Equestris gehalten die Cäsar da anlegte, nachdem er durch seinen Sieg über die Helvetier diese Gegenden dem römischen Reiche unterworfen hatte. Daß hier auch ehemals Gebäude von edler Architectur gewesen sind, davon finden sich hin und wieder noch geringe Beweise.

Die Personen welchen ich hier besonders empfohlen worden, waren der nun schon verstorbene Landvoigt von Haller, und Herr Schmid

von Auenstein. Herr von Haller wollte daß ich bey ihm auf dem Schlosse, der Wohnung des jedesmaligen Landvoigts, wohne, ließ sogleich meine Sachen aus dem Wirthshause holen, und so ward ich in diese liebenswürdige Familie eingeführt. Der vortrefliche Mann hat leider! der Krankheit, die ihn schon damals drückte, nicht lange widerstehen können. Weil er siebenzehn Jahre von seinem Leben in Göttingen zugebracht hatte, so bezeigte er eine Art von Zuneigung gegen diejenigen welche aus dem Lande kamen, die auch ich erfuhr.

Daß Schloß von Nyon ist hoch über der schon am Berge hinauf liegenden Stadt, und hat eine ganz ausnehmend schöne Aussicht. Man erkennt die äussersten beyden Enden des Sees, sieht Genf so wol als Vevey und Chillon. Aber die Bise die wieder Tags vorher zu wehen angefangen hatte, und nun ganz durchdringend wurde, benahm mir fast allen Genuß. Dieser Wind weht hier über die Eisberge und Eisfelder des Berner und Walliser Gebiets her, und muß vielleicht dadurch so empfindlich werden, denn er ist es in einem sehr hohen Grade, und weit mehr als in der Jahrszeit die Nordostwinde, die in Deutsch-

fand den Kranken oft so beschwerlich sind. Er war nunmehro von der schlimmsten Art, die völlige bise noire, wie man sie hier nennt, wenn nemlich sich dabey dicke schwarze Wolken an den Savoyischen Gebirgen sehen lassen, die bey dem heftigen Winde ganz fest standen, und also bewiesen, daß in der Höhe dieser Wind nicht wehe. Würklich war er so durchdringend und heftig, daß ich mich in den drey Ellen dicken Mauern, des sehr hoch und frey liegenden Schlosses, und in ungewöhnlicher Bekleidung, und als ich einmal spät in der Nacht aufblieb, selbst vor dem Kamin nicht erwärmen konnte, ohngeachtet doch kein Frost dabey war.

Schmid von Auenstein.

In einer wahrlich philosophischen Ruhe lebte, damals schon in herannahenden Alter in Nyon, ein merkwürdiger Mann, Hr. Schmid von Auenstein. Er ist Verfasser von zwey Werken, zu denen er sich zwar nicht genannt aber doch bekannt hat, nemlich der Essays sur divers sujets interessans de Politique et de morale in zwey Theilen, welche 1760 herauskamen, und der Principes de la Legislation universelle

1776 ebenfalls in zwey Bänden. In früheren Zeiten hatte er an Höfen und in Paris in der großen Welt gelebt. Jene Schriften machten zu ihrer Zeit Aufsehn *). Ein Italiener, Lampredi, hatte es sogar der Mühe werth gefunden, das letzte in seine Sprache zu übersetzen, und es für sein Werk auszugeben. Als man ihm deswegen in Anspruch nahm, so antwortete er: nicht er wolle einem andern sondern die Schweizer ihm seine Arbeit streitig machen; man habe seine Schrift ins Französische übersetzt und die Jahrzahl fälschlich früher angegeben. Die Göttingischen Anzeigen allein widerlegen dieses hinlänglich. Aber nicht von Hrn. Schmid weiß ich diese Anecdote, sondern von andern. Man kann bey so vielem Geiste und Verdiensten wol nicht gleichgültiger gegen allen Gelehrten-Ruhm seyn, als er es war; er schien nichts von der Welt zu verlangen, als eine gewisse Independenz und das bene latere. Er versicherte mich, er habe noch nie eine Zeile von dem, was er schrieb, wieder gelesen; er sey der Verfasser noch von vier andern Bänden, von denen, ob sie gleich den übrigen nicht nachständen, niemand

jemals

*) S. Götting. Gel. Anz. 1760. S. 883. und 1776 S. 1154. u. s. w.

jemals erfahren habe oder erfahren werde, daß sie von ihm herrühren. Er führte freylich dafür den Grund an, daß er, wenn er sich dazu bekannt hätte, nicht allein die französischen sondern auch die deutschen Kunstrichter, und viele Schriftsteller gegen sich gehabt haben würde. Einen gelindern friedlichern, bedächtlichern und ordentlichern Mann kann man nicht finden; jedermann der ihn näher kennt muß ihn lieben. Er aß nicht allein Mittags in unserer Gesellschaft, sondern blieb einmal auch bis acht Uhr Abends. Das war, wie Hr. von Haller sagte, etwas ausserordentliches das in vielen Jahren nicht geschehen sey, und wurde der Empfehlung seines alten Freundes Zimmermann zugeschrieben. Eine solche Lebensweise, die freylich nicht für jeden wäre, mochte seinen Gesundheits-Umständen sehr anpassend seyn, denn er versicherte mich, er sey damals, in seinem fünf und sechzigsten Jahre, weit gesunder und munterer als im fünf und zwanzigsten. Er lebt, meinen neuesten Nachrichten zufolge, in der Nähe von Nyon auf einem Landhause in hohem und ruhigen Alter.

In Nyon wohnten damals noch einige merkwürdige Männer, von denen ich schon in Lausanne hörte, und die sich dahin zur Ruhe begeben hatten.

Mr. de Reverdy, der vormals Lecteur bey dem Könige von Dännemark war; seine Bekanntschaft mit Zimmermann und seine Freundschaft für den seeligen Sturz, machten ihn mir noch interessanter. Der andere war Mr. d'Espinasse, der vor Zeiten Lehrer des Königs von England in der Physic gewesen ist. Zwey solche Männer sind an grössern Orten selten, aber die Anmuth der Gegenden und die würklich milde und weise Regierung von Bern, in deren Verfahren, so wie in ihren Aeusserungen sich immer etwas würklich v ä t e r l i c h e s offenbart, zieht so viele Menschen hieher. Von den ausgewanderten Genfern die sich damals in Nyon aufhielten will ich nur den Arzt Durade nennen, der sonst bekannt ist. Er beschäftigte sich damals mit Versuchen, ob man der Roß-Castanie die Bitterkeit nehmen, und sie dadurch zu einem brauchbaren Nahrungsmittel machen könnte.

Herr von Haller hatte die Güte mir einige Bände von den Briefen angesehener und gelehrter Männer an seinen großen Vater anzuvertrauen. Ich konnte mich bis in die tiefe Nacht nicht davon losreissen. Die Sammlung besteht aus sechs und vierzig Bänden, und enthält viele merkwürdige Dinge und Aufklärungen über Manches. Niemand

mand konnte man daraus besser kennen lernen, als den berühmten Bonnet, der einer von Hallers vertrautesten Freunden und fleißigsten Correspondenten war, und seine Seele darin aufs treulichste mahlte. In einem dieser Bände fand ich die Briefe die Zimmermann gleich im Anfange seines Aufenthalts in Hannover an Hallern schrieb, und erschrak über dasjenige was er in der Zeit mußte gelitten haben, um so zu schreiben. Gewiß würde es für Manchen, selbst für nachgebliebene Familien, unangenehm seyn, wenn diese Briefe je in kurzer Zeit öffentlich, so wie sie da sind, bekannt werden sollten.

Genf.

Nach einem sehr angenehmen Aufenthalte von zwey Tagen in Nyon eilten wir am 21. October nach Genf, kamen aber zu spät um die Stadt zu erreichen, und mußten also in dem berühmten Gasthofe zu Secherons, vor der Stadt am See, bleiben.

Von Genf mag ich kaum reden. Wer das reiche und glückliche Genf in seinen schönen Zeiten gekannt hat, und sich die traurigen Veränderungen und das Elend vorstellt, welche die Revolutionairs

unter

unter dem Vorwande es dafür dereinst desto glückli-cher zu machen, darin hervorgebracht haben, der kann sich, wenn er nicht durch gleiche Triebfedern bewegt wird wie jene, schwerlich der Betrübniß erwehren.

Die Lage von Genf ist würklich sehr schön. An der einen Seite den See und die daraus herströ-mende Rhone, an der andern eine ziemlich große fruchtbare Fläche die vom Jura begrenzt wird, und an der dritten die Aussicht auf die Savoyischen Eis-berge, zeugt eine Mannigfaltigkeit die man selten findet. Ob aber darum, wie die Genfer geneigt sind zu glauben, ihre Stadt, in Absicht auf die Lage, die dritte in der Welt sey, und nach Constantinopel und Neapel unmittelbar folge, das kann ich zwar nicht entscheiden. Doch hat nach meiner Meinung, die Lage von Genua vielleicht nicht das Angenehme, aber doch etwas sehr Schönes, Grösseres und Auf-fallenderes. Es ist wahr, die Aussicht welche man von der Place St. Antoine und de la Treille hat, und aus den Häusern die darüber heraussehen, ist sehr schön. Herr de Lüc, der Bruder meines Freundes in England, und dessen Sohn führten mich dahin und zeigten mir von da ab den Eisberg Büet und den Grenairon, die mir dem Namen

und

und der Beschreibung nach, schon lange, aus den interessanten physicalischen, zur Untersuchung der Hitze des siedenden Wassers, dahin angestellten Reisen der beyden Herren de Lüc, sehr bekannt waren. Sie wollten mit mir auf den merkwürdigen Mont de Saléve gehn, unter welchen Genf liegt, und von welchem man eine schöne Aussicht haben soll, aber meine Zeit verstattete dieses nicht. Ich kannte diesen Herrn de Lüc noch nicht persönlich, aber da die Empfehlung seines Bruders vor mir her gegangen war, und mein Name ihm auch durch manches kleine Naturproduct des Mineralreichs aus unsern Gegenden, das ich in ihr berühmtes Cabinet von Zeit zu Zeit geliefert hatte, bekannt war, so fand ich die freundlichste Aufnahme, in dieser durch lobenswürdige Einfachheit sich auszeichnenden Familie. Aber in einem Stücke ward meine Hoffnung bey ihm getäuscht, er konnte mir das vortrefliche Cabinet nicht zeigen, weil es wegen Wohnungs-Veränderung nicht aufgestellt war. Bloß einige einzelne Stücke sah ich daraus, unter andern erinnere ich mich eines schönen Echini in Kreide; eines andern wahren und instructiven Cabinetsstücks, worin Berg-Crystallen mit Spat, Kalk und Schörl-

Cry-

Crystallen durch einander lagen. Unser Aufenthalt in Genf war wegen des Verlangens nach Italien zu kurz für diese merkwürdige Stadt, und ich habe daher von der Bekanntschaft mit den dasigen berühmten Männern wenig Nutzen ziehen können. Das Palais des Herrn Dessaussüre — denn den Titel verdient die damalige Wohnung dieses damals reichen und berühmten Gelehrten, der durch die Revolution so viel verloren hat, mehr als den eines Hauses — fand ich leer, weil er auf dem Lande war, so wie auch die Herren Diodati und Pictet. Den für die Chymie so thätigen Bibliothekar Sennebier, den durch viele nützliche Versuche bekannten Arzt Odier, die beyden Aerzte Butini, Vater und Sohn, den berühmten Wundarzt Cabanis, lernte ich kennen und schätzen. Besonders war mir die Bekanntschaft des liebenswürdigen Greises und berühmten Mathematicus le Sage, angenehm, die ich dem Herrn Schmid verdankte, und sie wurde mir auch in der Folge sehr nützlich, durch eine Empfehlung an den Pere Jacquier in Rom. Er wollte mir gern mehr Empfehlungen mitgegeben haben, aber er bekannte, er schreibe ungern Briefe: le genre épistolaire me coute un peu de la peine, sagte er. Etwas

kindlich

kindlich sanfteres und unschuldigers und zugleich heiteres und aufgewecktere habe ich bey einem alten Manne nicht gefunden. Durch seine Freundschaft für Herrn de Lüc ward er mir vollends lieb. Von seiner Unbefangenheit und den daraus zuweilen entstehenden sonderbaren Lagen hatte mir Herr Schmid besondere Anecdoten erzählt. Herr le Sage lebt noch, meinen letzten Nachrichten zufolge, in Genf im hohen Alter. Seine ruhige und zufriedne Gemüthsart hat wahrscheinlich ihm das Mißvergnügen ertragen helfen, welches so manchen Genfer vor der Zeit ins Grab brachte *).

Von ohngefähr fand ich den durch seine mechanischen Arbeiten berühmten Jaques Droz von

Chaub

*) Er theilte mir eine kleine mathematische Schrift mit, deren Titel auffallend war, und deren Inhalt auch für Fremdlinge der Wissenschaft Interesse hatte. Sie führte die Ueberschrift: Lucrece Newtonien. Er suchte darin zu beweisen, daß die Epicuräer sehr nahe bey der Newtonischen Entdeckung der Gesetze der Schwere gewesen wären. Hätten sie, sagt er, die Kugelgestalt der Erde gekannt, anstatt sie sich platt vorzustellen: so würden sie ihre Atomen sich nicht parallel gegen die Erde gehend gedacht haben, sondern convergirend nach Mittelpunkte derselben gerichtet, ohngefähr so, als wenn es überall auf der ganzen Erde hagelte. So war die Theorie da.

Chaud de Fond in Genf, einen ältlichen gutmüthigen Mann. Er sagt mir, seine Leidenschaft für mechanische Arbeiten sey so groß, daß er seine Krankheit darüber versäumt habe, und nun deswegen nach Genf hatte kommen müssen, wo er durch die Hülfe von Cabanis und Bütini auf der Besserung war. Er meinte, wenn er in Genf gewohnt hätte, so würde er mehr und wichtigere Sachen producirt haben, als in Chaud de Fond. Das Nöthige zur Uhrmacherey habe man wol da, aber an Vielen fehle es doch, sonderlich um das Aeussere schön zu machen. Er rechnete, daß man dort ohngefehr damals sechzig tausend Uhren jährlich verfertige, die denn über ganz Europa versandt wurden. Er selbst gebe sich mit Uhren gar nicht ab, sondern mit lauter künstlichen Dingen. Eine Tobacksdose mit einem Uhrwerke das ein Klockenspiel triebe, ein Vogelbauer mit einem Canarien Vogel darin, der bis zur völligen Täuschung natürlich singt; einen Stockknopf, und wol einen Ring mit einem Klockenspiel und dergleichen, machen seine Art von Arbeiten aus. Diese Dinge, sagte er, gehen jetzt vorzüglich nach China, und einer seiner Söhne war eben mit einem Transport derselben nach England gegangen, wo er damals schon seit

zehn

zehn Jahren zwischen reise. Weil eben keine Concurrenz da sey, so können die Sachen ziemlich vortheilhaft verkauft werden. Er glaubte übrigens, der Mangel an mancherley Dingen zu Chaud de Fond, da nichts als Haber und Gerste oben wachse, sey ihrem Etablissement im Ganzen vielmehr günstig als nachtheilig. Es ist bekannt, daß Molkenwerk die hauptsächliche Nahrung der Arbeiter ausmacht.

Bonnet.

Einen Morgen wandte ich an, um den ehrwürdigen alten Bonnet zu Gentoux, eine Stunde von Genf, zu besuchen, wo er damals schon achtzehn Jahre wohnte, ohne fast in die Stadt zu kommen. Die Lage seines Hauses, dessen Garten nach dem See hinabgeht, und nahe daran liegt, ist sehr angenehm. Jedermann schätzt in ihm den verständlichen lichtvollen Metaphysicus, und den unermüdeten Forscher. Im Umgange war er ein zutraulicher ofner Mann, noch in seinem Alter voller Kraft und Feuer, nur schade, daß sein hartes Gehör den Umgang erschwerte. Er meinte, wenn mann eine gute Brust habe, so gebe es keine gesundere Gegend als sein Vaterland. Wenn man in

Sachsen mit sechzig Jahren alt sey, so müsse man damit hier bis zum neunzigsten Zeit haben. Ich fand keinen Beruf, ihn in seinem Glauben zu stören. Sonst glaube ich doch nicht, ob gleich im Ganzen die Schweiz ein gesundes Land, sonderlich für gewisse Constitutionen ist, daß eben Genf darin ganz vorzüglich sey. Die Bise könnte doch wol eine Veranlassung zu Störungen in der Gesundheit seyn, und die Lebhaftigkeit der Luft muß da wol beständig sehr groß und etwas zehrend seyn. Nicht nur liegt der Ort am untern Ende des Sees, und hat Fläche an der andern Seite, welches schon einen Zug in der Luft macht, sondern grade hier ist es, wo sich die Berge öfnen, wo also alle Luft, die in dem ganzen Bassin des Sees zwischen großen Höhen eingeklemmt war, grade über Genf herausfährt, so daß es ordentlich im Zugwinde liegt. Die große Lebhaftigkeit, vielleicht Reinheit der Luft, mag wol mit dazu beytragen, daß die Genfer ein ausgezeichnet geistiges Volk sind, aber ob sie nicht in einem gewissen Alter häufig schon etwas stumpf werden, das will ich andern zu beurtheilen überlassen. Neuen Gedanken ergab sich Bonnet nicht allzueilig, ich sah dieses unter andern sehr stark an seinen Aeusserungen über den thierischen Magnetismus,

mus, von dem man in der Zeit viel reden hörte; auch den Spiralförmigen Bau, den man damals im innersten des Hirns zu entdecken glaubte, hielt er für einen optischen Betrug. Gern hätte ich den Tag bey diesem vortreflichen Manne zugebracht, wie er es verlangte, hätte es meine Zeit verstatten wollen; aber ich war doch froh, diesen Weltweisen wenigstens gesprochen zu haben. Wenn man einen Schriftsteller den man schätzt, gekannt hat, so lieset man seine Arbeiten mehrentheils mit grössern Vergnügen; es deucht einem denn gern, er rede zu uns.

Ferney.

Es liegt ein Vergnügen darin, Orte zu besuchen, wo einst ausgezeichnete Menschen lebten. Vielleicht wäre der Eindruck den mir Ferney machte weniger angenehm gewesen, hätte man damals schon so wie jetzt gewußt, welche folgenreiche, aber bisher gewiß nicht segensreiche Plane einst an diesem Orte gebrütet wurden. Da die beyden entgegengesetzte. sten Partheyen, die Revolutions-Freunde und die Royalistisch-Gesinnten, darin überein kommen, daß Voltaire eine der häuptsächlichsten Urquellen der Revolution sey: so kann darüber wol kein Zweifel

statt finden. Jene bewilligen dafür seinen Gebeinen die Ehre des Pantheons, und diese fluchen seiner Asche. Was sich nicht läugnen läßt, ist, daß Voltaire in den meisten seiner Schriften offenbar suchte, nicht allein gegen die Kirche zu arbeiten, sondern auch gegen manche Staats-Einrichtungen einzunehmen. Und daß er wol einsah was aus diesem Saamen erwachsen würde, beweiset folgende Stelle aus einem vertrauten Briefe vom 3. März 1764 an den Marquis de Chauvelin: Tout ce que je vois jette les semences d'une Révolution qui arrivera immanquablement, et dont je n'aurois pas le plaisir d'être témoin. Les François arrivent tard à tout, mais ils arrivent. La lumière s'est tellement repandue de proche en proche, qu'on éclatera à la première occasion, et alors ce sera un beau tapage. — Ja wol tapage! *)

Man

*) Ein wenig treulos war es, daß Voltaire, indem er in seinen vertrauten Briefen so schrieb, und wol wußte, zu welchem Zwecke er und seine Freunde arbeiteten, in seinen öffentlichen Schriften grade das Gegentheil behauptete. An hundert Stellen erklärt er die Arbeiten der Verbündeten Encyclopädisten oder Philosophen, wie sie sich gern nannten, für

Man mag übrigens auch von Voltaire denken wie man will, so war er doch immer, bey allen dem, was mit Recht gegen ihn gesagt werden muß, ein sehr ausserordentlicher Mann, und mit höchst ungewöhnlichen Kräften ausgerüstet. Der Witz, diese Fähigkeit überall ergötzende Verhältnisse zu finden, war, wenn ich nicht irre, seine größte Stärke; aber schwerlich hat es ihm auch irgend ein bekannter Mensch hierin gleich gethan. Es ist wahr, sein immer heiterer Geist, der gewiß nie von einem melancholischen Gefühle, dieser Paralysis alles Witzes, niedergedrückt wurde, beglückte ihn, von Temperaments wegen mit einer Stimmung die dem Witze über alles günstig ist. Denn daß es bey vielen Menschen nur auf Laune und Stimmung der Gefühle, oder eine von aussen veranlaßte Spannung ankomme, um witzig zu seyn, ist nicht zweifelhaft. Man erzählte mir

ganz unschuldig und unfähig, solche Folgen zu haben, wie er doch in seinem Herzen davon weissagte. Man kann dergleichen beruhigende Versicherungen, unter andern in der merkwürdigen Correspondenz mit Palissot, dem Verfasser der Comödie: les Philosophes finden, die den Encyclopädisten so wehe that, ebenfalls in dem quand und qu'est-ce; auch in den reflections pour les sots u. s. w.

hiervon in Lausanne ein Beyspiel, das würklich auffallend ist. Bekanntlich war der eigentliche Witz nicht die vorzüglichste der Geistesgaben des großen Hallers. Seine Gemüthsart war dazu zu ernsthaft, mit unter vielleicht zu melancholisch. Aber es fügte sich einmal, daß er Geschäfte halber eine Zeitlang in Lausanne seyn mußte, als eben auch Voltaire sich da, in der Zwischenzeit aufhielt, nachdem er von Delices — wo ihn die Genfer auf ihrem Boden nicht leiden wollten — weggezogen war, und bevor er Ferney gekauft hatte. Also trafen sich hier fast die beyden berühmtesten und verschiedensten Gelehrten von Europa in Gesellschaften an. Man versicherte mich, diese Lage habe Hallern so aufgeschroben, daß er, der Voltairen an Kenntnissen, Gründlichkeit und Tiefsinn immer weit überlegen war, ihm jetzt auch an Witze gleich kam. Er soll, Schlag auf Schlag, durch seine Repartieen, durch die witzigsten Zusammenstellungen, nicht blos die Umstehenden in Verwundrung gesezt, sondern Voltaire zuweilen stille gemacht haben. Es ist eben damals gewesen, wie Haller das bekannte Bonmôt über die Zaire, beym Ausgange aus einer von Voltaire veranstalteten Vorstellung dieses seines Stücks, gesagt hat:

jamais on n'a vu encore donner un rendez-vous pour se faire batiser.

Haller und Voltaire konnten sich unmöglich lieben, sie waren in geistiger Hinsicht und in ihren Grundsätzen allzusehr Antipoden. Voltaire lachte immer, und Haller liebte den Ernst. Haller suchte überall die Gründlichkeit und Voltaire blieb, in der Oberfläche, die freylich unter seinen Händen glänzend wurde und viele hinriß. Haller strebte bey allen menschlichen Mängeln die er gehabt haben kann, unläugbar der hohen Tugend nach und suchte ernstlich sie zu befördern; Voltaire zum allerwenigsten, legte keinen Werth darauf, für einen Tugend-Helden zu gelten, und hat in vielen seiner Schriften zuverläßig die Tugend nicht befördert. Endlich Haller ehrte die christliche Religion über alles, und Voltaire haßte sie bis zur Ausschweifung, so sehr, daß er den größten Theil seines Lebens und seiner Kräfte gegen dieselbe verwendet hat — pour écraser l'infame — wie er sich in seinen vertrauten Briefen zu hundertmahlen mit wahrer Erbitterung ausdrückt.

Sehr früh, und ehe sich diese beyden Männer noch kannten und nahe waren, äusserte sich schon die Abneigung bey Hallern. Es ist in dieser Hinsicht

interessant, in den frühesten Jahrgängen der göttingischen gelehrten Anzeigen zu blättern, in welchen Haller die Voltairischen Schriften recensirte. Schon in dem allerersten Jahrgange von 1739 zeigt sich das Misfallen zwar noch entfernt, aber deutlicher schon in dem von 1742; und dieses nimmt in der Folge zu, so wie sich Voltaires Grundsätze mehr entwickelten. Mit aller Achtung und bey aller Gerechtigkeit, die Haller immer dem Genie des französischen Dichters und seinen Arbeiten als Kunstwerken wiederfahren läßt, zeigt er ihm unzählige mahle seine Oberflächlichkeit, seine Verstoße wider die Geschichte und wider die Wahrheit und seine Rachsucht. In Absicht seiner Grundsätze sagt er ihm unter andern: "Ueberhaupt bemerkt man an den heutigen Philosophen eine allgemeine Gunst gegen alle Laster und Missethaten.

Ebenfalls soll Haller in mündlichen Unterredungen ihn nicht verschont haben.

Voltaire hat seinen Haß gegen Hallern, im Gefolge einer Correspondenz zwischen ihnen, in welcher Voltaire in einem schlechten Lichte erscheint, genugsam gezeigt, aber er hatte sonst wenig Anlaß dazu. Hallers deutsche Recensionen seiner Schriften,

ten, waren für ihn kaum in der Welt; die sonst, wenn sie französisch gewesen wären, ihn fürchterlich aufgebracht haben würden, wie man an Freron, la Baumelle, Palissot und andere gesehn hat. Mündlich soll er zuweilen von Hallern, wie von einem Manne von Verdiensten gesprochen haben. Dieses gab ihm bey einer Gelegenheit ein Uebergewicht, welches er nicht verfehlte, zu einer bittern, aber witzigen und einfachen Antwort zu benutzen. Ein vornehmer Reisender war von Bern nach Ferney gekommen, wodurch die Rede auf Hallern fiel. Voltaire sprach mit einigem Lobe von Hallers Verdiensten. Der Fremde, verwundert hierüber, bezeugte, daß ihm dieses unerwartet sey, da er Haller ganz anders von ihm habe reden hören. Alles was Voltaire hierauf erwiederte, war: peut-être que nous nous trompons tous les deux.

Ferney hatte damals noch Spuren von Voltairens Würksamkeit, die den Ort merkwürdig machten, und seine schöne Lage ist ebenfalls sehenswerth. Die Aussicht in diese anmuthige und fruchtbare Landschaft wird von der Genfer Seite her durch den rauhen Jura begrenzt und gehoben. Das Guth liegt nur eine Stunde von der Stadt,

bekanntlich im altfranzösischen Gebiete, im Pays de Gex. Als Voltaire es kaufte war es nur ein armes Dorf von wenigen Häusern. Er ließ das Schloß neu bauen, so wie die Kirche, die nahe daran auf demselben Hofe liegt, und bey seinem Tode zählte man an die achtzig Wohnungen, die umher zerstreut liegen, und mehrentheils von Uhrmachern und ähnlichen Handwerkern bewohnt wurden, die er hauptsächlich aus Genf, zum Theil aber aus Frankreich selbst, dahin gezogen hatte. Voltaire war damals erst sieben Jahre tod, aber schon war alles sehr in Abnahme mit dieser Colonie. Viele Häuser, die zwar nett aber leicht gebauet waren, fand ich schon sehr im Verfall, und gewiß wohnten damals nicht mehr die zwölfhundert Menschen hier, die beym Tode des Gutsherrn da gewesen sind. Gegenwärtig soll nur hin und wieder zu Ferney noch ein einzelner Uhrmacher wohnen, der für die Genfer Fabriken arbeitet. Daß alles Verhältniß dieser Colonisten mit dem Guthe aufgehoben sey, versteht sich von selbst. Ein junger Mr. de Budé, ein Genfer, der kurz vorher in der Garde zu Hannover als Officier stand, und in dessen Familie Ferney schon ehemals gewesen war, hatte es eben damals an sich gekauft. Er ist auch

noch

noch jetzt der Besitzer des Hauses, Gartens und derjenigen Länderreyen, die von dem Eigenthümer selbst benutzt wurden; alles was andern zu bearbeiten eingegeben war, ist verloren. Schwerlich würde dieses Voltaire, der ein großer Egoist war, gefallen haben. Aber vielleicht hätte man ihm seinen Schaden auf andere Weise ersetzt, wenn dem Patriarchen der Revolution nicht etwan der Kopf abgeschlagen wäre; denn diese mehr als saturnische Revolution frißt nicht blos ihre Kinder, sondern auch ihre Väter.

Das sogenannte Schloß ist sehr unbedeutend, blos ein heiteres und bequemes Haus. Der Garten ist klein, doch zu einem Morgen-Spaziergang für einen alten Mann recht gut, denn er ist sonnig. Voltaire hatte unten im Hause gewohnt, und da war noch alles wie er es verlassen hatte. Sein Schlafzimmer war noch ganz so wie bey seinem Leben mit Bette, Tapeten, Gemälden, Kupferstichen u. s. w. versehen, und man sagte, es sey eine Bedingung des Kaufs, daß es immer so bleiben solle. Zufolge meiner neuesten Nachrichten ist das Innere dieser Zimmer auch würklich noch jetzt in dem Zustande, worin ich sie sah. Neben Voltaires Bette hing an der einen Seite der König

von

von Preussen, an der andern der berühmte Schauspieler le Kain mit einem Lorbeer-Kranze — eine besondere Zusammenstellung. Sonst hieng noch darin das Portrait der durch Voltaire so bekannten Marquise du Chatelet mit einem Zirkel in der Hand, das Bild der Kaiserin von Rußland von ihr selbst in Seide gestickt, und die Kupferstiche von Leibnitz, Mairan, Fränklin, Diederot, d'Alembert, de l'Isle u. s. w. In einer Nische dieser Kammer hatte man nach seinem Tode ein sehr vergängliches Monument, von schwarzem Holze mit Flor und Bändern aufgerichtet, worin Voltairens Herz aufbewahrt worden, das aber, seitdem der Marquis de Vilette das Guth verkauft hatte, nach Paris gebracht war. Die Inschriften daran hießen oben:

Mes manes ſont conſolés, puisque
mon cœur eſt parmis vous.

Unten:

Son Eſprit eſt partout, mais ſon
cœur eſt ici.

Ob Voltaires Geschmack diese Inschriften gutgeheissen haben würde, daran ist wol zu zweifeln. Die Bibliothek war schon ausgeräumt, aber ausser daß die Bücher daraus waren, noch ganz in ihrem vorigen Zustande. Einer von der Gesell-

schaft

schaft zeigte uns das Pult und die Stelle wo Voltaire immer eine große Folio Bibel mehrentheils aufgeschlagen hatte, und erzählte, als sich einst jemand darüber verwunderte, habe Voltaire geantwortet: c'est, qu'il ne faut pas perdre de vûe ſon ennemi.

Die Kirche ist kein bedeutendes Werk, und rechtfertigt die bekannte etwas stolze unrömische Inschrift:

Deo erexit Voltaire
1761.

die vielen anstößig gewesen ist, weder durch Schönheit noch durch Erheblichkeit. Sie hat aber einst Voltairen eine witzige Bemerkung von einem Engländer zugezogen, der zu ihm sagte: Je vois, Mr. de Voltaire, qu'il n'y a qu'un mot entre Dieu et Vous.

Genf ist wol ohne Zweifel die schönste Stadt in der Schweiz, wenn man sie zur Schweiz rechnen will, wenigstens ziehe ich sie Bern vor. Fußbänke (trottoirs) und Arcaden hat sie zwar nicht, aber sie ist gut gepflastert, und hat viele schöne Gebäude, die würcklich Architectur haben. In einigen großen Häusern fand ich die Corridors ganz offen, die Bogen ohne Fenster. Wenn diese

südländische Bauart sich schon auf ein wärmeres Clima bezieht, so schien sie mir doch in dem Augenblicke, da eben die Bise wehete sehr unbequem.

Die Genfer sind in vieler Hinsicht Franzosen, aber sie sind reinlicher und unterrichteter. Einem Genfer sollte wol nicht die Frage entwischen, die einst auf einer meiner Reisen ein Franzose an mich that, als er hörte ich sey von Hannover. Comme Hannovrien, sagte er, Vous êtes donc Anglois? — non pas! Mais pourtant moitié Anglois? — pas du tout! Mais comment donc? —. In der Schweiz sind die Genfer im Ganzen nicht beliebt, und sind auch dazu zu sehr von den Schweizern verschieden. Ob sie wol zu dem helvetischen Bunde gehören, wenigstens sonst gehörten, denn was aus ihnen werden wird, ist noch wol nicht entschieden: so warf man ihnen doch vor, wenn ein Genfer aus einem der Cantone zu Hause komme, so sage er: j'ai été en Suisse, und nahm ihnen das freylich nicht wohl, weil sie die Annehmlichkeiten des Bundes geniessen wollten, ohne den Namen davon zu tragen. Etwas eingenommen sind im Ganzen die Genfer von sich, wenn man davon immer viele, und zumahl, die auswärts gewesen

sind

sind ausnimmt. Bey dem jüngern Theile bemerkte ich, daß sie nicht leicht die Seegel vor etwas strichen, ausser jedoch vor dem was geradesweges aus Paris kam. Aber wahr ist es, Geist und Leben herrscht in einer guten Gesellschaft von Genfern und Genferinnen so gut wie in einer französischen.

Die Genfer sprechen sehr gut, mit einer großen Leichtigkeit, und daher sehr viel, und es ist kein leichtes Unternehmen einem Genfer seine Meinung, wenn sie auch ungegründet wäre, auszureden.

Vierter Abschnitt.

Reise durch Savoyen. Aix le Bain. Das Columbarium. Chambéry. Montmelian. La Chambre. Savoyische Unreinlichkeit. Entwurf einer Scala der Reinlichkeit in Europa. St. Jean de Maurienne. Grösse der Natur in dem obern Theile von Savoyen. Mont-Cenis. Bergbewohner. Tavernette. Hannibals Uebergang. Entfernung verschiedener Oerter zwischen Genf und Turin. Höhe einiger dieser Orte über dem mittländischen Meere.

Wenn man durch Genf reiset, um nach Italien zu gehn, so ist man in Gefahr nicht so lange in dieser merkwürdigen Stadt zu verweilen, als sie es verdient, weil man sich in solcher Nähe anfängt zu sehr nach jenem schönen Lande zu sehnen, und daher eilt. Dieses war unser Fall, denn schon nach zwey Tagen, am 25. October reiseten wir von da ab.

Man hat in Italien bekanntlich zweyerley Arten zu reisen, mit Extra-Post und mit Vetturini oder Fuhrleuten; denn der Post gestattet man kein Monopolium. Für diejenigen, welche kein eignes Fuhrwerk haben, ist das letzte besser, und wenn

man

man einen guten Fuhrman trift, so mag es auch gut gehn. Sonst reiset man viel langsamer, ist dem Eigensinne und dem Geize des Vetturino, der auch die Beköstigung übernimmt, auf mehrere Tage übergeben, muß sich gefallen lassen oft in den schlechtesten Wirthshäusern einzukehren, muß sich aufhalten wo man nicht Lust hätte zu bleiben, und vorbey eilen wo man warten möchte. Die Vetturini, welche sich in Genf in Menge anboten, konnten uns nicht unter sechs bis sieben Tagen nach Turin bringen, mit der Post konnten wir in vieren, nicht beträchtlich theurer hinkommen. Denn man machte gar keine Schwierigkeit durch Savoyen, bis dahin wo die höchsten Berge angiengen, eine schwer bepackte viersitzige Kutsche, mit vier Pferden zu fahren. Die Wege sind zwar, oder waren damals, unübertreflich schön, allein man steigt doch auch fast beständig von Genf ab, aufwärts. Seitdem Savoyen in den Händen der Franzosen ist, soll man, wenigstens in den letzten Zeiten, zwar mit Post fortkommen, aber mit Vetturini soll gar kein Reisen mehr seyn.

Die Ordnung bey den Posten ist im Piemontesischen durch alle Staaten musterhaft, und für einen Niederdeutschen, der also an die elendesten

Posten in ganz Europa gewöhnt ist, ganz unbegreiflich vortreflich. Man erhält, vermöge der Post-Ordnung von 1772, auf der ersten Station gleich, also auf dieser Reise zu Carouge ein Bollettone, welches so weit reicht, als die Direction dieses Postamts. Auf diesem Bülletin, ist die Zahl der Pferde die man nehmen soll bestimmt, die Nahmen und Entfernungen der verschiedenen Posten oder Stationen, was dafür zu bezahlen ist, und was die Postillons erhalten, angegeben, so daß ein Reisender überall keinen Erpressungen und Plackereyen ausgesetzt ist. Dieses erste Bülletin gieng bis Chambéry, wo ein neues ganz hin bis nach Turin gegeben wurde. Man rechnet den Weg nach Posten, deren jede, nach einer ohngefähren Schätzung, etwan anderthalb deutsche Meilen betragen mag, also würden die neun und zwanzig einviertel Posten, von Genf nach Turin ohngefähr acht und vierzig Meilen ausmachen. In grader Linie wäre es viel weniger, aber in diesen so ausserordentlich gebirgigen Lande zieht sich der Weg gewaltig herum. Jeden Tag ohne früh auszufahren oder spät in die Nacht zu reisen, legten wir ohngefähr sieben Posten zurück, also gegen zehn Meilen, welches in einen solchen Lande sehr

viel

viel ist; aber auch hielt man uns, wenn wir nicht warten wollten, auf keiner Station länger als eine viertel Stunde auf. Durch ganz Italien setzt man auf jede zwey Pferde einen Postillon.

Der Anblick eines jeden Landes hat etwas Eigenthümliches wenn man darauf achtet, nicht blos durch dasjenige was die Menschen darin gemacht haben, sondern schon durch die Natur, die überall andere Formen annimmt. Ich habe manche Länder gesehn, und mir deucht doch wenn ich mit verbundenen Augen an ausgezeichnete Stellen geführt werden könnte, so würde ich wenn ich mich umsähe, gleich sagen, ich bin in England, in den Niederlanden, in Westphalen, in Frankreich, in der Schweiz, in Holland, in Savoyen. Savoyen und die Schweiz sind beyde bergigte Länder, aber fallen so wie wiedrum Tyrol ganz anders in die Augen; und auf dem Harze kann man sich, so weit ich ihn gesehn habe, keinen Begriff von der Schweiz machen.

Wie die Berge von Savoyen die höchsten in der alten Welt sind, so ist auch das Land das rauheste. Es ist dasjenige welches die wenigsten und kleinsten Flächen in den Thälern oder selbst oben auf den Bergen hat. Nur zwey mittelmäßige

Seen und ein paar ganz kleine sind zwischen allen diesen Gebirgen. Es hat wol die wenigst mögliche Vegetation in seinem Schooße, weil überall Felsen und Steine sind, die auf einer gewissen Höhe nur noch Nadelholz tragen, wo etwan Stellen sind an welchen Bäume haften, weiter oben ist alles kahl, und ganz in der Höhe Eis. Es ist zum Erstaunen, daß es noch so viel hervorbringt als es thut. Aber auch mit welcher Mühe muß der arme und fleißige Savoyarde sein bisgen kümmerliche Nahrung dem Erdboden abgewinnen. Das Land ist doch sehr bevölkert. Man rechnete damals beynahe eine halbe Million Einwohner darin, wenn das nicht zu viel war. Wenn man den Fleiß in die Bewohner ebener und fruchtbarer Gegenden bringen könnte, so möchte ich sehn wie das für das Ganze würkte. Doch das scheint in China ohngefähr der Fall zu seyn, und wenn dadurch nichts bessers erhalten wird, als daß eine grössere Menge Menschen, zum großen Theile, so elend leben, wie in China, so wäre damit für die Humanität und so weit wir sehn, nicht viel gewonnen.

Schöne, zumal etwas entfernte Aussichten, sind in einem solchen Lande selten; es giebt da mehr sonderbare, und zuweilen, wenn man plötzlich um

eine Felsenecke kommt, überraschende Anblicke, romantische Situationen, und hin und wieder einladende Einödden. Geschützt und gedeckt kommt man sich überall vor, und das giebt eine nicht unangenehme Empfindung, wenn man, wie ich, gern zwischen den Bergen steckt, und sie den weit ausgebreiteten und flachen unabsehbaren Aussichten vorzieht.

Auf den ersten Stationen von Genf ab, ist noch hin und wieder Ebene. Ich sah hier ziemlich viel Buchweizen, den man damals, den 25. October, erst schnitt. So dünne er auch stand, und so wenig es war, so groß war die Zahl der Schnitter; ein Beweiß, daß die Handarbeit hier nicht kostbar sey. Von L'Eluiset an, anderthalb Posten von Genf, fängt man merklich an zu steigen, und der vortrefliche Weg hat mehrentheils im Zigzag geführt werden müssen. Zur linken hat man immer die Schneegebirge von Faucigny.

Wer nie Schneegebirge sah, der kann sich doch wol einigen Begriff davon machen, wenn er die schönen weissen Wolken betrachtet, die sich im Sommer zuweilen in Berggestalt, am Horizont himmelan thürmen, und von der Sonne beschienen werden, indessen man selbst in Schatten steht, und der

untere Theil der Wolken, der die Illusion stören würde, durch Gegenstände auf der Erde bedeckt ist. Eben einen so blendend weissen Glanz, und oftmals sehr ähnliche Formen haben die hohen Eisgebirge.

Erst sechs und eine halbe Post von Genf kommt man an eine kleine Stadt, Rumilly genannt, ausser Annecy die einzige in einem beträchtlichen Umkreise. Sie liegt ganz angenehm am Zusammenfluß zweyer kleinen Wasser, und hat so viel Fläche um sich her, daß hier ordentliche Kornfelder zu sehen sind, von deren Bau die Einwohner größtentheils leben. Der Weizen soll sehr gut gedeihen, und dessen so viel wachsen, daß damit Handel getrieben wird. Es sind hier verschiedene Klöster, und die Einwohner schienen in ziemlich guten Umständen zu seyn.

Es scheint, daß das wenige, was die Natur in diesen Gegenden giebt, vorzüglich gut sey, wenigstens wüste ich nicht leicht, das Obst irgendwo von so vorzüglicher Güte gefunden zu haben, insonderheit waren die Beurrégris, auch die Weintrauben, vortreflich. Von Rumilly weg ist die Gegend eine zeitlang hindurch freundlicher als hier gewöhnlich. An manchen Stellen, wo die vorliegenden niedrigern mit Laubholz bewachsenen

Anhöhen die entferntern Felsen und Schnee-Gebirge versteckten, fand ich einen Augenblick Aehnlichkeiten mit bekannten Berg-Gegenden in Deutschland. Aber bald sah ich wieder Savoyen. Insonderheit fiel mir ein kleines adeliches Schloß auf, das wol in der einsamsten naktesten Felsen-Gegend lag, in der jemals ein Schloß gebauet ist, ohne Bäume umher, nicht einmal sah ich etwas vom Garten in der Nähe. Ein rechter Aufenthalt dachte ich für ein Paar das sich selbst genug ist, also für die höchste Stufe menschlicher Glückseligkeit. Nur ein solches Paar kann den Gedanken gehabt haben, sich hier niederzulassen. Aber denn bewahre sie auch ihr gut Geschick vor unzeitiger Trennung in solcher Einöde. Ich habe mich seitdem erkundigt, wie diese sonderbare Wohnung heisse; man nennt es das Chateau de Longefan.

Aix.

Aix en Savoye, auch Aix le Bain genannt, war unser erstes Nachtlager auf dieser Reise. Wir hätten sehr füglich Chambéry erreichen können, weil es noch früh war, aber Aix verdiente schon gesehn zu werden. Es sind von Genf hieher sechs und eine halbe Post, die von acht Uhr des Mor-

gens, bis sechs Uhr Abends, also in zehn Stunden zurück gelegt waren.

Es ist hier ein warmes Bad. Weil zu Aix en Provence, und zu Aix la Chapelle oder Achen auch warme Bäder sind: so muß wol der Name Aix darauf Beziehung haben, und könnte etwan aus aquis, so wie auch der Name Achen von aquae entstanden seyn.

Diese Wasser sind berühmt, und werden aus Frankreich und der Schweiz häufig besucht. Man hat auch eine Analyse derselben von einem Arzt Daquin, die aber schon von 1773, also vor der verbesserten Chymie geschrieben ist, und uns daher jetzt nicht mehr genügt. Es sind eigentlich zwey Quellen, beyde ziemlich warm, beyde halten Schwefel. Die eine soll auch Alaun führen, den jedoch Daquin darin nicht finden konnte; aber sie hat die Eigenschaft vor der andern voraus, verwelkten Blumen und Pflanzen in kurzer Zeit wieder ein frisches Ansehn zu geben. Ich erinnere mich, daß man dieses von mehrern Mineralwassern angemerkt hat, und der Grund davon wird sich einmal aus der Zusammenhaltung ihrer Bestandtheile erge-

ben.

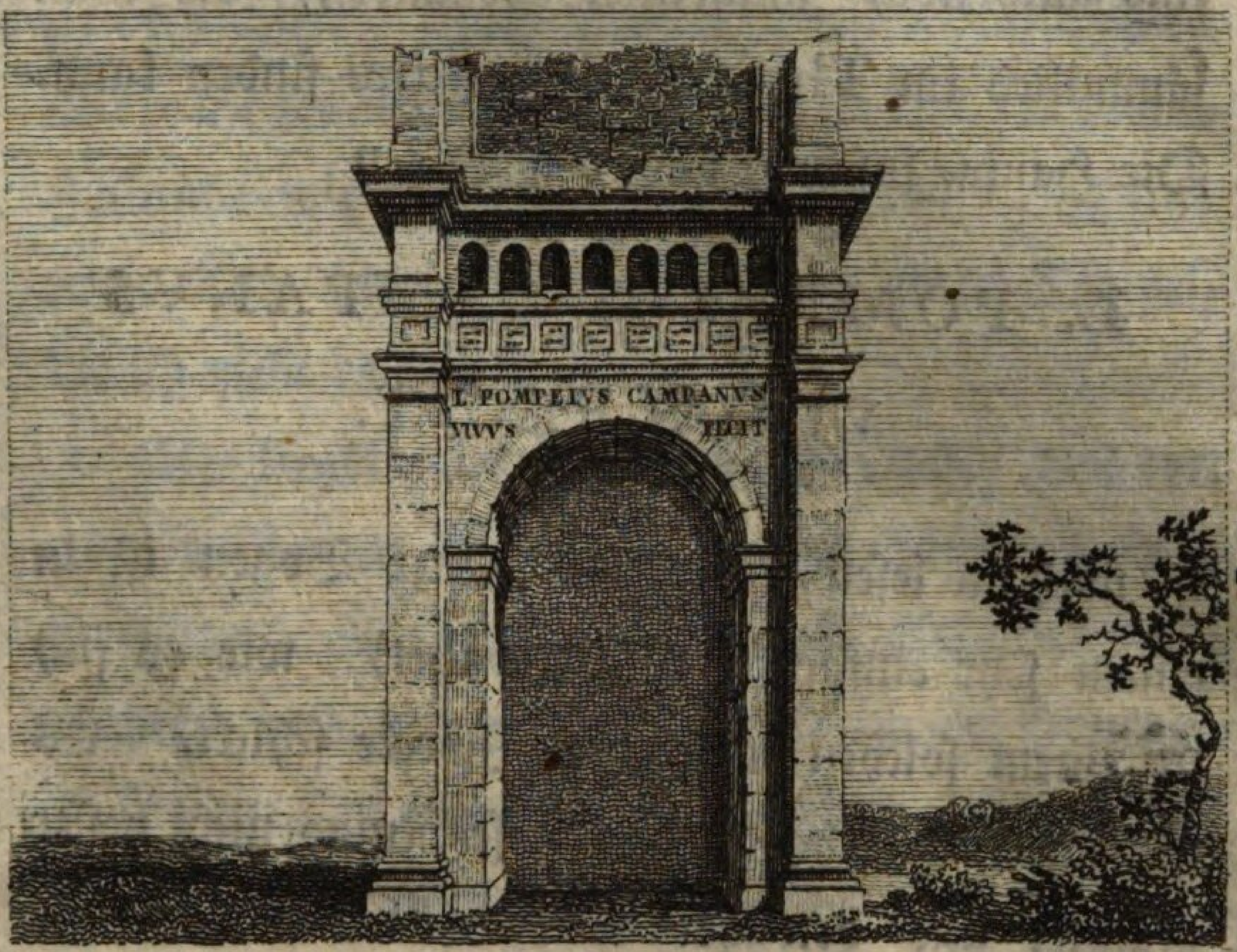
ben. Aber dürfte man von Pflanzen auf den Körper, oder gar von den Blumen auf Reize schließen — welch ein Bad! Beyde Quellen strömen, ohngefähr achtzig Schritt von einander, gradesweges mitten aus einem festen Felsen in beträchtlicher Menge hervor. Mit einiger Wahrscheinlichkeit läßt sich der Weg nachspüren, welchen diese Wasser herkommen; denn es steigen ohngefähr eine viertel Stunde oberhalb der Quellen auf einer Wiese, warme Dünste aus einer Oefnung der Erde auf. Der Felsen, aus welchen das Wasser fließt, dient zur Wand des Hauses, in welchem die Wasser gesammelt und gebraucht werden. Der häufige Niederschlag, den ich in den Wasserbehältern fand, war bloße Kalkerde. Die Gebäude sind zum Theil noch neu, von guter Architectur, und wol eingerichtet.

Die Römer sollen zuerst diese Bäder angebauet und benutzt, und sie aquas Alobrogum auch aquas Gratianas genannt haben. Da hier noch viele römische Ueberreste vorhanden sind, so ist das wol ausser Zweifel. Im Jahr 1772. wurde in dem Garten einer Dame des Orts, in der Nähe

der sogenannten Alaunquelle, etwas aufgegraben, und man fand nicht allein einen cementirten Canal für eine Wasserleitung, sondern auch zwey gewölbte Gemächer, wo dieser Canal hineinführt, und deren Decken durch Säulen von Ziegel- oder Backsteinen getragen wurden. Allem Anscheine nach waren hier Bäder, aber, weil sie nachgrade, vermuthlich durch das Spülen des Regens, so weit zugeschlemmt waren, daß nur noch drey Fuß Höhe übrig blieb, so ließ sich der Boden nicht untersuchen, und also die Gewißheit nicht ausmachen. Die Gewölbe waren so fest, daß sie ein schweres Haus trugen, ohne zu weichen. An einem der Backsteine die achtzehn Zoll ins Gevierte hatten, war der Name Gratianus deutlich zu lesen *). Welches der in ältern Schriften schon angeführten Sage, Gratianus habe die hiesigen Bäder bauen lassen, ein Gewicht giebt.

Der

*) Das obige ist aus einer von dem Turinischen Architect Dupuy, dem Hrn. Daquin schriftlich mitgetheilten Nachricht, aus dessen wenig bekannten Analyse des Eaux d'Aix, Chambéry 1773, pag. 12. 13. und 14. gezogen.



Der marmorne Bogen von römischer Arbeit, den man gewöhnlich für einen Triumpfbogen, so Volkmann, Keyßler, Büsching, Biornstahl u. a. ausgiebt, ist noch vorhanden; nur man kann ihn nicht ganz übersehn, weil er ein Theil der Haushalts-Gebäude ausmacht, die zu dem Schlosse der Marquis d'Aix gehört. Es ist aber kein Triumpfbogen, sondern ein wahres Columbarium für die Familie des Pompejus Campanus. Vom obern Theil ist etwas fort. Von den darunter befindlichen Nischen, in welchen die Aschen-Krüge standen,

sind

sind auch noch Inschriften vorhanden, die man sämmtlich im Theatro Sabaudiæ finden kann. Die Haupt-Inschrift über den Bogen

L. POMPEIVS CAMPANVS
VIVUS FECIT.

ist noch zu lesen, und der ganze Bogen ist in einem sehr einfachen Stil gebauet, wie es sich zu einem solchen ernsthaften Zwecke schickt. Es ist Jammer Schade, daß diese Ruine nicht besser geachtet und bewahrt wird. Doch kann es seyn, daß die Scheure sie noch am besten vor der Zerstörungs-Wuth der Westhunnen, wie Graf Stollberg die wiedergebohrnen Franzosen *) nur allzuwahr nennt, verwahrt. Es brauchte ja nur, wenn sie frey stände, irgend einem einzufallen, es sey ein Denkmal des Aristocratismus, so war sie

*) Franzosen sind nicht Franken, und Franken sind keine Franzosen, so wenig als Franz-Weine Franken-Weine sind. Die jetzigen Franken sind die Bewohner eines der Kreise des deutschen Reichs, der der Fränkische heißt. Es ist daher nicht zu begreifen, wie deutsche Schriftsteller und Zeitungsschreiber diesen Namen so unrichtig gebrauchen können, oder eine Verwechselung veranlassen mögen. Warum sagt man nicht lieber Gallier, wenn man durchaus einen andern Nahmen haben will?

sie vernichtet. Nach meinen neuesten Nachrichten ist der Bogen noch jetzt ohngefähr in dem nemlichen Zustande wie zu meiner Zeit vorhanden. Es sind noch Reste hier, vermuthlich von einem Tempel, die ich nicht besehn konnte.

Aix liegt in einem anmuthigen Thale, das von zweyen Bergen gebildet wird, am Fuße des einen derselben. Man sieht ziemlich viel Ackerbau nahe umher, und der wenig entfernte Lac du Bourget, ist für den Ort angenehm und nützlich. Die Stadt selbst ist nicht groß, aber artig gebauet, und nicht unangenehm. Der Weinbau ist gut, und der Wein, der meistens roth ist, gehört zu den bessern Arten; er ist dem Bordeaux-Wein ähnlich, mit einem kleinen Nebengeschmack von Burgunder; ich erwartete kaum so etwas Gutes in Savoyen. Die Polenta, oder ein aus Türkischen Weizen-Mehl gekochter oder gebackener Brey mit Käse gewürzt, macht hier, so wie auch weiter hin in Italien, eine Hauptspeise des gemeinen Mannes aus. Es ist aber ein grobes und nicht so schmackhaftes, aber auch nicht so ungesundes Essen, wie die, welche man unter demselben Namen auf guten Tafeln kennt, welche beinahe weiter nichts als den Namen und den Grundstoff damit gemein hat.

Man hätte gewiß einen nähern Weg von Genf nach dem Mont-Cenis finden können, als über Chambéry, der nachher von Montmelian ganz links gehn muß, um die rechte Richtung wieder zu bekommen. Aber weil man solcher Wege nicht viele machen kann, so ist es natürlich, daß man der größten Stadt des Landes Theil daran nehmen ließ. Hauptsächlich aber wol deswegen, hat man den Weg so weit herum auf Chambéry geführt, weil sich hier die berühmte Königs-Straße, der einzige fahrbare Weg aus Frankreich in diese Seite von Savoyen, also die Straße von Lyon nach Piemont, mit der von Genf dahin führenden vereinigt. Indem man sich aber solchergestalt von Aix rechts um den See von Bourget nach Chambéry gegen die französische Grenze zu schlägt, so entfernt man sich wieder etwas von den höchsten Gebirgen Savoyens, dadurch verändert sich nun auch die Gegend wieder, bekommt mehr Fläche und wird freundlicher. Würklich liegt auch Chambéry, nach des Herrn de Lücs Messungen, sieben und vierzig Toisen, oder zweyhundert zwey und achtzig Fuß niedriger wieder als der Genfersee. Es lag auch in dieser Gegend wieder ein sehr schönes im neuern Geschmack gebauetes Schloß.

Chambéry.

Chambéry, der Hauptstadt von ganz Savoyen, nähert man sich von dieser Seite auf einem vortreflichen Wege, der an einem Felsen-Gebirge mit großem Aufwande herunter geführt ist. Von dieser Höhe gab die nahe darunter gelegene ansehnlich große Stadt, mit ihren vielen Landhäusern und Gärten, in einem weiten, von entfernten blauen Bergen umkränzten sehr fruchtbaren Fläche, bey einem hellen Sonnenblicke nach dem Regen, einen reizenden Anblick. Von dieser Art war uns in Savoyen noch nichts vorgekommen. Würklich eine der schönsten Aussichten, die ich ohne Wasser kenne. Das Große, und die Mannigfaltigkeit der Bergländer, trift hier mit der Anmuth und Lieblichkeit einer schönen, ebenen, baumreichen und bewohnten Landschaft zusammen, und eins hebt das andere. Die Stadt ist nicht sonderlich gebauet, ist dunkel, hat hohe, doch einige hübsche Häuser, aber steckt voller Menschen, und es ist Leben und Gewerbe darin; sie mag etwan gegen zehn tausend Einwohner haben. Sehr viele Boutiquen sieht man, und an den Hauptstraßen fast in jedem Hause. Man erkennt hier schon den

Ge-

Geschmack der südlichen Länder für die Süßigkeiten an der Menge, und Mannigfaltigkeit von allerley Zuckerwerk, das überall zu kauf ist. Ganz auf italienisch sieht man auch an allen Ecken der Straßen die gekochten und abgezogenen Castanien für den gemeinen Mann, wie in eine Art Suppe zubereiten, und in Kesseln zum Genuß fertig stehen.

Die Spaziergänge sind angenehm. Ein kleiner Canal den man von hier ab durch die Wiesen bis in den Lac du Bourget gegraben hat, zu welchem die Leisse und Albane das Wasser hergeben, hätte Schiffchen tragen können, und also den Ort mit der Rhone, und den Handel mit Frankreich verbunden. Aber man hatte nicht recht nivellirt, und den Canal auch zu klein gemacht, so daß der Endzweck nicht erreicht wurde. Personen aber, die darüber urtheilen können, versicherten mich, daß die Sache noch auszuführen stehe, wenn man die Isere mit in Verbindung brächte.

Es ist hier ziemlicher Seidenbau. Aber etwas sehr wichtiges ist die Manufactur von seidnen Floren zu Damen-Kleidern, die hier nicht nur von großer Schönheit, sondern auch von ausserordentlicher Dauerhaftigkeit gemacht worden, und die Kennerinnen den französischen vorziehn. Ich sah

hier

hier die berühmte Gaze de Chambéry von unzähligen Mustern, und Zusammensetzungen der Farben; aber die Fabrik ist nicht in einem Gebäude beysammen, sondern in den Wohnungen der Arbeiter zerstreuet.

Die Sprache und die Sitten der feinern Welt sind hier, so nahe an Frankreich fast ganz französisch, der Umgang soll angenehm, und das Frauenzimmer schön seyn, und was ich davon zu sehn Gelegenheit hatte, das sprach nicht dagegen. Mir deucht immer, Chambéry wäre wegen seiner Lage, seiner Gegend, wegen der gerühmten Ehrlichkeit des Volks, und wegen der Nähe der Schweiz, Frankreichs und Italiens, ein Ort in dem ich wol hätte leben mögen, ehe die Revolution hieher kam, wenn nicht die Unreinlichkeit des gemeinen Mannes dawider wäre; die denn zwar in den grössern Städten sich etwas vom Extrem entfernt.

Mont = Melian.

Von Chambéry zieht sich der Weg so nahe an der französischen Grenze her, daß man mehrentheils in die Dauphiné hineinsieht. Nicht weit von der savoyischen Berg= oder Felsenfestung Montmelian, an dem Flusse Isere, sieht man das franzö=

sische, ebenfalls auf einer Höhe an selbigem Flusse liegende Fort Barraux, sehr nahe. Die Gegend um Montmelian ist in ihrer Art sehr schön. Oben hinauf sind die hohen sich in den Wolken verlierenden Felsen äusserst wild, und man sieht hin und wieder Schnee, nach unten zu aber sind sie in einer großen Strecke in fruchtreiche Weinberge umgeschaffen, die durch Bergquellen gewässert werden, und weil sie eine sehr glückliche Lage nach Süden haben, einen Wein in Menge hervorbringen, der einigen Ruf hat. Ganz in der Tiefe ist das ziemlich weite und sehr anmuthige Thal, in welchem die schiffbare und große Flösse tragende Isere herabfliesset, und dem Boden durch ihre Feuchtigkeit ein frohes grünes Ansehn giebt. Hierzu kommt denn die Festung auf einer Höhe, und die eigentliche Stadt am Fuße derselben mit vielen zerstreuten Wohnungen, einer Menge Gärten, Wiesen und Fruchtbäume, und sogar einigen Kornfeldern umher. Alles zusammen, oben dürre Einöde, unten große Fruchtbarkeit und Leben, giebt ein Gemählde, das ich wol von einer geschickten Hand abgebildet sehn möchte. Ich kann aber davon hier nur einen sehr unvollkommenen Begriff durch die folgende kleine Zeichnung geben. Die Felsen, welche hinter der

Festung

Festung liegen, sind in der Natur gar viel höher, als es hier angegeben werden konnte. Die Weingärten an den untern Theilen der Felsen, ließen sich auch nicht ausdrücken.

Montmelian

Die Festung war damals schon sehr verfallen, sonst würde sie, wenn sie einigermaaßen vertheidigt

wäre, den Franzosen im September 1792 das Eindringen in Savoyen sehr erschwert haben, weil ohne sie kein Schritt vorwärts geschehen konnte. Sie hat zwar weit höhere Felsen um sich her, die aber für Kanonen ganz unzugänglich, und für kleines Gewehr viel zu entfernt sind.

Bey Montmelian fährt man über die Isere, bleibt am linken Ufer derselben, lenkt damit wieder von der französischen Grenze links ab tiefer in Savoyen hinein, und hat auf diesem Wege, sonderlich bey dem Dorfe Planese sehr schöne Aussichten. Bey der Stadt Aiguebelle kommt man endlich an den Fluß Arc, der sich in der Gegend in die Isere ergießt, und dessen Thal man nachher durch einen völligen halben Zirkel, der ihm wahrscheinlich den Namen Arc verschafte, in allen seinen Windungen bis an den Fuß des Mont-Cenis, wo er entspringt, beständig folgt. In den hohen Gebirgen sind häufig die Vertiefungen, wodurch Flüsse oder Bäche ihren Durchgang gefunden haben, die einzigen möglichen Stellen, durch die man Wege führen konnte.

Neben Aiguebelle, welches seinen Namen von seinem schönen Quellwasser hat, sieht man noch die ungeheuren Felsenstücke, welche 1750 durch eine Schneelauine von der Höhe losgerissen wurden,

ein ganzes Dorf mit Kirche, Häusern und allen Einwohnern in einem Augenblick vernichteten und hochüberdeckten. Man hat geschrieben, es kucke noch etwas vom Thurm heraus, ich habe davon nichts ansichtig werden können; aber einen schrecklichen Anblick der Verheerung giebt die Stelle noch. Das Thal ist so enge, daß die Sonne am längsten Tage schon um fünf Uhr nntergeht; man kann hieraus leicht abnehmen, daß sie folglich in der Mitte des Winters eine Zeitlang gar nicht sichtbar sey.

Von hieran steigt man nun merklicher aufwärts, und nähert sich der hohen Alpen-Kette. Das Thal der Arc, in welchem man beständig bleibt, ist zuweilen sehr enge, und von sehr hohen steilen Felsen, deren Gipfel oft Schnee zeigen, so eingeschlossen, daß an der einen Seite nicht so viel Plaz ist, als nöthig wäre einen Weg daran herzuführen, daher man denn über den Fluß auf die andere Seite muß. Dieses geschieht wol in einer Tagreise zehnmal, und zu allen diesen Uebergängen findet man überall die schönsten großen steinernen neuerbaueten Brücken mit Bögen. Die Wege sind durchgehends ganz unübertreflich, ohne die mindeste Unterbrechung. Sie gehen manchmal an

fürchterlichen Abgründen her, ohne daß man in der geringsten Gefahr wäre, weil an den Seiten, wo es nöthig war, mehrentheils feste Mauern oder andere Befriedigungen angebracht sind, die vollkommen schützen. An manchen Stellen hat die ganze Straße müssen in den Fels hineingearbeitet, gesprengt oder gehauen werden. Und für alle diese ausserordentlich vortreflichen Anstalten und Wege bezahlte man auch nicht einen Pfenning Weggeld. Unerhört muß dieses einem Niederdeutschen vorkommen, der gewohnt ist Weggeld zu bezahlen an Orten, wo durchaus und im eigentlichsten Verstande gar kein Weg zu sehn ist. - Noch weiß ich nicht wie es zugeht, daß der Weg überall ohne irgend eine schlechte Stelle war, und daß man doch nirgends daran bessern oder arbeiten sah. Die Kosten für diese lange Straße müssen, ohngeachtet die Handarbeit hier wolfeil ist, sehr groß gewesen seyn, da sie auch an den allerengsten Stellen und an den schroffsten Felsen wenigstens so breit ist, daß sich zwey Wagen bequem begegnen können, überhaupt aber sehr breit.

Nichts bestimmt mehr die Meinung eines Reisenden über die Regierung eines Landes, als die Beschaffenheit der Wege, und mehrentheils sind

Schlüsse daraus gegründet. Es giebt Ausnahmen, weil manchmal die Umstände unübersteigliche Hindernisse in den Weg legen, oder wichtige politische Rücksichten, wie auf der Grenze von Böhmen, verbieten Wege zu bauen; auf der andern Seite kann eine Regierung große Fehler haben und gute Wege machen. Aber im Ganzen sind doch gute Wege immer ein Beweis von Thätigkeit überhaupt, und von Aufmerksamkeit auf allgemeine Polizey, und zeigen, daß man in dem Lande würklich denkt, und den wesentlichen Nutzen guter Wege berechnet. Was liegt nicht für ein Vortheil in der Ersparung von Zeit, von Pferden und Fuhrwerken, nicht bloß für Reisende, sondern am meisten für inländisches Gewerbe. Zwey Orte, zwischen welchen man die schlechten Wege in gute umschafft, werden sich dadurch in der Würkung näher gebracht.

Nadelholz ist in diesen Höhen die gewöhnlichste Baumart, und man sieht häufig Stämme die zu den Masten der größten Kriegsschiffe tauglich wären. Auf den nicht gar zu hohen Bergen wachsen doch auch Kastanien, und unten sehr gute Fruchtbäume. Eins von den Gewächsen, was man in ganz Savoyen sehr häufig wild sieht, ist

der Buchsbaum, der zu starken und hohen Stauden, hin und wieder zu Bäumen auswächst. Des Holzes bedient man sich zu allerley Drechsel- und anderer Arbeit, wozu hartes Holz gut ist, und die jüngern Reiser dienen durchgehends in ganz Savoyen zu Besen, wie die Birken anderwärts, und das Haidekraut in Westphalen. Es ist nur zu bedauren, daß man sich in Savoyen dieses Instruments gar zu wenig bedient.

La Chambre.

Unsre zweyte Tagereise, den 26. October gieng bis la Chambre, und wir hatten also an diesem Tage von Aix bis hieher, mit ziemlichen Aufenthalt unterwegens, in Chambéry von acht Uhr Morgens bis sieben Uhr Abends wieder sechs und dreyviertel Posten, oder gegen zehn Meilen, zurückgelegt. Wir hätten besser gethan früher auszureisen um etwas weiter zu kommen, denn la Chambre ist ein ziemlich elender Ort, und das Wirthshaus ohne Zweifel eins der unreinlichsten in Europa.

Reinlichkeit.

Schon in Thonon war mir die National-Unreinlichkeit der Savoyarden anstößig gewesen, indessen an der Schweizerseite des Genfensees, zwar nicht eine so große Reinlichkeit herrscht, wie in der deutschen Schweitz, aber doch ein solcher Abstand von dem was ich in Thonon sah, daß ich mich recht freuete, in dem Wirthshause von Copet wieder unter ziemlich reinlichen Menschen zu seyn. Und doch ist wieder der Abstand schon sehr erheblich, wenn man von Bern nach Lausanne reiset; schon zu Moudon, gleich da wo die französische Sprache angeht, merkt man eine deutliche Abnahme der Reinlichkeit. Je weiter in Savoyen hinein, desto größer wird der Schmutz, und ich mag wol sagen die Sauerey, die sich sonderlich bey einer Sache äußert, von der man zwar nicht gern spricht, die man doch aber keinen Tag entbehren kann, bey den heimlichen Gemächern. Wer in Savoyen gereiset ist, der wird wissen, daß man da, so wie an manchem Orte in Frankreich, nicht allein die vollkommenste Unmöglichkeit

findet sich ihrer zu bedienen, sondern daß es auch nicht einmal möglich wäre, sich ihnen, vor Unrath, auf einen bis zwey Schritte zu nähern: so, daß ich oftmals gedacht habe, wozu wol eigentlich diese Menschen solche Dinge in oder neben ihren Häusern haben, weil sie ihnen doch nur wenige Tage dienen können, und die Eigenthümer sich sehr bald der Natur überlassen müssen.

Armuth ist ein fast unübersteigliches Hinderniß der Reinlichkeit. Unter der reinlichsten Nation des Erdbodens, unter den Engländern, habe ich vielfältig mitten in London, dem Throne der vernünftigen Reinlichkeit, gesehn, zu welchem Schmutz große Armuth mit Krankheit verbunden bringen kann, wenn ich, als ein damals junger Artzt, arme Kranke, die aus Hospitälern oder Dispensarien verpflegt wurden, in Winkeln dieser ungeheuren Stadt besuchte, wohin man sonst nicht kommt. Aber diese Elenden, fühlen, bejammern und entschuldigen, daß sie sich so zeigen müssen. Man setze sie in bessere Umstände, so ist gewiß das erste was sie thun, für Reinlichkeit zu sorgen. Die Liebe zu Reinlichkeit ist mit einzelnen seltnen Ausnahmen, so sehr in der ganzen Nation ver-

breitet,

breitet, daß ohne die höchste Armuth sich nicht leicht jemand im Gegentheile findet.

Es ist nicht allenthalben so. Gefühllosigkeit, Trägheit, Faulheit, Nachlässigkeit, Unordnung, Gewohnheit und das Beyspiel, sind die Haupt- ursachen die Unreinlichkeit empor kommen lassen, und unterhalten. Weil die Savoyarden, oder die Walliser die jene vielleicht noch an Schweinerey übertreffen, weder gefühllos, noch träg, noch eigentlich faul sind, sondern ein munteres, thätiges Volk; auch nicht so bettelarm sind, daß ihnen alles Vermögen reinlich zu seyn, ganz abgeschnitten wäre, so muß das Uebel wol bei ihnen an der Gewohnheit und dem Beyspiel hängen, und daran, daß sie Niemand zu etwas andern anführt und anhält, also an der Erziehung. Es ist recht Schade daß die Savoyarden zu ihren übrigen Tugenden, zu ihrer Lebhaftigkeit, zu ihrem Fleiße, zu ihrer Dienstfertigkeit, Gutmüthigkeit und Ehrlichkeit, nicht noch die der Reinlichkeit aufstellen können. Gewiß wird ihr Uebergang unter französische Oberherrschaft darin nichts verbessern. Aus dem Beyspiele ihrer neuen Oberherren, (denn das sind die Franzosen ja, und die ganze National-Representation ist und bleibt eine Farce) können sie wenigstens

stens keine Reinlichkeit lernen. Mit der grossen Armuth aber, welche die französischen Erpressungen in diesem Lande, das so wenige Hülfsquellen besitzt, verursacht hat, fällt nun auch vollends das Vermögen dazu weg.

Die National-Opulenz des englischen Volks befördert zwar unstreitig, und erleichtert gar sehr die Reinlichkeit desselben, aber es braucht noch nicht eben Reichthum zur Reinlichkeit. Jedermann kennt Beyspiele von großer Reinlichkeit in kleinen armen Hütten, und bey sehr geringen Einkommen. Es gehört im Grunde weder großer Aufwand noch viel Zeit und Arbeit dazu, um dem Innern eines auch an sich schlechten Hauses, durch Sauberkeit ein gutes Ansehn zu geben; es ist blos Ordnung dazu nöthig, und daß täglich etwas zu diesem Zwecke geschehe. Swift verwieß einst, nicht mit Unrecht, einer armen Frau, die eine sehr schmutzige Hand ausstreckte um einen Allmosen zu empfangen, diesen Uebelstand, indem er sagte, das Wasser womit ihr eure Hand hättet reinigen können, würde euch nichts gekostet haben. Der Reichthum allein thut es nicht in England, sondern die allgemeine herrschende Volks-Meinung, und darauf haben ohne Zweifel die Schriftsteller sehr gewürkt. Die vor

nun

nun fast hundert Jahren so allgemein, und noch jetzt beständig häufig gelesenen Wochenschriften, der Spectator, Guardian, Tatler, haben daran den größten Antheil. Noch eins der allerletzten Blätter des Spectators ist ganz diesem Gegenstande auf eine angenehme Weise gewidmet. Gewiß ist es großentheils durch diese geschehen, daß das Lob der Reinlichkeit in England fast aus jedem Munde aufsteigt, daß Reinlichkeit für eine Tugend, für ein äusseres Merkmal innerer Reinlichkeit und zugleich für ein Bedürfniß erklärt wird, ohne welche nicht nur die Gesundheit Gefahr läuft, sondern ohne welches das Leben erschrecklich wäre. Sicherlich gehört die National-Reinlichkeit der Engländer mit unter die Ursachen, warum dieses kleine Volk auf einer so hohen Stufe unter den Nationen steht. Ein reinliches Volk hat Vortheile und Vorzüge, ist zu guten Dingen geneigt und von schlimmen abgewandt, wo ein schmutziges nichts hat, was ihm hilft, was es treibt oder zurückhält. Unter andern ist ohne Zweifel der nemliche Geist der Rechtlichkeit und Ordnung, durch welchen die Engländer reinlich sind, auch eine Mitursach der Vollkommenheit ihrer mechanischen Arbeiten, und des Vorzugs ihrer Manufacturen. Nie können

daher gewisse französische Fabricate mit den englischen wetteifern. Es ist sehr leicht ein Stück englischer Metall-Arbeit von französischer zu unterscheiden. Das englische ist an allen Seiten vollendet, an dem französischen sieht man bald die Art seines Urhebers. Wenn es auch oben auf fein glatt polirt ist, so braucht man nur die Seite zu betrachten die weniger zu sehn kommt, um den Sudler zu erkennen.

Ich wünsche, daß es den deutschen Volksschriftstellern gelingen möge, wenn auch nur in einzelnen Gegenden, eine gleiche Würkung hervorzubringen wie ehemals den engländischen; ihr Verdienst wird groß seyn. Gewiß grösser als wenn sie sich bemühen, wie einige angefangen haben, das Volk in Dingen zu unterrichten, welche zu wissen ihm nichts nützen, oder gar schädlich, vielleicht nicht einmal wahr sind *). Aber sie müssen die Reinlichkeit nicht nur

*) Seit das Obige längst geschrieben ist, hat der Hr. Professor Büsch in Hamburg, einen sehr zweckmäßigen Aufsatz zur Empfehlung der Reinlichkeit in den Schleswig Holsteinischen Volks-Calender von 1797 eingerückt, der zwar, da Holstein eine der reinlichsten Provinzen von Deutschland ist, da nicht einmal so nöthig war, als in mancher anderer Gegend.

nur zu einem] Stücke der Erziehung und Gewohnheit machen, sie nicht blos als der Gesundheit zuträglich empfehlen, sondern es dahin bringen, daß der Ehrgeiz dabey ins Spiel kommt. Oft dachte ich, wenn die neuen Despoten Frankreichs von ihren dreißig tausend Gesetzen, eins hätten, der Reinlichkeit — deren das französische Volk im Ganzen so sehr bedarf — widmen wollen, bey ihrer gewaltsamen, vorher unerhörten Art die Dinge durchzusetzen, hätte das etwas fruchten können; aber das liegt weit ausserhalb ihren Endzwecken *).

Vielleicht findet man, daß, für eine Reisebeschreibung, hier zu lange bey dem Punkte der Reinlichkeit verweilt wird. Allein, ausser daß ich glaube man könne nicht leicht zu viel über diesen Gegenstand sprechen, und es werde würklich zu wenig darüber gesprochen, so war es wol zu verzeihen, daß ich in der Kammer wohinein man mich zu la Chambre logirte, Betrachtungen über die Reinlichkeit und ihre Annehmlichkeiten anstellete,

*) Ich reisete einmal in vier Tagen von London nach Paris. Die Unreinlichkeit des Volks in dieser Stadt in Vergleichung mit dem was ich in London gewohnt war, fiel mir so unangenehm auf, daß ich große Lust bekam, gleich weiter zu reisen.

und würklich darüber etwas niederschrieb; daß ich den reinen Fußboden, den weiß gescheuerten Tisch, das blanke zinnerne Geräthe, die klar gespülten Gläser, und das schneeweiße Leinenzeug, was ich in manchen Bauren Wirthshause in der Schweitz gefunden hatte, mit dem gräulichen Schmutze und Unrathe verglich, der mich hier umgab. Ich darf ihn nicht beschreiben ohne gewiß zu seyn, Eckel zu erregen, aber er hinderte mich einige Dinge und Geschirre nur anzufassen. Endlich muß ich auch erinnern, daß ich hier nicht bloß von la Chambre rede, sondern daß ich Bemerkungen zusammen stelle, die ich auf mehrern Reisen gemacht habe.

Ich will diese Betrachtungen mit einer Scala der Reinlichkeit verschiedener Völker schließen, die ich selbst beobachtete. Ich erinnere mich nicht dergleichen irgendwo gefunden zu haben, und werde nun andern überlassen, daran zu berichtigen und diejenigen Europäischen Nationen, die ich nicht gesehn habe, gehörigen Orts einzuschalten. Ich weiß wol, daß solche Gradationen critisirt und zuweilen übel genommen werden; daß man dasjenige, was eigentlich Ausnahmen sind, zur Regel machen will, und ich muß mich deshalb verwahren. Es giebt ohne Zweifel allenthalben einzelne Personen,

Fa-

Familien und Häuser, und sogar ganze Städte mitten in unreinlichen Provinzen, die reinlich sind. Ich habe viele Personen aus allen Ländern gekannt, Italiener, Franzosen und Savoyarden, die keinem Engländer in Absicht der Reinlichkeit etwas nachgeben. Mitten in Westphalen bin ich in Häusern gewesen, die an Reinlichkeit keinem Hause von London nachstehn, aber oft hat mich in doch Westphalen vor dem Grade der Unreinlichkeit der Tisch- und Bett-Tücher geekelt, den ich in sonst ganz leidlichen und nicht armen Häusern sah. Und nichts macht einen widrigern Eindruck, als wenn man in Häuser kömmt, in welchen das ganze Jahr die Unordnung und Unreinlichkeit herrscht, die nun aus einer besondern Veranlassung für einen Tag aufgeräumt und aufgeputzt sind. Dieser Kampf des Schmutzes der seine Rechte gegen die Reinheit behauptet, in allen Winkeln den Sieg behält und sie Lügen straft, ist unausstehlich.

Alle wolerzogenen Menschen sind auch reinlich. Aber von diesen kann die Rede nicht seyn, wenn man von einem Lande spricht, sondern von der Masse des Volks, hauptsächlich auf dem platten Lande, und allenfalls in den kleinen Orten. Weil diese am meisten Schwierigkeiten finden reinlich zu

seyn, so zeigt sichs bey ihnen vornemlich, ob die Liebe zur Reinlichkeit so groß und so allgemein in der Gegend sey, daß sie dieselben übersteigen wollen, oder ob die geliebte Nachlässigkeit und Unordnung, mit ihrem Gefolge von Schmutz obsiegt.

Mitten in Ländern worin die Unreinlichkeit herrscht, giebt es zuweilen Gegenden, oder einzelne Orte, und sogar Dörfer, die sich aus besondern Ursachen durch Reinlichkeit auszeichnen. Manchmal haben einzelne Menschen von ausserordentlichem Einfluße dergleichen Würkung hervorgebracht; nicht selten ist es einzig und allein das stille Verdienst eines würdigen Predigers; zuweilen rührt es daher, daß Colonien aus andern Gegenden sich irgendwo zwischen den Ureinwohnern niedergelassen haben. Eine Ursach etwas grösserer Reinlichkeit liegt an vielen Orten darin, daß das Molkenwerk einen wichtigen Zweig des Betriebes der Haushaltungen ausmacht. Da dieses bey Unreinlichkeit schlecht gedeiht, so muß wenigstens alles was dazu gehört sauber seyn, und diese Sauberkeit verbreitet sich denn leicht etwas weiter ins Haus hinein. Häufig findet man daher, doch auch nicht immer, daß Gegenden die viele

Buf-

Butter oder Käse liefern, reinlicher sind, als die benachbarten; aber man kann sicher auf mehr Reinlichkeit schliessen, wo sich diese Producte vorzüglich gut finden.

Ich sehe einen Einwurf voraus, den ich also bevorworten will. Man wird mir nicht gutheissen, daß ich die englische Reinlichkeit der holländischen vorziehe. Beym ersten Anblick kann man freylich deswegen zweifelhaft seyn. Die Zimmer eines Holländers, der Fußboden, alles Geräthe, das ganze Haus, ist von der äussersten Sauberkeit, kein Stäubchen ist daran zu erblicken. Aber man wird bald gewahr, daß im Ganzen und mit den billigen Ausnahmen, in Holland die anderwärts zu wenig geachtete Reinlichkeit übertrieben werde, nicht mehr Mittel bleibe, sondern Endzweck und Prunk sey, und daher den Gebrauch und Nutzen hindere. Ein Engländer macht sich kein Bedenken daraus, mit seinen Stiefeln in ein reines Zimmer zu gehn; von sehr vielen Holländern ist es bekannt genug, daß sie lieber ihre Schuhe vor der Thüre ausziehn. Sie zwingen die armen Dienstboten, wie ich oft mit Unwillen in Holland gesehn habe, auf den kalten steinernen, meistens marmornen Fußböden der Vorhäuser, im Winter,

und bey dem öftern unangenehmen, ungesunden und unnützen Waschen derselben, sogar ohne alles Fußwerk, ~~selbst~~ bloß in der Nässe zu gehn und zu arbeiten. Wenn ich das Gefäß deswegen nicht gebrauchen soll, weil es blank geputzt ist, wenn ich in dem saubern Zimmer nicht wohnen darf, damit es sauber bleibe: so verliert die Reinlichkeit ihren wahren Endzweck, und wird eine lästige Pedanterey. Weil das würklich sehr häufig der Fall in Holland ist, so setze ich schon aus diesem Grunde die englische Reinlichkeit über die holländische. Ein anderer Grund ist dieser, daß, obwol die holländische Sorgfalt für die Sauberkeit der Wohnungen und des Hausgeräthes die englische noch, jedoch nur in unwesentlichen Punkten, übertrift, man hingegen bemerkt, daß im Ganzen und mit sehr vielen einzelnen Ausnahmen, doch der Engländer in Absicht auf die prunklose und gründliche Reinlichkeit seines eigenen Körpers — wobey doch eigentlich die echte Reinlichkeit anfangen soll — den Vorrang habe.

Es wäre unrecht, alle Italiener unter eine Classe zu bringen, sie sind aber darin doch nicht völlig so verschieden, wie die verschiedenen deutschen Provinzen. Die Venetianer, und vorzüglich die

Ge-

Genueser sind viel reinlicher als die übrigen, die Piemonteser und Toskaner sind reinlicher als die Bewohner des Kirchenstaats; die Neapolitaner sind die schmutzigsten von allen. Aber ich will auch gern andern darin etwas zu verbessern lassen, wenn ich meine Staffel der europäischen Reinlichkeit so stelle:

Die Reinlichkeit der Engländer;
Holländer;
deutschen Schweizer, vorzüglich im Berner Gebiet auf dem Lande;
Niederländer oder Belgier;
Tyroler;
Holsteiner;
Dänen;
Rheinländer;
Obersachsen;
Ober-Italiener;
eines Theils der Niedersachsen;
Westphälinger;
Nieder-Italiener;
Franzosen;
Savoyarden;
Walliser.

Ob auf diese nun sogleich die Kamtschadalen folgen, das kann ich nicht bestimmen. Ebenfalls muß ich es andern überlassen auszumachen, wohin die Spanier und Portugiesen, die Schweden, die Oesterreicher, die Ungarn, die Russen und Polen gehören.

Man kann nicht mehr Zufriedenheit fühlen einen Ort zu verlassen, als ich empfand aus diesem Neste, genannt la Chambre, der ehemaligen Hauptstadt des Marquisats la Chambre, zu kommen. Auch geschah es schon sehr früh Morgens am 27. October, ohne irgend ein Frühstück an diesem schmutzigen Orte zu genießen.

Wir mußten nothwendig am Abend den Fuß des Mont-Cenis zu erreichen suchen, um die nöthigen Anstalten zum Uebergange über denselben zu machen, welches sonst, wenn man erst Morgens hinkommt, zu lange zögert, und wir hatten am vorherigen Tage durch unsern Aufenthalt in Chambéry und Montmelian versäumt, weit genug vorzudringen. Wir hatten den Tag sieben und eine halbe Post, über eilf Meilen vor uns, welches, ohngeachtet des schönen Weges, bey dem beständigen Aufwärtsklimmen, sehr viel ist.

St. Jean de Maurienne.

Die nächste Post von la Chambre ist zu St. Jean de Maurienne, der Hauptstadt und ehemaligen Residenz für die Grafschaft Maurienne, deren Grenzen sich jenseits der Höhe des Mont-Cenis bis an das Piemontesische Gebiet erstrecken. Sie ist im Thale der Arc gelegen, das sich hier etwas ausdehnt, und die letzte eigentliche Stadt an der Savoyischen Seite der hohen Bergkette; sie mag ohngefähr dreytausend Einwohner haben. Ein Bischof hat hier seinen Siz, und einen Pallast der eben nicht sehr in die Augen fällt; allein er wohnt auch mehrentheils in Turin. Die Cathedralkirche ist, äusserlich anzusehn, auch nicht von Bedeutung.

Weil der Weg nicht eigentlich durch die Stadt geht, sondern nur daneben vorbey, so wollten uns die Postillone nicht das schlechte Pflaster empfinden lassen, und hielten vor dem Thore, wo die Pferde gewechselt wurden. Ich mag gern einen Blick in den Haushalt kleiner, von der Welt so ganz entfernter Oerter thun, und gieng deswegen hinein, um so mehr, da wir noch eines Frühstücks bedurften. Es schien, die Stadt nähre sich, ausser von seinem ziemlich beträchtlichen Weinber-

gen, Gärten, einiger Viehzucht und dem wenigen Ackerbau, hauptsächlich von den Landleuten umher, denn ich bemerkte unter andern hier eine ausserordentliche Menge Schuster. Vom Luxus und Wolleben wissen die Menschen da nicht viel. Ich ließ mich nach dem Posthause führen, welches zugleich ein Wirthshaus war, und fragte nach Caffe, allein es waren da weder die nöthigen Ingredienzen dazu, weder Caffe noch Zucker, noch auch die Geräthschaften, keine Caffe-Mühle, kein Topf, keine Tassen; ich verlangte denn etwas Milch, auch die war nicht zu haben. In einem andern Wirthshause fand sich doch etwas Caffe, aber er wurde in einer Casserolle gekocht. In beyden Wirthshäusern sah ich eine große Thätigkeit und Bewegung, und man kehrte und fegte würklich die Häuser aus. Ich fragte daher, was dieses Phänomen zu bedeuten habe. Morgen ist der Jahrmarkt, antwortete man, und wir müssen uns auf das Abendessen für die vielen Kaufleute anschicken, die heute anzukommen pflegen. Nicht nur aus dem Lande selbst von Chambéry, sondern auch aus Grenoble, Briançon und andern Grenz-Orten Frankreichs kommen sie her. Man kann sichs denken, was der Jahrmarkt für eine wichtige

Bege-

Begebenheit für einen solchen abgelegenen Ort seyn mag. Doch die ganzen Zurichtungen, die man in der Küche machte, liefen darauf hinaus, daß man einige ziemlich schlechte Stücken Rind- und Schaffleisch vorhatte, und sie tüchtig mit Zwiebeln spickte. Dieser Markt zu St. Jean ist hauptsächlich ein Viehmarkt, und da in der Grafschaft Maurienne hin und wieder auf den Bergen gute Weiden sind, und das Vieh um diese Zeit fett ist, so bringt man es hieher, wo es für die Städte umher gekauft wird.

Die Häuser werden gewöhnlich um desto kleiner je tiefer man zwischen die Berge kommt. Alles wird da schwieriger, mühsamer und kostbarer, und man zieht es daher alles möglichst zusammen. Aber so klein diese Wohnungen auch sind, und so leicht sie daher rein zu halten wären, so sind sie es doch nicht. Der einzige haltbare Ort in jedem Hause ist immer die Küche, wo es doch noch einigermaaßen möglich ist zu existiren, und wohin auch deswegen jedermann seine Zuflucht nimmt.

Damals lag in dieser Stadt ein Schweizer-Regiment. Ich fand einige Soldaten beysammen stehn, und gab mich mit ihnen ins Wort. Sie versicherten, sie wären wol zufrieden mit ihrem

Dienst, und ein Alter darunter, aus Glaris gebürtig, sagte, er hätte nun schon seine Capitulation, jedesmal von drey Jahren, freywillig zum siebenden mal erneuert.

Das Innere des Orts ist eben nicht reizend, aber die Gegend um ihn her hat ihre Schönheit. Er liegt an einer Anhöhe die nicht eckig und felsig, sondern angenehm abgerundet ist, und allerley Cultur erlaubt. Die Südseite davon liegt größtentheils in Weinbergen. Ich sah hier umher zuerst den Wein an Ulmbäumen ziehn, so daß die Ranken eine Art von Lauben bildeten. Eine Menge vortreflicher Fruchtbäume, Castanien und Nußbäume stehen umher, und Ueberreste von alten Thürmen, auch ein Kloster sieht man auf verschiedenen Höhen. Unten sind Gärten, und der hier schon kleine Fluß Arc rauscht unterhalb der Stadt hinab, indeß die Augen, wenn man sie in die Höhe schlägt, die zackigten himmelansteigenden Felsspitzen gewahr werden, die hin und wieder mit Tannenbäumen geziert sind, und über die zwischendurch Gipfel von fernen Schneebergen hervorragen, deren blendende Weisse mit der Farbe des Himmels, die in dieser Höhe ein weit stärkeres blau hat, als in den Ebenen, gar schön absticht. In ihrer größten Schönheit

heit aber zeigen sich diese Schneeberge gegen Abend vor Sonnenuntergange. Alsdann stehen sie mit unbeschreiblicher Pracht in rosenrothen Glanze, wenn långst im Thale der Abend angebrochen ist; und dann in einem Augenblicke, so wie der letzte Sonnenstral sie verlåßt, nehmen sie eine traurige (livide) Bleyfarbe an, und führen die Nacht her.

Oberhalb St. Jean auf dem Wege nach St. Michel hatte ich håufige Gelegenheit den erstaunlichen Fleiß der Savoyarden zu bewundern. Hoch an den Felsen umher sah ich kleine Kornbeete, wie unsre schmalen Blumen-Rabatten in den Gårten, vielleicht nicht zwey Fuß breit, in Terrassen über einander aufs fleißigste bestellt und bearbeitet. Nicht nur müssen die Leute hier die Felsen ebnen, und die Steine wegschaffen, sondern Erde und Dünger dahin zusammen, und zum Theil von unten in Kôrben auf dem Rücken hinauf tragen. Ich hielt das was ich hier sah lange Zeit für das höchste und non plus ultra von Industrie dieser Art, bis ich neulich in der Reise der englischen Gesandschaft in China las, daß man einen Mann fand, der sich an einem Seile von der Hôhe zu einer Stelle auf den Felsen hinablassen mußte, die

er

er bearbeitet hatte. Kein Fleckchen, wenn noch so klein, lassen indessen die Savoyarden unbebauet, wenn nur im mindesten etwas darauf wachsen kann. Ob das Unglück was auch über dieses arme Volk durch die französische Revolution gekommen ist, auf die Arbeitsamkeit einen nachtheiligen Einfluß gehabt habe, daß weiß ich nicht. Aber daß ein allgemeines Mißvergnügen in dem Lande herrsche, wird mir noch ganz kürzlich von daher geschrieben, und daß die Savoyarden die guten alten Zeiten, über die sie sich zuweilen beschwerten, wieder zurück wünschen. Man klagt, daß der größte Theil der wehrhaften Mannschaft in den fünf Bataillons du Montblanc, der Legion des Allobroges und durch die übrigen Requisitionen an Menschen, so wie durch Emigration aus dem Lande gegangen sey. Man rechnet an 18000 Mann, die bey der Pyrenäen-Armee und in den französischen Hospitälern umkamen, ohne die, welche in piemontesischen Diensten geblieben sind. Die Reichen und Wolhabenden, haben mehrentheils, sagt man, das Ihrige eingebüßt, und von den Aermern haben nur sehr wenige ihre Rechnung bey der Revolution gefunden. Man sieht also, daß Savoyen das innere Unglück Frankreichs, fast in allen Stücken theile.

Sehr wild wird die Gegend gegen St. Michel zu, welches anderthalb Posten von St. Jean entfernt liegt. Zu St. Michel erst, fünf Posten vor der letzten Höhe der Gebirg-Kette, spannte man uns sechs Pferde vor, und gewiß war es auch nun nöthig, wegen des beständigen Steigens. St. Michel ist ein kleines Städtchen, oder vielmehr ein Flecken, in welches ich nicht gekommen bin, weil man wieder vor dem Orte umspannte, und ich nichts sehenswürdiges darin erwartete. Die Früchte, Weintrauben und Nüsse waren hier immer noch sehr gut, nur die Pfirschen fand ich nirgends in Savoyen recht schön, ohne sagen zu können, ob das Clima ihnen nicht günstig ist, oder ob man an ihre Cultur nicht Mühe genug wendet. Sie waren klein, ohne Saft, ohne Geschmack und pilzig, ohngefehr die wilden Pfirschen, die man am Genfersee so häufig sieht, und deren man sich da zum kochen bedient, wozu sie auch sehr gut sind. Am besten ist es im Herbste durch Savoyen zu reisen, denn wer etwan nicht Lust hat in den savoyischen Küchen seine Nahrung zu suchen, der kann wenigstens mit den schönen Früchten sein Leben hinhalten.

Wir

Wir kamen an diesem Tage wieder sehr oft über die Arc, so wie es die Beschaffenheit des Thals zwischen den Felsen zuließ. Mehrentheils fuhren wir über kostbare Brücken, alle von einem Bogen, und an einer sehr großen sahen wir noch bauen. Mitten in der Arc bemerkte ich oberhalb St. Michel eine ungeheure und seltsame Felsentafel stehend, die wenigstens an der Seite wo wir fuhren ganz glatt war und aufrecht stand, und deswegen sonderbar ins Auge fiel. Ohne Zweifel war sie einmal von einem der benachbarten Felsen herab geschossen, und soll da wol manches Jahrhundert noch stehn. Diese Tafel würde sich gut zu einer wichtigen Inschrift schicken. Z. E. Wenn die sich selbst großdünkende Nation da hinein hauen ließe, zu welcher Zeit sie das gute savoyische Volk, aus einem leidlichen Druck unter die Knechtschaft der Freyheit, und in das volle Elend so befördert habe, daß keine nahe Aussicht zur Errettung sey.

Grösse der Natur in dem obern Theile von Savoyen.

Die Natur nimmt, je näher man der hohen Bergkette und dem Mont-Cenis kommt, immer grössere Formen an, zeigt sich seltner in ihrer

Freund-

Freundlichkeit und Anmuth, aber desto mehr in ernsthaften, feyerlichen und erhabenen Gewande, und nicht selten in einer drohenden und fürchterlichen Gestalt. Abgründe unterhalb, in welchen die Arc die, wegen der starken Erhebung, mit großer Gewalt und Schnelligkeit schäumend hinströmt; Klippen oben auf die seltsamste Weise gebildet, hin und wieder Wasserfälle, dann Ruinen von einem alten Thurme auf der Höhe, dunkle Tannen überall herum gestreuet, und Gipfel von Schneebergen zwischendurch, mit seltenen Spuren von Menschen Hand, und weniger Vegetation in den Gründen; das sind zwar die stets wiederkommenden Gegenstände, aber, sie erscheinen immer mit einer solchen Abwechselung und Mannichfaltigkeit von Formen und Mischung, daß man sich nicht so leicht daran gewöhnt, noch weniger des Schauspiels überdrüssig wird. Eine schreckliche Stelle ist oberhalb St. Michel gegen St. André zu. Man fährt am rechten Ufer der Arc nahe am Wasser, dicht unter dem Felsen her, und sieht nicht blos die Spuren eines fürchterlichen und großen écroulements oder Herabsturzes um sich her, durch welches die Chaussée hingeführt ist, sondern man bemerkt auch drohende Felsen über sich hängen,

die

die der Zukunft noch ähnliche Herabstürzungen verkündigen. Ich war froh als wir darunter weg waren.

Ueberhaupt macht man sich von der Grösse der Natur in den hohen Gebirgen, den Eindrücken, welche sie hervorbringt, und den Gedanken die sie erzeugt, schwerlich einen richtigen Begriff, wenn man sie nicht gesehn und ihre Würkung erfahren hat. Ich wüßte niemals Gefühle gehabt zu haben, die ich mit den vergleichen könnte, welche mir der Aufenthalt auf hohen Gebirgen allezeit erweckte. Eine gewisse Heiterkeit ist eine bekannte Würkung der Berge oder ihrer Luft. Wie wir uns körperlich über die Erde erheben, so scheint auch das Gemüth einen höhern Flug zu nehmen. Wie verändert hier das Auge, übernommen von der Grösse die sich ihm darstellt, seinen Maaßstab. Wie klein sieht hier alles Menschenwerk aus, wenn man es gegen diese ungeheuren, eins auf das andre getempelten Massen anblickt. Kirchen und Häuser, die ich neben solchen Riesen von Felsen stehn sah, kamen mir schon im Hochlande der Schweiz vor, und sahen würklich aus wie Spielsachen für Kinder. Sie waren freylich nicht groß. Könnte man aber auch das größte Kriegsschiff hieher brin-

gen,

gen, das uns auf dem Wasser erstaunt, das Wohnung für mehr als tausend Menschen giebt, das ohne Zweifel der Triumpf des menschlichen Verstandes und seiner Kühnheit ist, es würde hier schwinden. Zu welchen armen Hügelein würden die Wunder der Welt, die berühmten egyptischen Pyramiden, die in den Ebenen von Cairo so erstaunen, herabsinken, wenn man sie zwischen die Alpen bauete. Selbst das größte und schönste Werk was Menschen-Hände hervorgebracht haben, die Peterskirche in Rom, dicht neben eine ungeheure Felsenkuppe gestellt, würde zwar allezeit schön bleiben, aber sich sehr verkleinern: so wie im Gegentheil da wo nichts ist, sich alles vergrössert, und ein Mensch in einer kahlen Sandwüste in einer gewissen Entfernung aussieht wie ein Thurm.

Aber wie schwindet wiederum alle Grösse, die uns in den höchsten Gebirgen erstaunt, wie wird auch hier das Große wieder zum Kleinen, wenn wir es in unsern Gedanken mit der Grösse der Gegenstände vergleichen, wie sie auf den unzählbaren Weltkörpern seyn müssen, die den unsrigen nicht ~~mit~~ tausendmal, sondern tausend mal tausend mal an Grösse, vielleicht auch an Schönheit übertreffen. An der Oberfläche unsrer Sonne, die

wenigstens um eine Million mal grösser als die Erde, und bey weitem nicht der größte der zahllosen Weltkörper ist, würde der ganze Mond nur ein Berg seyn; und seine ganze weite Bahn um die Erde beschreibt nur etwan fünf sechstheile des Umfangs der Sonne.

Und alle jene erstaunlichen Wunder, von welchen wir schon vieles wissen und vieles vermuthen können, die wir kennen zu lernen das größte Verlangen und die unzweifelhafte Fähigkeit haben, diese näher kennen zu lernen, sollte für uns keine Hoffnung vorhanden seyn? Sie sollten uns von ferne gezeigt werden, um ein nicht zu befriedigendes Verlangen in uns zu entzünden? Dem jungen Adler, der mit Sehnsucht nach der hohen Luft blickt, sind nicht die Flügel versagt, noch dem Schwane, wenn ihn die Fluth anlacht, die Werkzeuge des Schwimmens. Sonst wäre es auch besser für uns, wofern alle jene vielen Wohnungen des großen Hauses keinen Raum für uns hätten, wir hielten die Sonne für einen Feuerbrand, und Mond und Sterne für Lichter, gemacht uns zu leuchten, zu wärmen und den Weg zu weisen, oder

wir kennten von der übrigen Welt gar nichts, ausser unsrer Erde *).

Aber diese Erde mit ihrem Lichte und Finsterniß, mit ihrer Hitze und Kälte, mit ihren Freuden und Leiden, mit ihren vielen physischen und moralischen Uebeln, mit allen den Thränen, Schmerzen, Angst und Blute, mag gar wol das rechte Clima seyn zu einem Pflanzgarten für andre Welten. Schnell genug für einen solchen Endzweck werden zum wenigsten die Pflanzen, großentheils gewaltsamer Weise, großentheils vor der Blüthe, meistens vor der Reife daraus hinweggeeilt.

Eine von den hier seltenen angenehmen Aussichten, auf welchen das Auge zwischen allen den Felsen mit gedoppeltem Vergnügen haftet, und sich daran wieder erquicket, ist die von le Bourget, einem kleinem Orte, den man kurz vor Villarou-

*) Ich weiß nicht ob man die Bemerkung gemacht hat, daß, wenn man sich menschenartige Geschöpfe auf einer Sonne dächte, sie von der übrigen Welt nichts wissen würden, wegen des sie umgebenden zu großen Lichts.

din, von der Höhe ab, tief in einem kleinen Thale, in einer höchst romantischen Situation, ganz unter sich liegen sieht.

Zu Villaroudin, eigentlich Villar- (dem Flecken) Audin, wechselt man Pferde. Hier war der einzige Postmeister auf der ganzen Route, den ich unbillig fand, und zugleich denjenigen, der sich am meisten beklagte, daß der Post durch die Vetturini zu viel Abbruch geschehe. Er erzählte mir, er habe zehn Pferde gehalten, die ihn für tausend Livres aufgefressen hätten, daher er nun nur noch sechse habe, und der Schluß von allem lief darauf hinaus: wir sollten noch ein siebendes Pferd als ein Bidet nehmen, da doch kein Courier da war. Meine Antwort war sehr natürlich: behandelt die Reisenden billig bey der Post, so werden sie vielleicht weniger mit Miethkutschern fahren. Durch das Büllètin waren wir endlich gegen alle Zudringlichkeiten der Art genug geschützt, und als er Widerstand spürte, so ließ er uns mit unsern sechs Pferden in Frieden ziehen, die auch vollkommen zureichten; denn die Pferde waren gut, wie sie es nach der Königlichen Verordnung seyn sollten. Es ist auch würklich höchst unbillig, wenn man verlangt, wie das doch so oft, sonderlich in

Niederdeutschland geschieht, ein kleines schlechtes Pferd solle eben so viel verdienen als ein gutes, und einem Wagen, den vier gute Pferde bequem ziehen, sechs schlechte vorspannt, und nun auch für diese sechse volle Zahlung fodert.

Nicht weit jenseits Villaroudin sieht man von der Höhe Avrieux, und dabey eine hochliegende ganz weisse Capelle, woneben ein beträchtlicher Wasserfall vom Felsen herabstürzt; dieses war die letzte recht mahlerische Aussicht, die ich in Savoyen bemerkte. Die Gegenden werden immer wilder, das Thal der Arc immer enger; von St. André steigt man auch merklicher in die Höhe, und man fühlt an der Kälte und Schärfe der Luft, daß man in einer sehr erhabenen Region ist. Die Häuser werden hier auch kleiner und niedriger, fast wie im Hochlande der Schweiz, nur daß sie doch hier von Stein sind. Die Dächer werden flächer, und die Bedeckung derselben, welches hier Schiefer sind, werden ebenfalls statt anderer Befestigung, so wie in den höchsten Gegenden der Schweiz, mit darauf liegenden Steinen festgehalten. Ich habe mich zwar bey den Einwohnern nicht nach der Absicht dieser Steine erkundigt, glaube aber nicht, daß sie dazu dienen, wie ich es bey andern Reise-

beschreibern gesagt finde, die Bedeckung fester zu halten gegen die Stürme, als es die gewöhnlichen Befestigungen könnten. Ein Nagel hält ja mehr als ein großer auf einer schrägen Fläche, und selbst auf einer ganz platten nicht festen Unterlage liegender Stein. Der Wind aber hat in solcher Höhe wegen der Dünnigkeit der Luft weniger Kraft. Ich sehe daher dieses Mittel vielmehr für eine Ersparung an, welche die Dünnigkeit der Luft erlaubt, damit die Bergbewohner nicht nöthig haben, ihr Dach mit vielen Nägeln oder Kalk zu befestigen. Aber ich wollte Niemanden rathen, es in den Ebenen nachzuahmen. Wenn man auch eben so flache Dächer machte, so würden die Steine von dem ersten Windstoße herunter geworfen werden, und die Bewohner erschlagen. Anfangs gieng ich immer mit Furcht neben solchen Häusern her; allein sie verlor sich, nachdem ich den Ursachen nachgedacht hatte, warum man auf solchen Höhen diese Ersparung ungefährlich findet. Ohne Zweifel ist die mindere Dichtigkeit der Luft in solchen Regionen der Grund, warum der Wind nicht die Kraft, dergleichen Steine auf einer noch immer sehr schrägen Fläche in Bewegung zu setzen. Man weiß von den Gemsenjägern, daß ihnen, wenn sie

in den hohen Bergen schiessen, der stärkste Wind auf der einen Seite die Kugel auf einer großen Weite fast gar nicht abtreibt, dahingegen in der Tiefe die Würkung des Windes sehr merklich ist. Die mehrere und mindere Dichtigkeit der Luft macht hier den ganzen Unterschied. In Piemont habe ich nachher zuweilen gesehen, daß man die Ziegel oben auf den niedrigen Mauren um Höfe mit aufgelegten Steinen festhält, aber sie liegen da ganz flach, und sind wegen ihrer Niedrigkeit dem Winde weniger ausgesetzt.

Mit Betrübniß sah ich diesen ganzen Tag hindurch, daß bey den im Ganzen guten Savoyarden, eben so wie in den schweizerischen Alpen, die Kröpfe fast allgemein sind; auch sogar Fremde, die in spätern Jahren hieher kommen, bleiben davon nicht frey. Daß sie es zu allen Zeiten gewesen sind, bezeugt denn freylich die Zeile beym Juvenal:

Quis tumidum guttur miratur in Alpibus.

Es wird sehr schwer halten, die wahre Ursach dieses Uebels ausfindig zu machen. Etwas sehr allgemeines nnd vermuthlich sehr einfaches muß sie wol seyn. Das Wasser hat man von lan-

gen Zeiten her, und fast ganz allein dabey in Verdacht gehabt, indessen nur wenige auf andre Ursachen gefallen sind. Einer der neuern Schriftsteller, Foderé, glaubt, daß die Wärme und Feuchtigkeit die er in den Alpen-Thälern annimmt, zu beschuldigen wären. Aber die Feuchtigkeit ist in Thälern, die so hoch über der Meeresfläche liegen, weit geringer als in den niedrigen Ebenen, und wenn es gleich zwischendurch darin sehr heiß wird, so ist doch die Kälte das eigentlich da herrschende Uebel. Ueberhaupt sind seine Angaben zu Gunsten seiner Hypothese unrichtig. Nicht blos in engen Thälern sind die Kröpfe, sondern überall am Fuße sehr hoher Berge auch in weiten Thälern auch wo kein Wasser ist, und selbst bey den Bewohnern der Berghöhen.

Die Luft, durch ihre Eigenheiten in Berg-Gegenden, wo sie sich weit mehr von der Luft in den Ebenen unterscheidet, als das Wasser auf den Höhen von dem unten, und die viel allgemeiner, mannigfaltiger und mächtiger auf den Körper, und auf Alle, würkt als jenes, hat, nach meinen Begriffen, weit mehr Anspruch an dieser Erscheinung, als das Wasser, oder warme Feuchtigkeit

keit *). Aber diese Vermuthung ist noch nicht durch die Meinung anderer Naturforscher unterstützt, und ich wag es daher noch nicht errathen zu wollen, auf welche Weise die Luft eine solche Würkung hervorbringen könne.

Zu Bramans erhält man die letzten Pferde vor dem Uebergange über den Berg. Von dieser letzten Station konnte ich wenig von der Gegend sehn, weil es schon dunkel wurde; aber es schien mir als ob ich hier oben nahe an der größten Höhe der Alpenkette mehr Fläche sähe als bisher, und es muß auch wol seyn, denn die Gegend ist hier wieder bewohnter. Auf dieser letzten Station, die anderthalb Posten lang ist, kamen wir durch weniger nicht als drey Kirchspiele. Der letzte Ort vor Lanslebourg, Termignon sieht beynahe städtisch wieder aus, und die Häuser waren durchgehends wieder grösser. Vermuthlich verstatten die grössern

*) Wo ist wol die Atmosphäre mehr von warmer Feuchtigkeit angefüllt als in Neapel, wo die Mauren so oft, selbst im Winter, von Wasser triefen, und wo alle die es bezahlen können, nicht niedriger als im vierten Stockwerke wohnen, das deswegen das theuerste ist, weil es wegen weniger Feuchtigkeit für gesunder gehalten wird. Aber Kröpfe sind nicht in Neapel.

Flächen auf der Höhe der Bergkette mehr Viehzucht, und daher die stärkere Bevölkerung; denn alles läßt sich wol nicht der starken Passage beymessen.

Um neun Uhr kamen wir zu Lanslebourg, sonst Lanebourg, auch Lasnebourg, wie man es auf den Karten und in vielen Büchern, auch bey Büsching und andern genannt findet, an. Die Leute der Gegend sprechen es aber Lanslebourg aus, und so stand es auch auf dem gedruckten Bülletin der Post. Weil dichte dabey ein Ort liegt, der Lans le Villar (der Weiler oder Flecken) heißt, so unterscheidet man auf diese Weise die beyden gleichbenannten Orte, und bestätigt diese Berichtigung.

Von fünf Uhr Morgens bis neun Uhr Abends hatten wir also, ohne uns irgendwo, ausser eine Stunde zu St. Jean de Maurienne aufzuhalten, von la Chambre bis hieher die sieben und eine halbe Post, folglich ohngefähr zwölf Meilen eines fast beständig steigenden Bergweges, in sechszehn Stunden, zurücke gelegt. Die senkrechte Höhe die wir in diesem Tage ersteigen musten, beträgt zwar nur 2250 Pariser Fuß, denn so viel liegt Lanslebourg höher als la Chambre; aber man steigt in der That weit mehr, weil es auch oft wieder Bergab geht.

Man

Man findet hier noch ein ziemliches Wirthshaus, und wenigstens reinlicher als unten in Savoyen. Aber sehr groß ist es nicht, und wenn viele Partheyen zusammen kämen, wie das oft geschehn mag, so wüste ich nicht wie man Platz finden könnte. Die Bewirthung ist auch recht gut, und bietet dar, was die Gegend und Jahrszeit geben, Forellen, und damals Kramts-Vögel, die denn immer auf den Bergen vorzüglich sind, waren unsre Gerichte. Die Milch hat hier eben die Besonderheiten und Vorzüge wie in dem Hochlande der Schweiz, und der Room oder Sane hier ist dem Niedel da vollkommen gleich, er hat eben das milde, etwas mehlige und mächtige, aber sehr wolschmeckende, wie dort, und ist gar nicht mit dem Geschmack des Rooms in den Flächen zu vergleichen.

Die Einwohner dieses Orts leben mehrentheils von der Passage, aber deswegen fallen sie auch mit aller Gierigkeit hungriger Leute, wie Fliegen, über die Fremden her, Träger und Maulesel-Treiber einer über den andern, und suchen so viel zu erhaschen, als möglich. Das ganze Haus war voll, so bald sie hörten daß Fremde da wären, und sie umgaben mich dergestalt, daß ich Mühe hatte

wie-

wieder zwischen ihnen heraus zu kommen. Aber es sind Savoyarden, eine gutartige Race, sie lassen mit sich handeln, und es ist ganz gut mit ihnen fertig zu werden. Die Mauleseltreiber foderten um die sämmtliche Equipage und Bedienten hinüber zu bringen weniger nicht als sechs und einen halben neuen Louisd'or, und begnügten sich mit drey und dreyviertel. Die Taxe der Träger ist bestimmt.

Mont-Cenis.

Um acht Uhr des Morgens, den 28 October, machten wir uns auf den Weg über den Berg. So wie man den Fuß aus dem Orte setzt geht es auch schon, anfangs gemächlich, aber bald sehr steil Bergan.

Lanslebourg wollte eine Stadt seyn, sieht aber von oben herab, in dem schützenden Busen oder Aushölung des darüber sich erhebenden Berges, gelegen, einem Dorfe weit ähnlicher. Man sagt es liege am Fuße des Mont-Cenis, allein es liegt beynahe schon oben darauf, denn man hat nur noch eine gute Stunde von da zu steigen, so ist man völlig auf der Höhe, die nur noch 1830 senkrechte Fuß über Lanslebourg erhaben ist.

Ich

Ich ließ mich tragen um bey der Gesellschaft zu bleiben, und weil dieses am geschwindesten geht. Für jeden Sessel sind sechs Träger, ein bedeckter Sessel aber, eine Art Portechaise, hat deren acht. Zur Zeit tragen nur zwey, die andern gehen nebenher und wechseln zu ihrer Zeit. So lange es bergan geht, faßt der vorderste Träger einem der ledigen, der einen Schritt voraus hat, an seinen Tragriemen, welches sehr forthelfen soll. Es ist zum Erstaunen, mit welcher Schnelligkeit diese Träger ihre Last den steilen Berg hinan tragen. Ich wollte gern zwischendurch zu Fuße gehn, aber es war nicht auszuhalten, ich verlor den Odem, und mußte wieder aufsitzen. Auch wo es nicht aufwärts gieng, konnte ich doch nicht mit fort, denn sobald wir nur einigermaaßen ins Ebene kamen, liefen die Leute beständig im Trott. Ein jeder dieser Träger erhält drey Livres, dafür muß er zwey und eine halbe Post von Lanslebourg nach Novalaise tragen; das sind wenigstens drey gute deutsche Meilen, von welchen ein guter Theil mühsam in die Höhe, aber der größte ganz steil abwärts geht, und also auch, zum Tragen, sehr schwer seyn muß. Wo würde man wol in unsern Gegenden Menschen finden die eine solche Arbeit, auch

für einen viel grössern Lohn übernehmen? In den niedern Theilen von Niedersachsen und Westphalen, so weit es flach ist, gewiß nicht. Aber meine Verwunderung über diese Savoyischen Träger verschwand zum Theil, als sich in Genua Träger anboten, die von da ganz den graden Weg an der Küste hin nach Pisa, für einen mäßigen Lohn tragen wollten. Der Weg von Genua nach Pisa, geht zur Hälfte über lauter höchst unwegsamer Gebürge, ist blos für Maulthiere zu passiren, hat gewiß sechs und zwanzig Meilen oder darüber, und sie versprachen ihn, wenn mich mein Gedächtniß nicht trügt, in vier Tagen zurück zu legen.

Bergbewohner.

Unternehmendere, ausdaurendere, thätigere und kühnere Menschen, als in flachen Ländern sind, erzeugen die Berge. Vielleicht thut die Luft etwas dazu, vielleicht die Grösse der Gegenstände und Scenen um sie her, aber das meiste wird wol von der Gewohnheit herkommen, überall Schwierigkeiten auch Gefahren zu finden, und sie durch seine Kräfte zu überwinden. Jede überwundene Schwierigkeit, jede glücklich bestandene Gefahr hebt den Menschen, und macht ihn fähig grössern muthig entgegen zu

gehn,

gehn. Daher auch Menschen, die nie mit Schwierigkeiten zu kämpfen hatten, nicht leicht etwas Großes hervorbringen. Man sehe den Bergbewohner nur sein Fuder Holz den steilen Berg herunter führen, welche Arbeit, Anstrengung und Gefahr jedem Augenblick dabey ist, wie schnell er dabey sich entschliessen, handeln und wenden muß. Man stelle einen Fuhrmann aus dem flachen fetten Boden oben an den Abhang dabey, so wird er zagen und nicht aus der Stelle wissen. Mit der Höhe der Berge steigen auch die Kräfte und deren Anwendung bey den Bewohnern, und je flacher das Land ist, je leichter ihnen alles ihr Thun wird, desto flacher, schlaffer und mehrentheils träger werden die Menschen. Um in meinem Vaterlande zu bleiben: man fodre die Anstrengung die jede Frau auf dem Harze für einen kleinen Lohn täglich macht, von den Anwohnern des Deister-Berges, so werden sie sich übernommen glauben *). Was diese Anwohner niedriger Berge noch ausführen, das überschreitet bey weitem das Maaß weiter

hin

*) Für vier Mariengroschen steigt eine Harz-Frau, fast täglich von Clausthal die zwey Meilen bis nach Goslar oder Osterode hinab, und trägt auf ihrem Rücken ein Gewicht von mehr als einem Centner an Gemüsen oder Früchten wieder hinauf.

hinab in Westphalen und Niedersachsen. Die Küstenbewohner, wenn sie Seeleute sind, haben einige Aehnlichkeit mit den Bergbewohnern, in Absicht auf eine gewisse Kühnheit und Kraft; nur verändert bey ihnen der zu starke Wechsel von höchster Anstrengung, zu gänzlichem oft langen Müssiggange, Vieles, und setzt sie im Ganzen, so wie ihre grössere Verdorbenheit, den Bergbewohnern nach. Ich kenne ein kleines Volk von Insulanern, das keine Seegefahr scheuet, es sind die Helgolander, diese sind von unglaublicher und kindischer Furchtsamkeit auf dem festen Lande; das sind die Bergleute auf der See nicht. — Welche Kraft in den Bergbewohnern steckt, das erfuhren die Franzosen im April 1797 an den Tyrolern, die alle ihre und ihres großprahlenden Helden Siege vernichtet hätten, wofern nicht Hindernisse einwürkten, die sich seitdem deutlicher enthüllt haben. Wären die braven undglücklichen Schweizer einig, sähen sie das Unglück ein das man ihnen bereitet, begriffen sie, daß die Franzosen es nur darauf abgesehn haben, auch sie auszuplündern, liessen sich nicht so viele von den treulosen Vorspiegelungen der Intriguans betrügen, die sie mit Hofnung einer schönern Freyheit und eines noch grössern Glücks, fangen: so würden die

Feinde

Feinde der menschlichen Gesellschaft hier ebenfalls einen harten Kampf haben.

Der Mont-Cenis geht zwar steil genug hinan, aber er ist an dieser Seite ohne Klippen und Abgründe, voll abgerundet. In einer guten Stunde waren wir auf der größten Höhe. Der Boden war ein wenig gefroren, und es lag nur ganz wenig blos eine Spur von Schnee, der sonst in gewöhnlichen Jahren wol schon anfangs October zu fallen pflegt. Jedoch erzählt Addison, daß er bey seinem Uebergange im Anfange des Decembers 1702 noch gar keinen Schnee gefunden habe. Diese Höhe bildet eine beträchtlich große wol zwey Stunden lange Fläche, welche mit weit höhern Gipfeln umgeben ist, die selbst wieder von höhern Bergen dominirt werden: so, daß man auf dem Mont-Cenis eigentlich in einem großen Thale auf dem Berge ist. Der kleine Mont-Cenis liegt zur Rechten, und darüber kommt noch ein anderer Weg aus Savoyen her auf diese Straße nach Piemont, die von unsrer vorletzten Station Bramens abgeht, aber nicht so weit fahrbar ist als die unsrige. Wir sahen da hinaus eine Menge einzelne Gebäude

 liegen,

liegen, die aber unbewohnt und bloße Scheuren sind. Zur Linken liegt der Gipfel des großen Mont-Cenis etwas rückwärts, an dessen Fuße der Weg hergeht; vorwärts auf der linken Hand hat man die höchste Alpenspitze in dieser Gegend, den Roche Melon. Der Fleck wo man überkommt, und was man die Passage über den Mont-Cenis nennt, ist eigentlich die niedrigste Stelle in der ganzen hohen Alpenkette in dieser Gegend. So erscheint sie auch von Turin ab, als eine starke Vertiefung zwischen den hohen mit stetem Eise bedeckten Alpengipfeln. Diese Höhe, die man so mühsam ersteigen muß sieht in der Ferne aus, als ob es gar kein Berg sondern eine Kluft zwischen den Bergen wäre, und man kann daraus auf die Höhe der Bergspitzen schließen, die aus eben dieser Ferne so hoch erscheinen. Die größte Höhe des Mont-Cenis, da wo würklich die Straße hergeht, denn umher giebt es viel höhere Gipfel, ist bey dem Wirthshause à la Ramasse. Nach des Herrn de Lücs eigenen Messungen ist sie 4816 Pariser Fuß über den Spiegel des Genfersees, 5208 Fuß über Turin, und nahe an 6000 Fuß über dem Mittländischen Meere; also ohngefähr noch einmahl so hoch als der Brocken über dem Meere.

Die Luft auf der Höhe war bey ziemlich starken Winde etwas kalt, aber sonst nicht unangenehm und sehr respirabel.

Auf der Mitte der Höhe ohngefähr findet sich der kleine See, der durch seine vorzüglich guten Forellen und durch die fabelhaften Berichte von seiner Unergründlichkeit bekannt ist. Man weiß wie solche Unergründlichkeiten schwinden, wenn man anfängt zu messen. Der größte Erdfall zu Pyrmont wird auch für unergründlich ausgegeben; an der tiefsten Stelle hält er zwey und vierzig Fuß. Dieser See so wie der ganze obere Theil des Berges gehört den Einwohnern von Lanslebourg. Das kleine Wasser was aus diesem See abfließet, die Semar, sonst auch Ceniselle genannt *), begleitet mehrentheils den Weg hinab, und durch seine Windungen und häufigen zuweilen beträchtlichen Wasserfälle, verschönert es denselben an mancher Stelle.

*) Daß es auch St. Nicolas heisse, ist wohl ein Irrthum zuerst von Keyßler, dem es vermuthlich Büsching und diesem andre nachgeschrieben haben. Ein kleines Thal St. Nicolas ist aber hier vorhanden, wohindurch der Bach fließt.

Tavernette.

Etwas über anderthalb Stunden brauchten unsre schnellen Träger nur, um uns an das kleine Wirthshaus Tavernette zu bringen. Dieses ist eigentlich das Posthaus, und wir wurden deswegen dahin gebracht, weil wir mit der Post reiseten, und das Haus daher auf unsre Bülletin bestimmt war. Denn sonst wechselten wir hier weder von Trägern noch von Pferden oder Mauleseln, und es war blos ein Ruhepunkt. Es giebt auf der Höhe noch mehr Häuser wo man einkehren kann, und davon ist die menschenfreundliche Anstalt, l'hôpital des pélerins, das eine viertel Stunde weiter liegt, das beste, und um die Nacht leidlich zuzubringen, das einzige. Es wird von zwey Priestern bewohnt und bedient, und hat sieben recht gute Zimmer für Fremde, also so viel Gelaß, daß im vorhergehenden Sommer der englische Gesandte in Turin ein Paar Wochen darin zubringen konnte, um die Bergluft zu genießen, die ihm der Gesundheit wegen empfohlen war. Tavernette entspricht seinem Namen vollkommen und ist ein wahres Diminutiv vom Wirthshause, worin beynahe kein anderes Gelaß ist als die Küche. So

oft

oft ich in solchen kleinen Häusern auf hohen Gebirgen bin, kommt es mir vor als wäre ich in einem Schiffe auf der See. Das ganze Gebäude, wie auch hier, von Holz, alles so eng, so niedrig, daß man mit den Kopfe fast an die Decke stößt, aller Raum so haushälterisch benutzt, wie auf den Schiffen, die kleinen Fensterchen, alles zusammen giebt inwendig den Häuschen würklich eine Aehnlichkeit mit einem Schiffe. Die Lebhaftigkeit der Luft, die man mehrentheils wie auf der See, in solcher Höhe spürt, mag auch etwas dazu beytragen; wiewol man doch versichert, daß es zuweilen, auch selbst im Winter, so Windstille oben sey, daß man ein brennendes Licht über den Berg tragen könne. Weil jedermann hier oben Forellen ißt, so mußten wir auch diese Weise begehen; die Fische mögen auch vorzüglich gut seyn, sie haben ein rothes Fleisch, wie unsre Lachs-Forellen, aber die Zubereitung wäre besser möglich, und ich würde gewiß dieserwegen nicht gern noch einmal ein Paar Stunden in der engen Küche zu Tavernette zubringen. Obwol wir noch in Savoyen waren, und es hier auch in Absicht auf Sauberkeit wieder sehr savoyisch aussah, so wird denn doch die Sprache schon ziemlich piemontesisch, man sagte z. E. statt fermez la porte, serra la purta.

Es war fast Mittag, als wir unsern Stab weiter setzten; das Wetter war heiter und die Sonne stralte mit aller Macht, aber ein kalter Nordostwind war hier oben noch Meister. Nach und nach wird die Fläche des Berges ein wenig abhängig gegen Süden, nach und nach verschliessen verschiedene Anhöhen die Aussicht nach Norden. Bald bildet sich daraus der mühsam zu durchdringende große Vorhang und die Scheidewand die sich, dem nach einem warmen Clima sich lechzenden Kranken, wie ich es damahls war, vor dem Norden, vor Eis und Kälte, aber auch vor dem Vaterlande, den Freunden und Geliebten herzieht. Ein sehr gemischtes Gefühl von Zufriedenheit und Wehmuth, von Verlangen nach der Sonnenseite, und von Sehnen nach Mitternacht bestürmten mich auf diesem entscheidenden Punkte. Es wäre gewiß ein sehr critischer Augenblick, wenn da noch ein Entschluß möglich wäre. Die Hofnung gesund und froh zurück zukehren, die mich nicht getäuscht hat, half mir auch hier, so wie sie gewöhnlich in solchen Fällen ihre milde, oft nicht so zuverläßige Hand reicht.

Bey dem Wirthshause la Grande Croix, fängt die eigentliche Descente an, und man kommt bald

in das angenehme kleine Thälchen St. Nicolas, in welchem der Semar, nachdem er von einem Felsen herabgestürzt ist und einen sehr schönen Wasserfall gebildet hat, hinfließt, und die Scheidung zwischen Savoyen und Piemont macht. Vor dem Winde geschützt kann man hier an dem gegen Mittag gekehrten Abhange die Kraft der Sonne fühlen. Es war als wenn sich hier schon die ganze Luft veränderte und sanfter würde, als ob schon ein Hauch aus Italien herwehete. Hier wo Italien, obwol noch nicht sichtbar zu meinen Füßen lag, wo ich seine Nähe und seinen milden Himmel so angenehm empfand, fiel mir sehr lebhaft das Wort des Strabo ein, das er wenigstens von einem Theile Italiens sagte:

Tota ea felix est regio.

Glücklich ist wahrlich das Land zu nennen von welchem die Einwohner selbst es sagen, und nach keinem andern hinsehn.

Die Alpen endigen an der italienischen Seite viel steiler, viel plötzlicher, als an der andern, und gehn gleich in die fruchtreichen Ebenen Piemonts und der Lombarden über. Daher ist der Weg hier viel schrofer und beschwerlicher und muste fast beständig im Zickzack zwischen Felsen-Wänden

und Abgründen geführt werden. Man glaubt leicht, und ich stand sonst auch in der Meynung, man könne im Winter auf dem Schnee an beyden Seiten die berühmte schnelle Fahrt in wenigen Minuten hinab in Schlitten, wie man es nennt, à Ramasse, machen. Das wäre an dieser Seite ganz unmöglich, die Abgründe müßten denn zuschneyen, und die fabelhaften Erzählungen wahr seyn: daß Reisende über Dörfer, Felsen und Klüfte hinabgerutscht wären, ohne Schaden zu nehmen. Was der abgerundete Berg an der Seite von Lanslebourg erlaubt, das wäre halsbrechend an dieser. So beschwerlich indessen jetzt der Weg ist, da er großentheils den Kräften der beyden Gemeinen von Lanslebourg und von Novalaise im Stande zu halten überlassen ist, so haben doch Männer in Turin, die das Local kennen, mich versichert, daß es sehr thunlich sey eine völlig gebahnte Straße für Pferde und Wagen über den Mont-Cenis anzulegen. Die Ursach warum dieses aber nicht geschehe, wäre lediglich, weil alsdann die beyden ebengenannten volkreichen Gemeinen ihr Brod verlieren würden, die ganz allein von der jetzigen Art der Passage leben. Wenn man bedenkt, daß zu unserm Uebergange allein zwanzig Träger und acht Pferde und Maulthiere nebst

deren Führern gebraucht wurden, da sechs Pferde und, nach Landesweise, drey Postillons auf einem fahrbaren Wege zugereicht hätten, und denn die Stärke der Passage ansieht, so ist es freylich klar, daß alles was von der jetzigen Einrichtug lebt ums Brod käme. Bey dem ausgebrochenen Kriege aber war es ein Glück, daß keine Canonen über den Berg zu bringen waren, sonst hätten die Franzosen, die schon einmal bis Novalaise hinabgedrungen sind, aber von da wieder vertrieben wurden, von dieser Seite für Piemont gefährlicher werden können *). Bey der jetzigen gänzlichen Sperre aller Passage über den Mont-Cenis mag das Elend der Gegend groß seyn, um so mehr, da, wie ich versichert bin, längst kein wehrhafter Mann da umher mehr zu finden seyn soll, also Alte und Unvermögende, Weiber und Kinder sich selbst überlassen sind.

Wenn man etwas hinabgestiegen ist so stellt sich nun auf der linken Seite der Roche Melon in seiner ganzen Größe, und bey dem schönen Wetter im herrlichen Glanze und in wahrer Pracht dar. Er ist zugänglich, aber um ihn zu besteigen fodert er von hier aus einen ganzen Tag. Dann aber soll er,

 wenn

*) Dieses wurde im Frühlinge 1796 geschrieben.

wenn es gut Wetter ist die Mühe belohnen. Man sieht von dieser Höhe nicht nur ganz Piemont und die Kette der Meer-Alpen, und der Appennien, sondern auch einen großen Theil der Lombardey selbst Mayland zu seinen Füßen.

Hannibals Uebergang.

Wenn Hannibal über den Mont-Cenis mit seinem Heere gezogen wäre, so würde der Roche Melon der rechte Ort gewesen seyn, seinen Kriegern die Herrlichkeit Italiens zu zeigen, wie das auch würklich von einigen vermuthet ist. Aber es erhellet aus der Erzählung des Livius sowol, als aus der des Polybius, daß er um dieses Anblicks willen nicht nöthig hatte so weit vom Wege abzugehn. Daß er ihnen aber nicht blos die Gegend wo der Po sey, gezeigt habe, und sie nur im Geiste das schöne Land sehen lassen, wie Whitaker annimmt — weil man freylich vom Bernhardsberge die Lombardey nicht sehen kann — das wird genugsam durch die Worte der Geschichtschreiber widerlegt. Denn es heißt beym Livius: "indem die "Armee langsam fortzog — begab er sich ganz vorn "an die Spitze derselben, und von einer der vor-"liegenden Höhen, von welcher man weit und breit

"um-

„umher sah, und auf welcher er zu halten befahl, "zeigte er den Soldaten Italien, und die Gegen"den um den Po, die unter den Alpen liegen." *) Polybius sagt ebenfalls ausdrücklich, man habe von der Höhe Italien sehen können, und H. habe den Soldaten die Gegend um den Po gewiesen. Ganz anders spricht er von Rom, dessen Gegend er ihnen angezeigt habe.

Ueberhaupt war mir aus der ehemaligen Lesung der Geschichte der großen Unternehmung des Hannibal immer der Eindruck geblieben, daß dieser Heerführer niemals so weit nach Osten vorgedrungen seyn könnte, daß er kaum in das jetzige Savoyen, also noch weniger nach einem der St. Bernhards-Berge, gekommen wäre; weil er doch zuerst auf Turin losgieng, wie das Livius auch gegen die Meinung des Polybius sehr richtig anmerkt.

Ueber den Mont-Cenis, wie einige gewollt haben, ist Hannibal gewiß nicht gegangen, und das

*) — Quum signis prima luce motis segniter agmen incederet, pigritiaque & desperatio in omnium vultu emineret; prægressus signa Annibal, in promuntorio quodam, unde longe ac late prospectus erat, consistere jussis militibus, Italiam ostentat, subjectosque Alpinis montibus Circumpadanos Campos. *Livii Lib. XXI. C. 35.*

das aus zwey Gründen. Einmahl sieht man von diesem Berge, ohne sehr weit zur Seite zu gehen, nicht in Italien hinein; zweytens trift beym Mont-Cenis nicht zu, daß Eis und Schnee Jahr ein Jahr aus darauf lägen, wie doch Hannibal noch dazu an dem nach Süden gekehrten Abhange unter dem neugefallenen Schnee das alte Eis fand. Nachdem ich des Marquis de St. Simon Abhandlung über Hannibals Zug gelesen habe — der diese beyden Gründe nicht einmahl anführt — halte ich dessen Meinung nicht für unwahrscheinlich, daß nemlich Hannibal die Alpenkette weiter westlich, also die cottischen Alpen von der Dauphiné aus, überstiegen habe. Ich kann zwar nicht beurtheilen, ob grade der Col d'Argentiore und der Mont-Viso, oder der Mont-Genevre die Wege waren. Der Mont-Viso, den man zu Turin so schön sieht, ist wenigstens ein Ort, von wo er die reichen Gegenden übersehn konnte die der Po bespült, und die französisch-spanische Armee hat im Jahre 1744 gezeigt, daß man durch diesen Weg mit einem Heere in Piemont eindringen könne. Die Elephanten-Knochen, welche man auf den kleinen St. Bernhard gefunden hat, beweisen allenfalls, daß ein wild gewordenes Thier sich auf fünf und zwanzig

bis

bis dreyßig Stunden dahin verlaufen habe und da gestorben sey, wie St. Simon richtig bemerkt. Ich würde auch einigen auf dem großen St. Bernhard gefundenen carthageniensischen Münzen — wenn es würklich solche sind — keine grössere Beweiskraft einräumen. Die vielen Carthagenienser, die theils in den Scharmützeln mit den Alpenbewohnern blieben, theils sonst in den Alpen umkamen, hatten Geld bey sich, das von den Einwohnern genommen wurde, und von welchem etwas auf dem großen St. Bernhard versteckt oder verloren ist. Es liegt auch der St. Bernhard zu weit zurück, um von da die Gegend des Po zu übersehen.

In einem Werke von zwey Bänden: the Course of Hannibal over the Alps ascertained by J. Whitaker, hat dieser Gelehrte neulich zu beweisen gesucht, daß Hannibal über den großen St. Bernhard gegangen sey.

Wiewol man diesem Verfasser viele Gelehrsamkeit nicht absprechen kann, und es zu verwundern ist, daß er, ohne jemahls in den Alpen gewesen zu seyn, sich vermittelst des Fadens der Geschichte und Erdbeschreibung, so gut in den labyrintischen Gegenden findet: so hat er doch zuverläßig das Räthsel nicht aufgelößt. Um desto schwerer

hält

hält es ihm zu verzeihen, daß er in der lebhaften Freude über seine vermeinten Siege so unbarmherzig über alles herfährt. Wo Livius seiner Meinung entgegen ist, da nennt er ihn schwach. Was Folard und St. Simon, zwey Kriegsmänner, die doch mit Armeen durch Alpen und Gebirge zogen, über die Sache sagen, das heißt er, wenn es ihm zuwider ist, thörigt. Von den Deutschen so wie von einigen Antiquarien sagt er gar zierlich: sie hätten their genius in their backs.

Whitaker folgt dem Polybius in so fern, daß er den Hannibal, dem Laufe der Rhone nach, aufwärts ziehen läßt. Er beugt dann aber rechts ab und führt ihn über den großen St. Bernhard. Dieses war bisher die Meinung nur von sehr wenigen. Die meisten hielten den kleinen St. Bernhardsberg für den Ort des Ueberganges, und das ist auch noch jezt, wie ich hier durchgehends hörte, die gemeine Meinung in Savoyen.

Polybius giebt in seiner Erzählung zwar namentlich nicht die Stelle an, von welcher er glaubt, daß Hannibal von der Rhone ab die Alpen überstiegen habe *); allein aus der Messung des Weges den er

*) J. Casaubonus übersezt die hauptsächlichste Stelle, die Polybius in dieser Hinsicht hat, so: — hos montes (Alpes)

er den Hannibal von Carthagena machen läßt, (Lib. III. C. 39), sollte man glauben, er führe ihn ganz bis zu den Quellen der Rhone, so daß also Casaubonus seine unten beygefügte Uebersetzung vielleicht darauf gründete. Alsdann aber wäre es nicht die Meinung des Polybius, das H. über einen der Bernhardsberge gegangen sey, sondern über den St. Gotthard. So höchstunwahrscheinlich, fast unmöglich dieses auch ist, so stimmt doch allerdings damit überein, daß er die Carthagenienser zuerst bey den Insubriern, die in dem jetzigen Mayländischen wohnten, in Italien eindringen, und von da erst nach Turin ziehen läßt. Je weiter Polybius den H. herumführt, desto unwahrscheinlicher wird seine Angabe: dieser Zug sey im Thale der Rhone hinaufgegangen, und um so viel schwächer die Hypothese des Whitakers.

Livius hatte die Geschichte des Polybius gelesen, und nennt die Meinung die gewöhnliche (vulgo

(Alpes) Hannibal e a p a r t e transgressus, q u a o r i t u s Rhodanus, Iataliam intravit. (Polyb. L. III. C. 47. Edit. Gronov.) Hiernach wäre kein Zweifel, er glaube daß Hannibal über den Gotthard gegangen sey; aber das Original sagt das an dieser Stelle nicht, wo es heißt: — ὡς τοδ' ὑπερβαρας Αννιβαλ απο των κατα τον Ροδανον τοπων, ενεβαλεν εις Ιταλιαν.

(vulgo credere), daß Hannibal über die Penninischen Alpen gegangen sey. Er nimmt sie aber nicht an, sondern wundert sich vielmehr darüber, weil doch Hannibal unläugbar zuerst auf Turin gezogen, und nicht wahrscheinlich wäre, daß den Galliern damahls der Weg nach Italien über die Penninischen Alpen gewöhnlich gewesen sey *).

Was mir hauptsächlich gegen Whitakers Hypothese zu streiten scheint, und was ich bey andern nicht bemerkt finde, ist kürzlich folgendes:

1) Die Ursach, warum Hannibal nicht bald unten suchte durch die Meer-Alpen zu dringen, die näher gegen die See zu niedriger werden, und wo die Gallier ohne Zweifel Wege nach Italien hatten, lag darin, daß er dem Heere des Scipio ausweichen wollte, das bey Marseille gelandet war. Nachdem er aber über die Rhone gegangen, und so landeinwärts, bis an den Ort gekommen war, den die Geschichtschreiber die Insel nennen, welchen einige, und so auch Whitaker, unwahrscheinlich für die Gegend von Lyon halten, so verweilte er da. Er setzte hier den mit seinem jüngern Bruder streitenden Brancus auf den Thron, versorgte seine Armee mit Kleidung und andern Bedürfnissen (quae infames frigoribus Alpes praeparare

*) Liv. Hist. L. XXI. C. 38.

parare cogebant) zu dem Alpenzuge, und nun ließ er sich vom Brancus bis an die Alpen selbst begleiten. In den Tagen, welche dieses alles nothwendig forderte, mußte er durch seine gallischen Freunde doch wol benachrichtigt seyn, daß er von dem Scipio, der eiligst wieder zu Schiffe gieng, weiter nichts zu besorgen habe. Livius sagt auch ausdrücklich, er sey in guten Frieden (cum bona pace) nach den Alpen gezogen.

Der Grund fiel also weg, warum er noch einen grössern Umweg gegen die höchsten Alpen zu hätte machen sollen, wenn sonst andere Wege zwischen Gallien und Italien vorhanden waren, die es ohne Zweifel, wie auch Livius offenbar der Meinung ist, über die cottischen Alpen damals längst gab.

2) Wenn man annehmen wollte, daß Hannibal um der Rhone zu folgen, am südlichen Ufer des Lausanner Sees hergezogen sey, welches aber nicht möglich ist, so hätte er von dem Uebergange über die Arve — die Whitaker für die Druentia erklärt — das ist von Genf ab, in neun Tagen den ganzen Weg um den See, alsdenn rechts über Martinach, Branchier, Orsiere bis oben auf den großen St. Bernhard machen müssen. Das ist aber mit einer solchen Armee, mit allem dem Aufenthalte, Umwegen und Streite mit den Einwohnern, ganz unmöglich. Der See allein, wenn er daran hätte herumkommen können, nahm ihn fast vier Tage. Denn ausser andern kleinen Wassern, mußte er auch bey Ripaille über die Dranse,

die, wie auch die schöne und lange Brücke zeigt, ein bedeutender Fluß ist, der damals aus eben den Ursachen angeschwollen seyn mußte, warum es die Druentia war.

3) Ist der Weg den Whitaker den Hannibal am südlichen Ufer des Sees nehmen läßt, für eine Armee noch jezt nicht practicabel, geschweige denn damals. Whitaker nennt es zwar das niedrige Ufer von Chablais, aber er hat es nicht gesehn. Von Meillerie ab, wo die Felsen fast senkrecht im Wasser stehn, ist es noch diese Stunde, wie man sich aus dem zweyten Abschnitte dieser Reise erinnert, unmöglich, mit einem Heere fortzukommen. Der Weg ist felsigt, geht auf und ab, der Felssand ist oft weggespült, und man hat rauhe Felsspitzen unter den Füßen. Kaum für einen Maulesel ist er wegsam, nicht einmal für Pferde, aber gewiß nicht für Elephanten und Packwagen. Die wegkundigen Gallier, die Hannibals Freunde und Leiter waren, konnten ihn hieher nicht führen.

Man muß sich aber nicht vorstellen, daß weiter landeinwärts durch einen Umweg in einiger Entfernung vom See fortzukommen gewesen wäre. Ein Berg thürmt sich da hinter den andern gegen Faucigny und gegen den Mont-Blanc, so daß man nur durch weite Umwege, und auch da nicht mit Fuhrwerk nach Wallis gelangen kann.

Ein besserer obgleich längerer Weg wäre freylich der am nördlichen Ufer her gewesen, aber

aber er ist ganz und gar geschichtswidrig. Die Armee hätte alsdenn keine Druentia zu passiren gehabt, welches doch eine Thatsache ist, an der man nicht zweifeln kann. Dagegen wäre sie in der Gegend von Genf abermals über die Rhone gegangen, wovon wir nichts wissen, und endlich, wo nicht über den Gotthard, so hätte das Heer in Wallis zum drittenmale über die Rhone gesetzt.

4) Wäre H. würklich am lemanischen See hergegangen, ein Gegenstand, der so u[...]nd so groß war und so sehr in die Augen fie[l], an dem man auch so lange verweilen mußte, so würde wahrscheinlich ein Wort davon aufbehalten seyn.

5) Wenn die Druentia nicht die Arve seyn kann, wie mir däucht, daß es ganz klar sey: so läßt sich dafür kein anderes Wasser als die Durance annehmen, von der man schon aus des Petraca Schriften sich erinnert, welchen Ueberschwemmungen sie unterworfen sey, und der alte bekannte Reim beweiset es noch ferner:

Le Parlement, le Mistral (die Bise),
la Durance
Font trembler toute la Provence.

So wol durch Umstände wird sie geeignet die Druentia zu seyn — auch sie entspringt aus d[e]n Alpen — als durch den Namen *). Nach dem Strabo ist auch die Druentia allerdings gegen Whitakers Behauptung, die jetzige Du-

*) An einem andern Orte babe ich die Ursachen angegeben, warum Flüsse weit eher ihre alten Namen behalten, als Berge und Orte. S. Beschr. von Pyrmont, I. S. 132.

rance, denn er sagt, (L. 4. S. 204. edit. Paris.) die Druentia, die in die Rhone fließe, entspringe ganz nahe bey den Quellen der Duria, die in den Po fallen. Das ist so klar, daß sich dawider nichts einwenden läßt.

6) Schon Folard hat gezeigt, daß das Heer des Hannibals in so kurzer Zeit nicht bis nach Lyon hinnauf kommen konnte, wohin Whitaker seiner Hypothese zu gefallen es kommen läßt. Aus guten Gründen muß man die sogenannte Insel nicht bey dem Zusammenfluße der Saone und der Rhone, oder zu Lyon, sondern da annehmen, wo die Isere in die Rhone fließt; und damit fällt von selbst Whitakers ganzes Gebäude.

7) Polybius hat allerdings überhaupt viel für sich. Er ist glaubwürdig im Ganzen; er war selbst in den Alpen gewesen um zu sehen und die Wahrheit zu ergründen, wie er sich ausdrückt, und seine Nachrichten rührten von Leuten her, welche die Begebenheiten selbst erlebt hatten. Dieses würde ihm ein großes Gewicht geben, wenn er von dem Alpenzuge etwas mehr als einen Umriß gäbe. Livius schrieb zwar viel später, kannte aber die verschiedenen Meinungen über diese Begebenheit, erzählt umständlicher, führt Gründe an, nennt Orte und Völker, und konnte auch gute Nachrichten haben. In diesem Falle, und wo Polybius etwas schreibt, das geographisch fast unmöglich ist, scheint mir Livius den Vorzug zu verdienen. Inzwischen wird, so viel ich davon einsehen kann, wol niemand mit

einiger

einiger Zuverläßigkeit den eigentlichen Weg des Hannibals ausfindig zu machen hoffen dürfen.

Der Weg ist an diesem südlichen Abhange des Mont-Cenis an manchen Orten so steil, daß er eine Art Treppe vorstellt und Stufenweise geht. An vielen Stellen ist er im Winter und hauptsächlich im Frühlinge sehr gefährlich, wegen der von den Felsen herunterrollenden Schneelauinen, welche manchmal so groß sind, daß sie ganze Züge von Mauleseln und Menschen verschütten und tödten. An einer solchen Stelle, die sich besonders durch öftere Unglücksfälle der Art auszeichnete, hat man dagegen ein Verwahrungsmittel angebracht, daß der Regierung Ehre macht. Es ist nemlich ein langer gewölbter Gang an dem Felsen neuerlich hergebauet, der dem Felsen in einem rechten Winkel, den er macht, folgt. Er ist von großer Breite, starkem Gewölbe und etliche hundert Schritte lang. Der Weg für die Zeit, wenn kein Schnee liegt, geht neben her, aber ich ließ mich durchtragen, um dieses nützliche Gebäude, das sehr fest ist und seinem Endzwecke vollkommen entspricht, inwendig zu sehn.

Ohngefähr an der Mitte des Berges liegt das erste piemontesische, durch seine fürchterliche Lage berühmte Dorf la Ferriere. Ich mußte mich da etwas aufhalten, weil einer meiner Träger zurück gieng und hier einen andern an seine Stelle nahm, dem er sechszehn Sols bezahlte um mich ganz hinunter zu bringen. Ein kleines sehr armes Dorf ist es, wie man es, an solchen Felsen hängend, erwarten kann. Von oben bemerkt man das grausenvolle der Lage so sehr nicht, weil die Felsen ein kleines Thal bilden, worin es liegt, aber desto mehr von unten, wo es würklich aussieht, als wenn es füglich herunter fallen könnte; es enthält doch wol zwanzig Häuser. Hier sind die Franzosen in dem jezigen Kriege beständig geblieben *), und es mußte auch wol schwer halten, sie von unten her daraus zu vertreiben. Unterhalb dieses Dorfs begegneten uns einige Passagiere die aufwärts wollten, theils ritten, theils sich tragen liessen, unter den letzten auch ein Paar Nonnen die von keinen strengen Orden waren, jetzt Erlaubniß hatten ihre Verwandten zu besuchen, sehr froh, wohlgenährt

*) Nemlich bis zum Frühling 1796.

genährt aussahen und uns freundlichen Bescheid gaben. Fast so als wenn man auf der See einem andern Schiffe nahe kommt und damit spricht, freuet man sich auf solchen Bergen andern Menschen zu begegnen. Es ist werth eine solche Bergreise zu machen, um die eigenen Empfindungen kennen zu lernen, mit denen man das Werk beginnt, die das Mittel und Ende derselben erregen. Sehr klein kommt man sich oben vor. Man fühlt auch gewiß nirgends so stark seine Abhängigkeit von so vielen Dingen und sonderlich von andern Menschen, und wie wenig ein Mensch für sich allein ist, als auf einem hohen Berge, und schließt sich deswegen da so gern an jedes andere menschliche Wesen an. Mit unsern Gedanken können wir wol, wenn wir warm in unsrer Wohnung sitzen von Zone zu Zone und in den Sphären herum schweben, aber kommen wir nur auf solche Höhen, so merken wir, daß nur unser Geist, nicht wir so wie wir da sind, zum Fliegen geschaffen wurden, so fühlen wir die tausend Fesseln welche uns an das Thal da unten binden.

Wir holten beym fernern Absteigen eine große Heerde Maulthiere ein, die vom Berge herab giengen. Ein Theil derselben trugen Käse und Butter

aus Savoyen nach Piemont, welche letztere in großen Massen in bloßes Stroh gewickelt und befestigt war, so daß sie allerwärts daraus hervorkuckte. Die übrigen trugen große Kasten, und dieser war eine große Zahl, in welchen, wie man mir sagte, hauptsächlich Moden wären die über Genf von Lyon, meistens aber selbst von Paris herkamen, größtentheils für Turin bestimmt. Leicht mußten die Waaren darin seyn, wegen der Größe der Kasten. Aus Piemont kamen auch viele Maulthiere herauf, die mit roher Seide großentheils für Frankreich und mit Weinen beladen waren.

Novalaise.

In ohngefähr anderthalb Stunden ist man von da wo die Descente angeht in Novalaise, wo die Post wieder fährt. Hinaufwärts geht es begreiflich langsamer. Novalaise, obgleich noch 2472 Fuß höher als das Mittländische Meer, und 1338 Fuß höher als Turin ist doch weit, nemlich 1600 Fuß niedriger am Berge als Lanslebourg. Daher, und weil es nach Süden liegt und gegen Norden vom Berge gedeckt ist, wachsen hier nun schon Wein und Castanien wieder. Die Trauben waren vortreflich. Der schönste Herbst herrschte hier noch,

und alles war hier an den Bergen wieder grün; angenehm für Augen die seit vier Tagen wenig anders als Felsen Schnee und das Dunkelgrün des Nadelholzes gesehn hatten.

Reinlicher als in Savoyen ist es hier; alles ist nun italienisch. Die papiernen Fenster, vielmahl auf einander geklebt, wo sie zerrissen waren, bringen das unangenehme Winterlicht, als wenn Schnee bey dunkeler Luft das Zimmer erhellete, in die Wohnungen. In nichts aber spürt man so merkliche und plötzliche Veränderung als in den Menschen. Von dem gutmüthigen, lebhaften, arbeitsamen, dienstfertigen, plauderhaften Savoyarden, zu dem müssigen, in sich gekehrten, rafinirten Italiener mit dem tiefen Gepräge von Leidenschaft, merkt man einen starken Abstand. Es ist unstreitig ein Volk von großen Anlagen und Kräften, die vortreflich geleitet werden könnten, aber im Durchschnitt nicht gut geleitet werden. Doch viel zu hart fand ich immer den Ausdruck, der Italien ein von Teufeln bewohntes Paradies nennt. Einen kleinen Vorschmack von italienischer Art hatte ich indessen doch gleich beym ersten Eintritt in dieses Land. Ich gab einem der Unterbedienten des Zoll- oder Accis-Amts einen französischen Thaler, als

Trinkgeld. Nachdem er das Stück besehn hatte, so trat er mir auf den Leib und sagte, mit ein Paar gefährlichen und spitzbübischen Augen, der Thaler den Sie mir gegeben haben ist falsch. Vielleicht war es ihm sonst gelungen, auf solche Weise einen unbekannten eben angekommenen Fremden in Schrecken zu setzen, und eine Beute davon zu tragen. Der Thaler war sehr gut, und als er merkte daß der Streich nicht gelang, so wurde er ganz geschmeidig und machte Entschuldigungen.

Die Natur giebt in Italien mit vollen Händen was zur Nothdurft gehört, und macht dadurch das Leben so leicht, daß wenig Arbeit zureicht es zu unterhalten. Daher entsteht die Möglichkeit viel müssig zu seyn, und nächst der Wärme des Clima, aus Gewohnheit, die Liebe zum Nichtsthun. Der Müssiggang wozu eine angenehme Luft an sich schon einladet, erzeugt die Nothwendigkeit jede Mittel aufzusuchen wo sich ohne Arbeit etwas gewinnen läßt, und giebt zugleich dem unbeschäftigten Gemüthe Weile darauf zu speculiren. Daher ist es wol kein Wunder, daß bey dem Genie dieses Volks mannigfaltige Wege ausgesonnen werden, sich auf Kosten andrer etwas zu verschaffen. Aber von Rauben hört man doch nicht viel, und so viele

Morde auch vorfallen, so geschehen sie doch fast nie des Raubens wegen, immer aus Rache, und ein Fremder ist in keiner Gefahr.

Wir hätten sehr füglich noch am selbigen Abend, also am vierten Tage der Abreise von Genf, in Turin eintreffen können, denn schon nach drey Uhr waren wir in Novalaise. Aber die Maulesel Treiber hatten, um ein Paar Thiere zu sparen, den Unterwagen nicht aus einander genommen, und wie gewöhnlich auf Maulthiere gepackt, sondern auf den Rädern gelassen, und mit zwey vorgehängten Pferden herabgefahren. Dieses ist nicht bloß dem Wagen schädlich, sondern zögert auf solchen Wegen ganz ausnehmend. Die Folge davon war eine so verspätete Ankunft der Equipage, daß wir erst um sieben Uhr abreisen, und folglich nicht weiter als bis nach der bekannten Festung Suza kommen konnten. Diese Festung mit dem Fort la Brünette darüber, ist zur Vertheidigung des Eingangs in Piemont sehr wichtig, weil sich mehrere Thäler in dieses Thal von Suza öfnen, und dieses nun der letzte Paß ist, hinter welchem man frey in das Herz von Piemont eindringen kann.

Die Nähe der Berge spürt man hier noch sehr an der Kühle der Luft, das Feld war an dem folgen-

den schönen Morgen ziemlich bereift; aber auch daran, daß alles umher grün war. Die Feuchtigkeit welche von den Höhen angezogen wird, hatte sich bis hier umher noch verbreitet; denn weiter hin gegen Turin zu war alles dürre, und dicker Staub lag auf Büschen und Hecken. Bekanntlich regnet es in Italien gewöhnlich im Sommer fast gar nicht, man ist es gewohnt und darauf gerichtet, daß manchmal in drey, vier und fünf Monaten kein Tropfen Regen fällt. Aber in Piemont pflegt es doch im September und October wieder zu regnen. In jenem Jahre war am 29. October noch kein Tropfen Regen jenseits der Alpen wieder gefallen, so daß damahls die äußerste und ungewöhnlichste Dürre da herrschte. Mehr dem Auge als des Nachtheils wegen ist indessen solche Dürre in der Jahrszeit widrig, die Erndten aller Art sind geschehen, und die Wiesen versteht man, da überall Bergwasser herabfließen, in Piemont vorzüglich gut zu wässern.

Wie sehr die Gebürge auf die Witterung einfließen, konnte man hier recht deutlich sehen. Wer sich des Sommers von 1785 erinnert, der wird wissen daß es ein sehr kalter regnigter Sommer, nicht bloß in ganz Deutschland, sondern auch in

der

der Schweiz war. Ich glaube nicht, daß wir in Pyrmont den ganzen Sommer hindurch drey schöne Tage hinter einander hatten. Noch auf der Reise durch Savoyen hatten wir verschiedentlich starken Regen, eine ganze Nacht regnete es durch; und alles war da grün was grün seyn konnte. Also wurde die äusserste Dürre und beständiges Regenwetter bloß durch die Alpenkette geschieden. Man erzählte mir, daß von Turin aus den ganzen Sommer eine dicke Wolken-Bank an den hohen Alpen zu sehen gewesen sey, indeß über Italien der Himmel immer klar und nie ein Wölkchen sichtbar war. Wäre nicht diese Bergkette da, was würde wol die Regenwolken gehindert haben, weiter zu ziehn. Sicherlich wäre Italiens Witterung und Clima nicht dasselbe ohne diese große Mauer gegen Norden, die so wol durch ihre anziehende Kraft würkt, als auch Schutz gegen die kalten Winde giebt.

Weil es noch immer Berg ab geht bis in die Ebene von Turin hin, und der Weg unverbesserlich ist, so reiset man sehr geschwind. Zu Rivoli, der letzten Station, wo ein Lustschloß ist, kommt man völlig zwischen den Bergen heraus in die Ebene von Piemont, oder der eigentlichen Lombardey. Von hier führt eine drey Stunden lange hohe Lin-

den-

den-Allee ganz bis vor das Thor von Turin. Die Aussicht dieser Allee ist prächtig und geht endlich über die Stadt weg auf die schöne, eine gute Meile jenseits Turin auf einem hohen Berge liegende schöne Kirche, la Soperga, welche zum Begräbniß der Königlichen Familie bestimmt ist. Der ganz ebene Boden ist hier etwas sandigt, aber nichts destoweniger sehr fruchtbar und die Gegend freundlich. Die Bauerwagen, welche man hier mit großen Stieren bespannt sieht, haben ein antikes Ansehn, wie man sie ohngefähr auf alten Basreliefs findet, hochaufstehende Deichseln, flach über den Rädern liegende Leitern, die hoch über den Unterwagen sind, und auf welchen die Sachen wie auf einem erhabenen Brancar getragen werden.

Aus des Herrn de Lüc Werke sur les modifications de l'Atmosphere, will ich hier zum Schlusse dieser Reise die Höhe einiger Orte von Genf bis Turin hersetzen, da sie nach Lalandes Zeugniß sehr genau gemessen sind, und das Werk nicht in jedermanns Händen ist. Zuvor aber die Route und Entfernungen aus dem Bülletin des Postamts um so mehr beyfügen, da sie gewiß richtig, und in keinem der mir bekannten Reisebücher die nemliche ganz so angegeben ist.

Entfernung der Oerter zwischen Genf und Turin.

Von Genf nach Carouge	½	Post.	
— Carouge nach l'Eluiset	1	—	
— l'Eluiset nach Frangy	1½	—	
— Frangy nach Mionnaz	1	—	
— Mionnaz nach Rumilly	1	—	
— Rumilly nach Aix le Bain	1½	—	
— Aix nach Chambéry	1¼	—	
— Chambéry nach Montmelian	1½	—	
— Montmelian nach Malterverne	1	—	
— Malterverne nach Aiguebelle	1	—	
— Aiguebelle nach Epierre	1	—	
— Epierre nach la Chambre	1	—	
— la Chambre nach St. Jean de Maurienne	1	—	
— St. Jean de Maurienne nach St. Michel	1½	—	
— St. Michel nach St. André	1½	—	6 Pferde.
— St. André nach Villar-Audin	1	—	
— Villar-Audin nach Bramens	1	—	
— Bramens nach Lans le bourg	1½	—	
— Lans le bourg nach Tavernette	1	—	Passage des Mont-Cenis.
— Tavernette nach Novalaise	1½	—	

Von

Von Novalaise nach Suze .	1 —	4 Pferde.	
— Suze nach Jacconiere .	1½ —		
— Jacconiere nach St. Ambroise	1 —		
— St. Ambroise nach Rivoli	1¼ —		
— Rivoli nach Turin .	1¼ —		
	29¼ Posten.		

Höhe einiger dieser Oerter über dem mittländischen Meere.

Genf höher als das mittländische Meer .	1128	Pariser	Fuß.
St. Felix (bey Aix le Bain)	2000	—	—
Chambéry .	846	—	—
la Chambre .	1482	—	—
St. Michel .	2178	—	—
Bramens .	3732	—	—
Lans le bourg .	4152	—	—
La Ramasse auf dem Cenis	5982	—	—
La Ferriere .	4254	—	—
Novalaise .	2472	—	—
Suze . .	1542	—	—
St. Ambroise .	1038	—	—
Turin . .	738	—	—
Genua . .	0	—	—

Fünf-

Fünfter Abschnitt.

Turin. Die gute Frau. Die Po-Promenade. Der königliche Pallast. Die Capelle des heil. Schweißtuchs. Parforce-Jagd. Engländer. Die Soperga. Bemerkungen über Turin.

Am 29sten October kamen wir gegen Mittag zu Turin in dem Gasthofe à la bonne femme an. Von London her kannte ich dieses Zeichen der guten Frau schon, wo auch einige Häuser the sign of the good woman im Schilde führen. Wer es aber nicht kannte, der konnte in diesem Wirthshause nicht ausweichen, den zwar lächerlichen aber ungerechten Einfall irgend eines Misogyns kennen zu lernen. Es war als das Hauszeichen auf jeder Gabel und auf jedem Löffel eingegraben: eine Frau ohne Kopf. Als ob eine Frau nicht Verstand haben und doch gut seyn könnte? Mit eben dem Rechte wenigstens könnte man gute Männer eben so abmahlen Aber im Gegentheile, es giebt genug Böse von beyden Geschlechtern die nicht viel Kopf haben.

Sonst ist man in diesem Hause, einen leidlichen Grad von Unreinlichkeit abgerechnet, sehr gut. Es ist sehr groß, und die vielen Zimmer darin sind nicht numerirt, wie in Deutschland, sondern haben allerley Namen, meist von Städten und Ländern; das meinige hieß: Camera dell' innocenza. Man gewöhnt sich hier gleich an die allgemeine italienische Weise, daß alle Haus-Arbeit, alle Aufwartung aller Art, blos von Mannspersonen geschieht, und nirgends im Hause ein weibliches Geschöpf sichtbar ist.

Turin ist als eine der schönsten Städte bekannt. Beym ersten Anblicke hat sie eine große Aehnlichkeit mit Berlin, wenigstens mit einem Theile desselben. Die Straßen sind eben so grade, nur daß dieses in Turin durch die ganze Stadt geht. Man bemerkt auch, daß Befehl, und nicht die Opulenz, wie in London, die großen Reihen von Häusern gebauet hat, an der nicht mit den Façaden übereinstimmenden Vollendung derselben. Sonst sind in Turin die Häuser höher, aber in Berlin sind sie nicht so einförmig und mehr mit architectonischen Verzierungen versehn. Die Turiner Straßen sind sehr reinlich, gut gepflastert und haben den Vorzug schöner Trottoirs oder Fußbänke. Diese vorzüg-

liche Reinlichkeit der Straßen hat man, nächst der aufmerksamen Policey, der Doria zu danken, die in kleinen Canälen durch die Hauptstraßen geleitet wird und alles in den Po wegspült. Die Doria erhält einen großen Theil ihres Wassers von der Semar die aus dem See des Mont-Cenis kommt, der also bis hieher seine wolthätigen Würkungen erstreckt. Der prächtige Platz in Berlin in der Gegend des Opernhauses, hat in Turin nichts Gleiches, jedoch ist die regelmäßige Piazza d'Arme mit den beyden schönen Zwillings-Kirchen am obern Ausgange auch in ihrer Art sehr schön. Ueberhaupt ist aber Berlin größer, bewohnter und reicher, und mag in 15 Jahren sich noch sehr verschönert haben. Die sehr breite und lange Po-Straße in Turin, die vom königlichen Pallast bis ans Thor in lauter Arcaden fortgeht, ist sehr prächtig. Diese Arcaden indessen, ob sie gleich schöner sind wie die zu Bologna, und viel schöner wie die Berner, auch gegen Regen und Sonnenschein schützen, zur Bequemlichkeit und dem Gewerbe nützlich seyn mögen, heben doch die Architectur der Gebäude nicht, machen die untersten Zimmer dunkel, und sind wahrlich der Gesundheit nicht so zuträglich, wie La Lande glaubt. Aber ein Pariser, dem die großen Un-

annehmlichkeiten der engen, schmutzigen und würklich gefährlichen Gassen von Paris in lebhaftem Andenken waren, mußte wol solche Arcaden beneidenswerth finden.

In Absicht auf die Lage und Gegend umher ist Turin höchst ausserordentlich. Sie vereinigt die Annehmlichkeit einer fruchtbaren Ebene an einem großen Flusse, an welchem die Stadt selbst liegt, mit aller Pracht der hohen Gebirge, die überall, auch zuweilen mitten in der Stadt ins Auge fallen. Ich erinnere mich noch mit Vergnügen, als ich zum erstenmale vor einem der schönsten Palläste, dem des Prinzen von Carignan, vorbeygieng und die Architectur betrachtete, daß mich, indem ich vor das große und schöne Portal kam, auf einmal durch die Dunkelheit des Gebäudes hin, eine der schönsten von der Abend-Sonne herrlich erleuchteten Bergaussichten überraschte, die ich nachher mehrmals zu sehen hingieng. Turin fehlt nichts, als daß es, so wie es jezt ist, um den Po gebauet wäre, der nun vor dem Thore an der Stadt herfließt, und daß alsdenn einige schöne Brücken das Innere der Stadt zierten.

Es ist natürlich, daß die innere Einrichtung einer Stadt viel auf die Kleidungsart der Einwohner

ner würke, und das fällt in Turin ganz besonders in die Augen. Wo man immer in schmutzigen Straßen geht, da ist die ganze Welt so weit und lange als möglich gestiefelt. In Turin geht man nicht allein auf höchst reinlichen Gassen und Trottoirs, sondern ist auch durch die Arcaden vieler Straßen gegen den Regen geschützt, daher sieht man hier das andere Extrem. Vielleicht würkt jedoch hiebey die Gegenwart eines königlichen Hofes und die spanische Etiquette desselben mit; denn alles geht hier, von früh morgens an, chapeau bas, wol frisirt und mit Degen. Auch die Officiere sah ich beständig ohne Hut gehen. Da die Königin seit einigen Wochen gestorben war, und also alles was einen schwarzen Rock hatte, trauerte, so gaben alle diese schwarzen Figuren mit Degen und und weissen Köpfen einen ganz sonderbaren Anblick; man begegnete fast nichts andern. Man sagte zwar, nicht jedermann dürfe Degen tragen, unter andern bürgerliche Kaufleute nicht. Indessen trat einst ein damit bekleideter Mann zu mir herein, und indem ich, unwissend wer mich beehrte, ihm Entschuldigungen wegen meines Anzugs machen wollte, zog er ein Papierchen hervor, und verlangte für seinen Herrn, den Apotheker, die Bezahlung

für einige Arzneyen, die ich verschrieben hatte. Auch sah ich eines Morgens, als ich früh durch die Poststraße ausfahren wollte, eine solche schwarze Degen-Figur aus einem Beckerladen treten, mit beyden Händen ein Papier mit den langen Brodten haltend, die man Grissine nennt. Mit diesem Manne steht in meinem Gedanken immer ein Franzose zusammen, den ich einst an einem kalten Morgen im März chapeau bas und mit Degen zu Fuße früh um 7 Uhr im freien Felde antraf, um von Paris nach St. Denys zu gehn. Die Turiner haben durchgehends schönes sehr starkes Haar und behalten es länger als wir Nordländer; es ist daher kein Wunder, daß sie Lust haben es zu zieren. Angenehmer ist es zum wenigsten auch alle die frisirten Köpfe zu sehn, als die jezige Weise der Söhne Deutschlands, die Haare rauh um den Kopf hängen zu lassen, und damit zu glauben, man sey nun ein wahrer Adept der Freyheit, oder doch sonst etwas besonderes. Ueberhaupt macht man in Turin viel aus dem Anzuge, und gewöhnt die Jugend zu früh daran. Ich sah häufig die Hofmeister mit ihrer untergebenen Jugend spatziren, und wenn sie nur sieben bis acht Jahr alt waren, so hatte der älteste seine Civil-Kleidung mit Degen

und Armhut, der zweite eine Militair-Uniform, und der dritte den Abbé-Habit an.

Eine solche frühe Bestimmung des künftigen Lebens, als sich hieraus abnehmen läßt, hat eine sehr gute Seite für Jünglinge die Lust und Trieb haben, etwas zu lernen. Sie können mit ihrer ganzen Kraft, wenn sie welche haben, sich nun auf dasjenige legen, was ihnen in Zukunft nützlich wird; dahingegen so mancher, in der Unwissenheit was aus ihm werden soll, sich am meisten mit solchen Dingen beschäftigt die er nachher gar nicht braucht, und grade dasjenige versäumt was ihm brauchbar gewesen wäre. Aber höchst schädlich für den Staat ist eine solche Aussicht für junge Leute, wenn sie mit der Gewißheit verbunden ist, sie werden Staatsbedienungen erhalten, sie mögen dazu Kenntnisse erwerben oder nicht; wenn sie wissen, sie mögen sich so schlecht aufführen wie sie wollen, sie werden dennoch nach ihrer Ordnung zu den obersten Stellen fortrücken, ob sie dazu Verstand, die nöthige Arbeitsamkeit und Geschick haben oder nicht. Gewiß wird eine so aufmerksame und weise Regierung wie die sardinische ist ein so verderbliches System nicht dulden.

Turin mit seiner Citadelle ist bekanntlich eine starke Festung, und hielt 1706 glücklich die schwere französische Belagerung aus. Die Wälle schienen damals ein wenig verfallen, es standen schöne Eichen darauf die den Spaziergang sehr angenehm machten. Aber was dem Walle hauptsächlich seinen Werth giebt, das ist die herrliche Aussicht. Wenn man einen weiten Cirkel um Turin zieht, so werden ohngefähr zweydrittel davon hohe Gebirge in einer Entfernung von fünf bis sechs deutsche Meilen ausmachen, und das übrige eine höchst fruchtbare ebene Landschaft. Einige Schneegipfel ragen über alles hervor. Der Rochemelon neben welchem der Weg vom Mont-Cenis herab geht ist einer der höchsten, und daneben zeigt sich der Theil des Mont-Cenis, über welchen die Passage geht, als eine Vertiefung zwischen den Bergen deren Tiefe man wegen vorliegenden Höhen nicht sehen kann. Aber unter allen Bergen welche die Gegend von Turin zieren, gleicht keiner dem, dicht an der Grenze von Frankreich gegen Ambrun zu liegenden Monte-Viso, an Schönheit. Seine regelmäßige conische Gestalt neben der großen Höhe in welcher er sich hier, ohngeachtet einer Entfernung von ohngefähr sieben deutschen Meilen, zeigt, geben ihm ein prächtiges

Ansehn, das jedes Auge an sich zieht. In Turin ist dieser Berg deswegen noch merkwürdiger, weil der Po Fluß an seinem Fuße entspringt. Mir war damahls die vorhin angeführte, aus vielen Gründen sehr wahrscheinliche Vermuthung des St. Simon noch nicht bekannt, nach welcher Hannibals Zug an diesem Berge hergegangen sey, und von wo ab er seinen Soldaten Italien und die an dem Fuße der Alpen liegenden Gegenden welche der Po bespühlt, habe sehn lassen. Weil der Po da entspringt so sieht man sicherlich da seine Gegend, und weil man den Berg von Turin so helle und so sehr groß über alles hervorragend wahrnimmt, so sollte man auch wol denken, daß man die Ebene von Piemont von der Höhe sehen könnte. St. Simon erzählt auch daß dieses behauptet werde, jedoch er gesteht, er habe vom Gipfel des Berges ab, wegen der Oscillation der Luft nichts erkennen können. Allein die Luft ist nicht immer gleich undurchsichtig; man wird unten im achten Abschnitte ein Beyspiel von einer unglaublich weiten Aussicht finden. Auch können die Augen eines Gelehrten nicht zum Maaßstabe für das scharfe Gesicht eines carthageniensischen Soldaten dienen, der seine Augen fast blos in der Ferne gebrauchte, und sie weder

mit Lesen und Schreiben noch mit Ferngläsern verdorben hatte. Oft habe ich die erstaunliche Gesichtskraft der Seeleute bewundert, wenn sie schon das Gebäude und daraus das Vaterland eines begegnenden Schiffs erkannten, wo ich, mit einem ziemlichen Glase, noch kaum einen Gegenstand wahrnahm, der immer ein Schiff aber auch was anders seyn konnte.

Wo der Wall durch die Werke der Citadelle unterbrochen wird, hat man an dem Glacis derselben hübsche und sehr große Promenaden für Gehende und Fahrende angelegt. Doch werden sie von letztern nicht viel besucht, weil man eine andre Art Promenaden zu Wagen liebt, die ich nachher eben so in allen Städten Italiens fand, die auch in das Leben eines Italieners gar wol passen mögen, aber einem Fremden anfangs ganz sonderbar vorkommen. Man hatte uns so viel von der Pracht der Promenade am Po erzählt, die man auch wol il corso, wie in Rom nennt, daß wir nichts eiligers zu thun hatten, als an einem der ersten Tage, einen Wagen zu nehmen und diese berühmte Promenade mit zu machen.

Po = Promenade.

Ausserhalb der Stadt, an dem jenseitigen Ufer des Po geht eine Chaussee, die eigentlich eine von den beyden Straßen ist, die nach Mont=Cailler und Genua führen. Etwas über den Fluß erhoben, zwischen Gartenhäusern und Hecken, hat man an jeder Seite derselben eine Reihe Maulbeerbäume gepflanzt, die fast keinen Schatten geben. Dieses ist die große Promenade für den Herbst und Winter, denn im Sommer gestattet die Hitze dergleichen nicht. Alles was Equipage hält fährt jeden Nachmittag hieher, um in größtem Staat in einer langen Reihe von Kutschen eine viertelstunde ganz langsam aufwärts und eben so weit in dem Zuge wieder zurück zu fahren, und diese Manege so oft zu wiederholen als man Lust hat. Eigentlich fahren doch nur die Damen und einige ältliche Herren. Alles was jünger ist, oder scheinen will, vornehm oder gering, geht zu Fuße, wie sichs versteht, Chapeau bas und mit Degen. Ohngeachtet kein besonderer Weg für die Fußgänger da ist, ohngeachtet ein entsetzlicher Staub, so stark war, daß die Maulbeerbäume ganz grau davon aussahen, und ohngeachtet der ziemlich kalten Luft, war doch

alles

alles gepfropft voll. Weil man gar nicht still halten und gar nicht aus der Reihe fahren darf, so kann wenigstens für die Fahrenden die Unterhaltung nicht groß seyn, und schränkt sich auf das Grüßen der bekannten, auf Sehn und gesehn werden ein:

Spectatum veniunt, veniunt specten-
tur vt ipsae.

Etwas zu zeigen und zu sehn war auch da, denn das Frauenzimmer, worunter manches hübsche, war gut gekleidet und aufgesetzt, modiger als in den übrigen Städten Italiens. Ich sah hier wol was die Menge großer Kasten brachten, die man über den Mont-Cenis von Paris herschleppte. Auch die Livreen der Bedienten, die Kutschen und das Pferdegeschirr war zum Theil sehr schön. Sonst sah, weil alles wegen der Trauer, schwarz war, mit Ausnahme der Officiere und der wenigen Fremden, das Ganze einem Leichenbegängnisse ziemlich ähnlich. Es war eben Sonntag, und deswegen der Zusammenlauf ausserordentlich groß. Diejenigen Fußgänger welche nicht die eigentliche Promenade mitmachen wollten hielten sich in der ziemlich langen Vorstadt zwischen der Festung und der Po Brücke auf. Man hatte zu beyden Seiten

der

Straße Bretter auf Stühle und Tonnen gelegt, auf welchen Marquis, Grafen, Officiere, Hofleute, Bürger, Herrrn und Damen, in langen Reihen daher saßen, um die Vorüberfahrenden und Gehenden zu betrachten. Für Fußgänger ist bey dieser Gelegenheit, sonderlich auf den Brücken der Festung noch dazu einige Gefahr wegen des Gedränges und wegen der vielen aus und einfahrenden Kutschen, die leicht ein paar Hundert betragen mögen. Aber das Alles hält nicht ab tagtäglich hier heraus zu kommen auch selbst in Schnee und Kälte, um die Zeit zwischen dem Essen und dem Schauspiele auszufüllen.

Was zieht hier die Menschen so mächtig her, wo doch kein bestimmter Gegenstand ist? Die Gegend und die Aussichten sind freylich schön, aber immer aus demselben beschränkten Standpunkte können sie es wol nicht seyn was man sucht; und im Corso zu Rom in der Straße vnn Toledo zu Neapel geht es eben so, und doch sind da keine Aussichten. Die schönen Equipagen hat man nachgrade alle gesehn und kennt sie auswendig. Die Gewißheit Menschen da zu finden muß es seyn was die Leute herführt. Aber in England würde sich doch eine solche Promenade nicht erhalten.

Bey Paris hatte man ehemahls ein Paar mal im Jahre etwas ähnliches im Bois de Boulogne; für täglich aber würde auch der Franzose so etwas nicht dulden können. Ich ward des Spaßes schon zum zweytenmale überdrüssig. Allein der Italiener bey dem eins der erste Bedürfnisse ist, nichts zu thun, versäumt keine Gelegenheit um auf eine andre Weise, und in einer Art von Unterhaltung nichts zu thun.

Doch sind die Piemonteser bey weitem nicht die unthätigsten ihrer Nation; die kühlere Bergluft und die thätige Regierung hält sie etwas mehr als die übrigen in Bewegung. Ueberhaupt sind sie ein aufgewecktes Volk und vorzüglich anschlägig. Es ist bekannt, daß sie durchgehends für sehr gute und kluge Spieler, und selbst von den übrigen Italienern für fein gehalten werden.

Der Königliche Pallast.

Das königliche Schloß ist halb von Bruch- und halb von Backsteinen und nimmt sich zumal da es etwas altfränkisch ist, nicht vorzüglich aus. Aber die Gemächer inwendig, obwol mit einem antiquen Ansehn, haben doch etwas Großes, und eine gewisse Pracht, da sie sehr hoch und gewölbt, und

die Decken al Fresco gemahlt sind. Viele Zimmer, vorzüglich alle Wohnzimmer des Königs sowol als der kürzlich verstorbenen Königin, waren ganz schwarz überzogen, Tapeten, Meublen und Fußboden, welches in den großen Gemächern eine besondere Würkung machte. Die Fußböden der Zimmer sind, wenigstens zum Theil von Holz, mit großer Mannigfaltigkeit sehr hübsch ausgelegt; etwas das in Italien, und je weiter hinunter desto seltener gefunden wird. Fast alle Fußböden durch ganz Italien auch in vielen prächtigen Pallästen sind von gewöhnlichen rothen Backsteinen, die aber mehr Härte haben als mehrentheils bey uns, und deswegen sich nicht so leicht wegtreten oder stäuben. Sehr selten findet man mit Marmor ausgelegte oder andere Arten von Fußböden, und von Holz fast nie. Wenn die Kälte in diesem Lande so viel Rücksicht foderte als bey uns, so wäre das für die Füße nicht aus zuhalten; aber da im Gegentheil, die Hitze die beschwerlichste Eigenschaft des dasigen Clima ist, so sind diese Fußböden sehr wohlthätig; und für die kurze Zeit wo es kalt ist, hilft man sich wol auf allerley Art. Ueberhaupt aber sind die Italiener — welches fast unwahrscheinlich seyn möchte — weniger empfindlich gegen eine mäßige

Kälte

Kälte als wir Nordländer, die wir, bey der geringsten Kälte, gewohnt sind, unsre Stuben zu wärmen.

Von den Gemählden dieses Pallastes weiß man genug. Es sind weniger darunter in dem großen Stile der Italiener, aber sehr viel mehr in der genauen fleißigen das Detail ausarbeitenden, jeden Gegenstand des Pinsels würdig findenden immer etwas dürren Manier der Niederländer, als man in andern Sammlungen Italiens findet. Als ein großes Meisterstück von der letzten Gattung wird gezeigt und mit besondere Sorgfalt verwahrt, die Wassersüchtige Frau, die in tiefer Consultation mit ihrem Arzte ist, neben ihr ein liebkosendes, betrübtes Kind und eine Magd; von Gerhard Douw. Es ist unmöglich die Natur genauer nachzuahmen und jede Falte, jedes Licht, das kranke Aussehn, richtiger wieder zu geben als es hier geschehen ist; alles ist im höchsten Grade vollendet. Der Wassersüchtige Unterleib ist so natürlich, das man glaubt den kurzen Odem zu sehn, den er verursacht. Allein man begreift gar nicht zu welchem Zwecke der Künstler dieses hat mahlen, und so viel Mühe darauf wenden mögen, und fühlt eine Art von Unwillen daß er es that. Weil

der

der Arzt eben in der Handlung ist ein gewisses Glas zu beschauen, das die Aerzte zuweilen mit Nutzen für den Kranken ansehn können, woraus aber nicht immer so viel Weisheit zu holen ist, als man ehemals glaubte: so könnte man denken, das Ding solle einen Spaß seyn. Aber ein solches leidendes Geschöpf von einer Mutter und ihr Kind daneben, das sie bald verlassen zu müssen in Gefahr ist, schickt sich schlecht zu dem Spaße; und kaum läßt auch der Sinn jener Zeit so was vermuthen. — An Miniaturen ist die Sammlung erheblich. Die Gallerie, in welcher man Darstellungen der Thaten der Helden aus der Savoyischen Familie findet, ist sehr prächtig; wo nicht das Auge darin von zu vielen Zierrathen bestürmt wird. Man kann sich von derselben eine Vorstellung machen, von einem Blatte im ersten Theile des Theatri Pedemontii, welches die Perspective eines Stücks derselben giebt.

Die Bronzene mit Silber ausgelegte Isis Tafel, vermuthlich eins der ältesten Egyptischen Ueberreste die in Italien sind, ist oft genug beschrieben. Solche uralte Denkmähler, die Künste, folglich Cultur und Verfeinerung, voraussetzen, deren Urheber nun schon Jahrtausende in den Schoß der Erde und in völlige Vergessenheit

zurückgekehrt sind, haben etwas Rührendes, wenn man sie nicht blos mit den Augen eines Antiquars ansieht. Wenn man die kurze Dauer eines Menschen, seine Kleinheit, Schwäche und Vergänglichkeit betrachtet; wenn man erwägt, woraus er zusammengesetzt ist und was in wenigen Stunden aus ihm wird, nachdem der belebende Hauch von ihm wich, —

Mors sola fatetur
Quantula sint hominum corpuscula —

und denn die Größe, die Schönheit und die Dauerhaftigkeit seiner Werke aller Art dagegen hält: so ist der Contrast auffallend, und es liegt etwas die Seele erhebendes darin. — Wie lange ist es noch hin, bis zur letzten Erinnerung anderer Sterblichen an uns? Wird auch eine Zeit kommen, in welcher man von unserer jetzigen Welt und ihren Bemühungen nicht mehr weiß, als wir von den Zeiten dieser Isis Tafel?

Die Gärten, welche am Schlosse eigentlich in den Bastionen liegen, und den Spaziergang des Walles an dieser Seite ganz unterbrechen, sind beschränkt, irregulair, und ganz im alten Geschmack, haben aber doch einige artige Partien, und schöne Aussichten.

Kirchen.

Kirchen.

Wenn man an das niedrige Seitenlicht der deutschen Kirchen gewöhnt ist, und nun in die Dämmerung, der durchgehends bloß aus der Höhe, seitwärts oder durch die Dome oder Kuppeln erleuchteten italienischen Kirchen kommt, so macht dieses einen sehr angenehmen Eindruck. Es erhöht das Gefühl von Feyerlichkeit, Ernst und Erhebung, welche die der Verehrung des höchsten Wesens gewidmeten Orte natürlicher Weise und billig einflößen. Turin hat ohngefehr funfzig Kirchen, die zu den Klöstern gehörigen mitgerechnet. Dieses ist für eine catholische Stadt in Italien, die nach den neuesten Zählungen von 1793, eine Population von etwas über neunzig Tausend Seelen hat; (im Jahr 1728 betrug sie nur vier und funfzig Tausend sechs Hundert) noch nicht sehr viel. Es giebt unter diesen Kirchen einige die sehr schön von außen und von innen sind. Von innen ist keine frappanter als die Capelle di S. Sudario, worin nemlich das heil. Schweißtuch aufbewahret wird. Sie ist zwar ein Gebäude für sich, hängt aber mit der Cathedral-Kiche zusammen, und giebt aus derselben von einem Standpunkte einen schönen Anblick. Ebenfalls ist sie

mit dem Schlosse vereinigt, und ist der gewöhnliche Ort der Andacht des Königs. Inwendig ist alles darin bis oben hinauf von schwarzem glänzend polirten Marmor. Das ganze Gebäude ist eigentlich eine Rotunde, die sich oben in eine Kuppel von ansehnlicher Höhe endigt, und diese ruht auf dreyßig Säulen, von dem nemlichen glänzenden schwarzen Steine, deren Capitäler und Fußgesimse von vergoldeter Bronze sind. Der Fußboden ist von einem bläulich schwarzen Marmor, mit goldenen darauf verstreuten Sternen geziert. In der Mitte des Gebäudes ist der Hochaltar, ebenfalls von schwarzem Marmor, auf welchem man den, auswendig gläsernen, inwendig aber von Silber, Gold und Edelgesteinen gearbeiteten Reliquen-Kasten, durchscheinen sieht, worin la santissima Sindone aufbewahrt wird, welches man nur selten und bey großen Feyerlichkeiten zeigt. Ueber dem Altar und auch zwischen den Säulen brennen beständig fort eine Anzahl, zum Theil sehr großer silberner Lampen. Dieses alles mit dem ganz allein von oben herabfallenden milden und gedämpften Tages-Lichte, erregt ein Gefühl von etwas Feyerlichem, ich möchte wol sagen, etwas Schauerlichem, dem wol schwerlich jemand ganz ausweicht, und welches sich

zu den Gedanken, daß da ein großes Heiligthum mit traurigen Andenken verwahrt werde, vollkommen paßt.

Parforce-Jagd.

Wegen der tiefen Trauer des Hofes, waren damahls keine Lustbarkeiten keiner Art, auch keine Schauspiele oder Musik. Die einzige Vergnügung welche die Jahrszeit mit sich brachte, und die eine Ausnahme machte, war die Jagd. Die Turiner Chasse Royale, oder Parforce-Jagd ward damals für eine der besten gehalten. Man sagte, der König liebe sie im Grunde eben nicht, gebe aber doch wöchentlich eine auch wol zwey, mehr des Ansehns als des Vergnügens wegen. Weil man viel von dieser Jagd als einer der besten und berühmtesten die es giebt, redete, und weil dieses die einzige Gelegenheit war, den ganzen Hof, mit einem Blicke zu übersehn, machte ich eine dieser Parthien mit. Weil Herren und Damen, zu Pferde und zu Wagen dieser Jagd folgen, so ist sie von ganz anderer Art, als die gewöhnlichen.

Das Jagdschloß Stupinigi ist der Ort wo die Gesellschaft sich versammlet. Der Weg dahin ist sehr angenehm. So wie man aus der schönen

Porta Nuova kommt, wird man durch den Anblick von einem durch Bäume gebildeten halben Cirkel überrascht, der einen großen und schönen Platz einschließt, und aus welchem, wenigstens sechs, sehr schöne breite und unabsehbare Alleen, in divergirenden Richtungen, ausgehn. Dieses sind die Wege nach Genua, nach Pignerol, nach Coni, Nizza, u. s. w. Diese letztgenannte Allee ist achtzehn Stunden lang, jedoch nicht in einer Linie. Die Allee nach Stupinigi ist die Kürzeste, sie ist eine deutsche Meile lang, und geht in einer angenehmen Ebene, durch wolcultivirte Aecker, Wiesen und neben Landhäusern vorbey. Es war herrliches Wetter zu dieser Partie. Zum ersten male hatte es in der vorhergehenden Nacht, den 3. November, seit mehr als fünf Monathen wieder geregnet, so, daß der lästige Staub ganz weg war; Erde und Laub waren erfrischt, und nun schien die Sonne zwischen schönem Gewölke wieder hervor.

Stupinigi ist ein ziemlich großes, nicht eben regelmäßiges, aber wol ins Auge fallendes Gebäude, das durch die verschiedenen Nebengebäude einen halben Cirkel bildet. Zu seinem Zwecke, der Versammlung einer Jagd-Gesellschaft, ist es sehr gut eingerichtet, denn man tritt sogleich aus dem

Hofe in den großen Saal. Dieser ist länglich-rund von ansehnlichen Umfange, mit Tribunen versehn die von Pilastern getragen werden, und al Fresco vermahlt. Besonders nimmt sich daran die Decke gut aus. Sie stellt einen Morgen vor, an welchem Diana mit ihren Gefolge von Nymphen auf die Jagd fährt, ist leicht und luftig und von schönen Farben, wie es sich für Deckenstücke schickt.

Die ganze königliche Familie und der Hof in der Jagd Uniform, die roth und blau mit Silber ist, war hier versammlet. Die Etiquette des Turiner Hofes, wird für eine der genauesten gehalten; indessen achtet man bey einer Jagd darauf so sehr nicht, und in ganz Italien ist man überhaupt in Absicht auf Fremde, sehr viel schlanker als in Deutschland.

Der König hatte eine geistige und dabey sehr gute Physiognomie, und etwas freundliches und zutrauliches; zu Pferde saß er damals schon etwas gebückt. Der Prinz von Piemont *), hat eine mehr italienische Physiognomie und eine blaßgelbe Farbe, schien aber sehr regsam zu seyn, und wird für einen guten Militair gehalten. Seine Gemahlin

*) Der jetzige König.

lin die Schwester des unglücklichen Ludwigs XVI. hat das Ansehn der höchsten Gutmüthigkeit, und große Aehnlichkeit mit ihrem Bruder, aber verweiblicht und verschönert.

Ich bemerkte, daß der König und alles was gegenwärtig war, eine seidne Schnur von blauer weißer und Ponceau Farbe im Knopfloch trugen; bald kam ein Jagdbedienter und bot auch mir eine dar. Was bedeutet diese Schnur? fragte ich ihn. Es ist der Orden des St. Hubert, sagte er, den man trägt, wenn man mit dem Könige jagt. Wenn das ist, so werde ich ihn anknüpfen, und nahm ihn an.

Um halb eilf Uhr gieng der Zug von Stupinigi los, und der zum Opfer ausersehene Hirsch ward aufgejagt. Der König, die Prinzen mit allen was zur Jagd gehörte, nebst vielen Cavalieren waren zu Pferde; alles übrige in Kutschen, von welchen die Drey ersten, die sämmtlichen Prinzessinnen führten. Von einer Parforce-Jagd in Kutschen, hatte ich sonst noch nichts gehört, aber das locale und die Einrichtungen, werden sich auch wol dazu nirgends so wie hier finden. Von drey Seiten ist dieses Jagdschloß mit einer Forst von großem Umfange umgeben, und liegt in einer völ-

ligen

ligen Ebene. Durch jene hat man blos für diese Jagd, eine unzählbare Menge gradlinichter sich kreuzender Wege gehauen, die so breit sind, daß zwey Wagen neben einander bequem vorbeyfahren können. An vielen Orten sind runde Plätze, auf welchen eine Menge dieser Wege zusammen stoßen, und von den man also einen großen Theil des Waldes übersieht. Dem Wege welchen das Thier nimmt, folgen die Reuter oft auf Fußsteigen durchs Holz, aber die Kutschen immer auf der nächsten Chaussee. Zuweilen nahm der Hirsch plötzlich eine der vorhergehenden ganz entgegenstehende Richtung, alsdann hielt die Reihe der Kutschen still, und die vordersten defilirten vorbey; denn die Prinzessinnen blieben immer voran, und wir folgten. Wir waren dem Hirsche einigemale sehr nahe, und sahen ihn mächtige Sätze thun; aber weil nicht geschossen wird, sondern nur die gänzliche Ermüdung das Ziel ist, so endigte sich da unsre Jagd noch nicht. Ein Vorfall brachte auf einmal die ganze Jagd in Unordnung. Zufälliger Weise hatte sich noch ein andrer Hirsch in dem Revier befunden, und dieser ward von einem Theile der Jagenden für den rechten gehalten und verfolgt, und so war die Jagd getheilt. Es währte auch eine Zeitlang bis alles

wie-

wieder in Ordnung kam. Durch die Lebhaftigkeit des ganzen, die Hörner die sich oft hören liessen, und das schöne Wetter, wäre die Partie schon ganz angenehm gewesen, wenn man des Denkens an das ängstigen des armen Thiers und des Mitleidens darüber, hätte los werden können.

Engländer.

Für einen Engländer muß indessen doch eine solche Jagd, und es waren einige dabey, etwas unschmackhaftes haben, denn die Anstrengung, die starke Bewegung, die Gefahren und die Ermüdung die man bey den englischen Porforce-Jagdten sucht und liebt, fallen hier ganz weg. Hier sind keine Graben und keine Hecken, um darüber zu setzen, auf diesen Chausseen und Rasen kann man nicht mit einer Cruste von Koth bedeckt werden, und es ist keine Gelegenheit das Schlüsselbein zu brechen oder, wie ich dem selbst beygewohnt habe, in einer Stunde dreymal über die Themse zu setzen, als das Thier dreymal durchschwamm um sich zu retten.

Nicht weit von mir in dem Zuge fuhr ein unbekannter Engländer, so wie ich, ganz allein im Wagen, und wir sahen uns bey dem öftern vorbeyfahren etliche male so lächerlich alleine da sitzen,

daß es mir vernünftiger geschienen hätte wir wären zusammen in einen Wagen getreten. Aber ich kannte die Engländer zu gut, um den ersten Schritt zu thun. Ich habe eine sehr große Meinung von den Engländern. Ihre gesunde und starke Vernunft, ihre Gesetzheit, Festigkeit, Kühnheit und ausdaurende Kraft, ihre Zuverläßigkeit und Gründlichkeit, ihre Grosmuth und ihr raisonnirendes Handeln nach Grundsätzen, macht sie sehr schätzenswürdig. Immer gaben sie noch am wenigsten dem Strome der Zeit-Gebrechen nach. Alles zusammen genommen und gegen einander abgewogen scheint es mir, wenn eine Nation auf den Erdboden die erste genannt werden könne, so verdiene bis jetzt diesen Namen, die englische. Vielleicht müssen auch in kurzem die gar zu eitlen Franzosen, die sich gar zu thörigt selbst und schon jezt die **Große Nation** nennen, dieses, wo nicht anerkennen, doch fühlen, wo nicht ausdrücklich eingestehn, doch factisch zugeben. Es ist nicht zu vermuthen, daß der nun völlig geweckte brittische Löwe vergebens seine Mähne sollte geschüttelt haben. Vielleicht bleibt zu Ende dieses Krieges doch noch Pitt der größte Mann, der während desselben auf dem Schauplatze erschienen ist.

Aber was man alles auch dem Engländer einräumen muß, bey vielen schönen und großen Eigen-

schaften, liebenswürdig und zuvorkommend ist er, wenigstens anfangs nicht. Er kann es kaum ertragen, daß man es gegen ihn sey. In fremden Ländern ist sein zurückstoßendes Wesen fast noch grösser als zu Hause; ich besinne mich, an einem öffentlichen Tische zwischen fünf oder sechs unbekannten Engländern gesessen und eine Mahlzeit gehalten zu haben, ohne daß nur das allergeringste gesprochen wäre was man Conversation nennen könnte. Fast gerieth ich in Versuchung, die Anecdote für wahr zu halten, ein Franzos von einem silentieusen Engländer erzählte, er habe nemlich behauptet: que parler c'étoit gâter la conversation.

Inzwischen haben die Engländer so gut wie wir andern das Bedürfniß sich zu unterhalten, und der auf der Jagd fand selbst, als einmal Halt gemacht wurde und man ausstieg, nach einiger Unterredung, daß wir besser uns in einen Wagen setzen könnten. Wir unterhielten uns gut; aber gewiß ist es etwas sehr seltenes, daß ein Engländer einen solchen Schritt thäte, und mir sind nicht ofte Beyspiele davon vorgekommen.

Unser Hirsch hielt die Hetze volle drey Stunden aus. Gegen zwey Uhr erlag er und fiel auf einem freyen Platze, wo ein wenig Regenwasser zusammen

gelau-

gelaufen war. Gemeiniglich werfen sie sich zuletzt, wenn sie tödtlich ermüdet sind, in der Nähe von Wasser hin. Wir kamen eben hinzu, als man ihm den coup de grace gegeben hatte, und ihn nun zerstückte, um sein Fleisch, unterm Schalle der Hörner, den hungrigen Hunden zu vertheilen.

Könnte man nicht diese ganze Promenade machen, ohne ein Thier so grausam zu ängstigen? Man will einen Zweck haben. Ließe sich nicht ein anderer ersinnen? Fährt man doch am Po ohne bestimmten Zweck. Gewohnheit und eine gewisse Thätigkeit bey dieser Art von Jagd, das wilde Reiten sonderlich, erstickt die Gefühle, die dagegen aufsteigen. Aber wer selten bey dergleichen kommt, und es ruhig vom Wagen ansieht, dem erregt es Widerwillen. Ich möchte wol wissen, was für Empfindungen bey den Damen, die im Zuge waren, aufgestiegen sind, ob die Gewohnheit, und vielleicht das Vorurtheil, es müsse so seyn, sie befriedigt habe.

Weil es noch früh am Tage war, so fuhr ich über Moncalieri zurück. Es ist ein Lustschloß, welches bey einem Flecken des Namens, an einer Anhöhe, drey Stunden von Turin liegt. Hauptsächlich ist es merkwürdig dadurch, daß hier der

König

König, Victor Amadeus II, der Großvater des verstorbenen, als ein Gefangener seines eigenen Sohnes starb. Bekanntlich wollte Victor Amadeus II, nachdem er über funfzig Jahre glorreich regiert, 1730 die Regierung niedergelegt und seinem Sohne freywillig übergeben hatte, nicht lange hernach auf Anstiften der Dame die er heirathete, die Krone wieder aufsetzen. Um dieses zu verhindern, versicherte sich sein Sohn, Carl Emanuel III, der Person seines Vaters, und ließ ihn hieher bringen, wo er nach zwey Jahren starb. Es ist bekannt, daß nach des Vaters Tode der Sohn den Ort nie wieder hat besuchen können; er ließ daher das ohnehin alte Gebäude sehr verfallen. Gewiß war es auch ein Fall, der obwol politisch nothwendig, doch dem Herzen eines guten Sohnes unbeschreiblich schmerzhaft seyn mußte. Der (nun verstorbene) König ließ das Gebäude wieder herstellen, es wurde auch noch daran gebauet, und er hatte hier seinen gewöhnlichen Landaufenthalt. Der Ort hat auch eine schöne und sehr gesunde Lage und ganz herrliche Aussicht, am Abhange eines Berges der gegen die Alpen nach der französischen Seite gekehrt ist. Der Mont-Viso nimmt sich hier abermals ganz ausnehmend schön, und erstaunlich groß aus, obwohl

wohl man ihm nur um drey Stunden näher ist. Vermuthlich scheint er so viel grösser, weil man ihn hier von einer Höhe über eine Vertiefung weg sieht. Ich wüßte nicht diese Bemerkung von andern gehört oder gelesen zu haben; aber ich habe sie oft gemacht, daß nemlich beym Herabsteigen von einem Berge, ein gegenüberliegender naher Berg, wenn er höher ist als der, worauf man steht, und wenn sich eine Vertiefung oder Thal darzwischen findet, viel höher in die Augen fällt als nachher von unten. Da die Richtung der Augen-Axt gegen den Horizont, durch das Absteigen nicht viel verändert wird, so weiß ich den Grund dieses optischen Betrugs nicht gewiß anzugeben. Vielleicht entsteht er aber daher, daß man beym Absteigen die Tiefe schon zum Fuße des Berges rechnet, hingegen von unten erst vom wahren Fuße des Berges zu messen aufängt.

Ich nahm meinen Weg über die neue Straße zurück, die der jetzige König jenseits des Po am Berge hat herführen lassen, und welche, näher bey der Stadt, die vorhin erwähnte Promenade am Po bildet, wo ich auch schon die Kutschen Reihen antraf, und in diesem langsamen Strome mit forttrieb.

La Soperga.

Die Soperga, dieses schöne auf der beträchtlichsten Höhe um Turin und zwey Stunden davon gelegene, dem Begräbnisse der Königlichen Familie bestimmte Gebäude, zeigt sich hier in so vielen Aussichten als ein wahres memento mori, und verschönert so manchen Anblick, daß man nicht umhin kann, es in der Nähe zu betrachten, und es ist Sehenswerth. Die Anhöhe hinan ist großentheils bedeckt mit Landhäusern, weniger Gärten und andern Merkmahlen guter Cultur, und die etwas rauhe Spitze krönt der prächtige Tempel, dessen Vorderseite würklich sehr schön ist. Ueber der von Säulen getragenen Portike oder Halle, erscheint der schön gestaltete und 200 Fuß hohe Dom oder Kuppel, und auf beyden Flügeln des Gebäudes stehn zwey hübsche Thürme. Es ist gewiß das schönste Gebäude, was ich auf einer solchen Höhe gesehen habe. Für die Schönheit desselben möchte ich wol die beyden Thürme wegwünschen, die sich zu der übrigen Architectur nicht recht schicken; aber für die grössere Würkung des Ganzen in der Ferne waren sie nützlich; die drey Zinken zeichnen es von Weiten in der hohen Luft viel stärker als die

bloße Kuppel gethan hätte. Die ebenfalls wol gebaueten Nebengebäude bilden hinten herum ein Viereck, worin die zwölf Canonici und ihre beträchtliche Bibliothek sind, und worin auch der König, welcher hier zuweilen seine Andacht, sonderlich am achten September, dem Tage der Befreyung Turins, hält, seinen pied à terre hat. Die Canonici sind lauter junge ausgesuchte, wohl unterrichtete, meistens hübsche Leute, denen ihre lange Kleidung und schwarze Mützen gut stehn. Sie werden von der Königlichen Livree bedient; und es ist eine Art Seminarium, unter der Aufsicht des Erzbischofs von Turin, aus den man nachher meistens die ersten geistlichen Stellen und Bisthümer besetzt.

Die Aussicht von oben, sonderlich von der Kuppel, ist unbeschreiblich schön; und für den welcher zwischen den Alpen herauskommt, neu, denn man sieht nach allen Seiten frey umher, ohne jedoch der Berge ganz zu entbehren. Man blickt in Montferat und ins Mayländische, übersieht ganz Piemont, den Po und Turin zu seinen Füßen, darüber grade in der langen Allee hinauf nach Rivoli, und hat das große Amphiteater der Schneeberge auch schon Appenninen in einer mäßigen Entfernung. Reisenden werden gewöhnlich allerley sonderbare, oft un-

wahrscheinliche Dinge von den Orten erzählt wo sie sich aufhalten. Man mag gern etwas auffallendes sagen. Schon in Turin, und auch hier versicherte man, ob gleich es nicht so scheine, so liege doch Rivoli eben so hoch als die Soperga. Es däuchte mir gegen den Augenschein, aber ich mußte es gelten lassen. Jetzt finde ich in de Lücs Werken, daß die Soperga mit ihrem Grunde 1330 Fuß höher liege als Turin*), und hingegen St. Ambroise, welches noch anderthalb Stunden oberhalb Rivoli liegt, nur dreyhundert Fuß über Turin erhoben sey; so ist also die Soperga über tausend Fuß höher als Rivoli. Man muß manche Dinge verschlucken, die eben so stark sind, die sich aber nicht so nachmessen lassen.

Als die Franzosen, im Jahre 1706, Turin drey Monathe belagert hatten, gelang es dem nachherigen Könige Victor Amadeus II. — der zu Moncalier starb — sich mit dem großen Prinzen Eugen, der ihm zu Hülfe eilte als Turin der Uebergabe nahe war, sich zu vereinigen. Jene beiden sollen damahls von dieser Höhe die Stellung der Belagerer betrachtet, und den Plan zur Befrey-

ung

*) Fast eben so viel höher als Clausthal über Göttingen liegt.

ung der bedrängten Stadt gemacht haben; und der König that das Gelübde auf dieser Höhe, wo damals in einer Capelle ein kleines Marien-Bild verehrt wurde, einen schönen Andachts-Ort zu stiften, wenn er gelingen würde. Er gelang vollkommen. Die Franzosen wurden gänzlich geschlagen. Alte französische Nachrichten von dieser Niederlage, die ich bey dieser Gelegenheit nachgesehen habe, berichten umständlich, daß die preußischen Grenadiere, die der nachmals berühmte Fürst von Dessau anführte, zuerst den rechten Flügel der Franzosen durchbrochen, und dadurch den Sieg entschieden haben. Das Gelübde ist im höchsten Grade erfüllet. Die Schönheit und der Geschmack der innern Kirche kommt mit dem Aeussern überein. Der Dom ruht auf acht sehr großen corinthischen Säulen von Marmor. Aber das merkwürdigste ist die Begräbniß-Capelle der Königlichen Familie, die unter der Kirche im Souterrain ist. Nie haben mir Grabmähler so gefallen wie diese. Nichts Grauliches oder nur Feyerliches ist in dieser Gruft; im Gegentheil, sie erregte mir angenehme Gefühle. Die Wände sind ganz von Marmor, sie ist nicht sehr hoch, die Särge könnte man für schöne Meubeln ansehen;

alles ist mit Geschmack verziert, es ist dicht, wöhnlich, warm und wolriechend darin; eine schöne stille Ruhestätte, man möchte darin wohnen. Nur eins hat mir hier mißfallen: es waren einige aus weissem Marmor gebildete Todtenköpfe, denen man goldene Kronen aufgesetzt hatte.

Obwol die piemontesische Sprache ein Gemisch vom Französischen und Italienischen ist, so versteht ein Fremder sie doch nicht, wenn man auch beyde Sprachen inne hat; und sie wird in den Gesellschaften, sonderlich von dem Frauenzimmer gewöhnlich gesprochen, ohne Rücksicht auf die Fremden zu nehmen. Die Ursach warum ein Fremder sie nicht versteht, liegt mit darin, daß die Französischen Wörter zum Theil ausgesprochen werden wie man sie schreibt; man sagt, wie auch in einigen Gegenden von Frankreich, j'a-i, ja-ma-i(s). Die französische Sprache versteht hier zwar Jedermann der einigermaßen Erziehung hat, aber die Ausrede ist unangenehm, nicht wie bey den Savoyarden, sondern ganz mit dem italienischen Accent. Man spricht auch nicht gern französisch, und hat überhaupt, so wie in ganz Italien einen großen Wider-

willen gegen alle Franzosen. Wahr ist es auch, wenn man alle die Kriege bedenkt, welche die Franzosen mit dieser kleinen Nation geführt haben, ohne sie zu überwinden, und alles Elend und Unglück was daraus über die Piemonteser gekommen ist, so wird dadurch einiger National Haß gerechtfertigt. Es scheint auch, daß die Kriege zwischen diesen beyden Staaten nicht aufhören sollen. Man hatte sich wol geschmeichelt, dadurch, daß die Schwester des Königs von Frankreich dem Thronerben von Sardinien verbunden ward, den Frieden noch für eine lange Zeit zu sichern; aber das Unglück führte die Revolution her, und stieß bald diese Hofnung um.

Gelehrte.

Italien ist zwar für die Wissenschaften nicht was es ehemahls war, aber es giebt doch allenthalben ausgezeichnete Männer, die jedem Orte Ehre machen würden. Daß der berühmte Mathematicus la Grange sich hier bildete zeugt schon für Turin. Ich war durch Herrn Tißot den Herren Allioni und Cigna empfohlen, zwey sehr verdienstvollen Männern im medicinischen Fache, und habe mit

Vergnügen ihres Umgangs genoßen, so viel meine Zeit verstattete. Sie wissen es recht wol wie es mit den Wissenschaften bey ihnen aussieht. Olim Italia docebat, sagte Allioni, *) aber er war überzeugt die Zeit werde wieder kommen; in Neapel gebe es vortrefliche Männer und die Einrichtungen in Pavia werden in ganz Italien würken. Die Ursach warum die italienischen Aerzte größtentheils zurük wären liege darin, daß sie nicht studieren und ihre Rechnung dabey fänden den Damen, den Cardinälen und andern großen die Cour zu machen. Beyde sind Profeßoren an der Universität, aber Allioni legte eben, seiner kranken Augen halber, die Stelle nieder, behielt jedoch die Direction des Botanischen Gartens.

Herr Cigna ist nicht blos in seinem eigenen Fache, der Anatomie, bewandert, sondern er hat auch große Physicalische Kenntniße, und hat durch seine vielen Versuche über das Verdunsten der Feuchtigkeiten, über den Tod der Thiere in eingeschloßener Luft, u. s. w. viel Licht verbreitet; wie man das in den Miscelaneis Taurinensibus mit Mehrern findet.

Allioni

*) Eigentlich sagte man vormals wol von Bologna, Bononia docet.

Allioni ist ein wahrer Gelehrter und hat außer seinen bekannten medicinischen Einsichten, große Kenntniße in der Naturgeschichte, wie seine vielen botanischen Schriften bezeugen. Seine Naturalien-Sammlung ist beträchtlich, und er hat eine ansehnliche und auserlesene Bibliothek. Er ist ohne zweifel ein denkender und bedeutender Arzt, der über manche Dinge seine eigenen Ideen hat, und sich mit dem Strome der Schwachen, die jeden neuen Einfall und jedes neue System gleich für ausgemachte Wahrheit annehmen und ausgeben, nicht wegschwemmen läßt.

Er hat große Aufmerksamkeit auf den Puls gewendet, und hält sehr viel darauf; er glaubt die Chineser und einige Spanier haben Recht so viel daraus zu bestimmen. Man sieht auch schon aus seiner 1753. herausgegebenen Schrift über den Friesel, etwas davon. Eine eigene Abhandlung die er darüber geschrieben hatte, konnte er nicht, wegen seiner Augen vollenden. Er sagte mir aus meinem Pulse verschiedene Dinge, die würklich gegründet waren; inzwischen könnte doch mein äußeres Ansehn wol unvermerkt mit auf sein Urtheil gewürkt haben, und ich hätte gewünscht ihn aus dem Pulse im dunkeln urtheilen zu hören bevor

er mich sah. Ich bin sehr wol überzeugt, daß allerdings im Pulse, für einen feinen Beobachter, und für ein zartes Gefühl, mehr liege, als man gemeiniglich darin sucht. Aber ob eben der linke Puls vom Magen und der rechte von der Leber Nachricht gebe, wie Herr Allioni meinte, das wird noch wol zu erweisen seyn. Richtig war es indessen was er mir aus dem linken Pulse von meinem Magen sagte. *)

Das Gesellschaftliche Leben würde unter einer Nation die so viel durchdringenden Geist besitzt große Annehmlichkeit haben, wenn ein wahres gesellschaftliches Leben da wäre. Es giebt, außer bey den Promenaden, und bey den Schauspielen, die damahls geschlossen waren, keine oder sehr wenige Zusammenkünfte, daher bleiben viele Anlagen zum geselligen Umgange unentwickelt. Die Fremden welche ich hier sprach, erklärten die Piemonteserinnen, ob sie gleich nicht dumm wären, für äußerst wenig unterrichtet und uncultivirt, und daher für die Gesellschaft wenig brauchbar. Es muß doch

* In der eben erschienenen Geschichte der chinesischen Gesandschafts-Reise des Sir George Staunton S. 435, wird ein chinesischer Arzt aufgeführt, der aus dem linken Pulse allein, ohne sich um etwas weiteres zu bekümmern, einen Zufall des Magens erkannte; wenn er nicht etwan vorher anderweitigen Bericht erhalten hatte.

doch wol Ausnahmen geben, denn unter den wenigen die ich kennen lernte, sah ich eine, die nie aus Piemont hinaus gesehn hatte, die freylich schon in gewissen Jahren war, aber so gut französisch und italienisch sprach, und so wol unterrichtet war, daß jedermann Unterhaltung bey ihr finden mußte. Hätte ich es in meiner Macht gehabt, sagte sie, so würde ich in meiner Jugend viel gereiset seyn, aber nicht nach eurem Deutschland oder nach England und Frankreich, nicht einmahl nach der nahen Schweitz wäre ich gekommen. Langsam aber hätte ich ganz Italien durchreiset. Ich sah wol daß sie alles kannte was sie sehn und nicht sehn wollte, denn sie wußte nicht nur von allem, was Italien merkwürdiges hatte, Bescheid, sondern sie kannte so gar die Geographie und die Höfe von Deutschland, die sonst mehrentheils den Italienern ganz unbekannt sind.

Die Policey ist vortreflich in Turin, vielleicht geht es damit ein wenig militairisch zu. Dieses sehe ich aber keinesweges als einen Vorwurf an, sondern als ein Lob. Unmöglich kann eine Policey gut seyn, die schlaff ist und langsam verfährt. Die Straßen sind, was man sonst in Italien eben nicht findet,

erleuchtet, die Preise der Lebensmittel sehr mäßig und unter strenger Aufsicht. Die Handwerker sind geschickter und fleißiger als weiter hinunter in Italien. Der Wein ist durchgehends roth, und nicht so vorzüglich als in andern Gegenden von Italien. Der Vin de Nice ist der einzige weiße Wein den ich hier sah; er hat eine Aehnlichkeit mit Champagner und wird auch nur in Bouteillen verführt; zum beständigen Getränke aber wäre er zu stark und zu theuer. Die Früchte, wenn ich die Pfirschen ausnehme, sind vortreflich, und die Trauben laßen sich an Süßigkeit und Wolschmack gar nicht mit den unsrigen vergleichen, selbst die besten Trauben des Pays de Vaud kommen ihnen bey weitem nicht gleich; ich sah hier Stücke die drey bis vier Pfunde wogen, und Beeren davon wie kleine Pflaumen. Daß Herr Roland de la Platiere, der nachherige republicanische Minister in Frankreich, die Piemontesischen Trauben — gegen die französischen — so verachtet, rührte wol daher daß er Anfangs September hier war. Eine kleine angenehm säuerliche äußerlich schöne Frucht fand ich hier in großer Menge, die man Azerole nennt, und die von außen grade aussieht, wie ein rother Apfel in Miniatur, beträchtlich kleiner als

der bekannte sibirische. Sie ist die Frucht einer Art Sorbus, also vom Geschlechte der Vogelbeeren, die bey uns, wenigstens in Norddeutschland, wol schon deswegen nicht in freier Luft fortkäme, weil sie selbst in diesem warmen Lande erst spät reif wird. Das Brod hat schon Rousseau gerühmt, und ich wüste, außer in Brüßel, nicht leicht beßeres Brod irgendwo gefunden zu haben. Man bemerkt dieses noch mehr, wenn man aus der Schweitz kommt, wo das Brod fast durchgehends schlecht ist, weil man mehrentheils nur altes Korn aus den Proviantháusern zu verbacken hat. Fast alle Leute die gute Zähne haben lieben die Rinden vom Brod am meisten, und weil die Piemonteser hierin großentheils glücklich sind, so macht man ihnen ein Brod das ganz aus Rinden besteht. Es hat die Gestalt von Fingerdicken ganz hart gebackenen langen Stöckern, viel dünner wie die flutes in Paris, die man Grissine nennt, und die auf keinem Tische fehlen dürfen, denn viele essen hier kein ander Brod. Ohnstreitig sind die beßern Zähne in den wärmern Ländern zum Theil eine Folge des schönen Clima, wo Verkältungen und Flüße nothwendig seltener sind als bey uns. Allein ich bemerkte doch auch noch einen andern Grund

davon, der in dem verschiedenen Bau der Kinnladen liegt. Fast durchgehends haben die Nordländer, nur nicht die Russen, und vielleicht alle Völker von slavischer Abkunft, engere Kinnladen, als die südlichen Europäer, bey denen diese Knochen einen größern Bogen machen. Folglich sitzen bey jenen die Zähne dichter auf einander, schaden sich schon durchs drücken, aber noch mehr durch das was sich dazwischen fest sezt, und nur die größte unabläßigste Reinlichkeit kann ihr frühes Verderben verhüten.

Sechster Abschnitt.

Reise von Turin nach Genua. Müßiges Leben der kleinen Städte-Bewohner. Vergleichung Niederdeutscher Dörfer mit italienischen. La Bocchetta.

Nach einem Aufenthalte von neun Tagen verließen wir am 6ten November Turin. Von da nach Genua reiset man bequem in zwey Tagen; es sind 15½ Posten. Der Regen hatte sich nunmehro ziemlich eingefunden, und es war mein Glück, daß ich mich in dieser ausgezeichnet schönen Gegend wol umgesehn hatte, denn an diesem ersten Tage der Reise regnete es sehr viel. Doch stört das Regenwetter in Italien nicht alle Aussicht; es giebt da nur sehr wenige Tage an welchen es, wie bey uns im Spätherbst und Winter, den ganzen Tag dauern sollte. Es ist einer von den großen Vorzügen des italienischen Clima, daß, selbst in der

Zeit, wenn das Wasser die ganze Nacht und den größten Theil des Tags vom Himmel herabströmt, man mehrentheils darauf rechnen kann, gegen Mittag ein paar Stunden, zwischen eilf und zwey Uhr, die Sonne und den blauen Himmel zwischen den Wolken durch zu sehen. Selten also wird man einen ganzen Tag vom Genuße der freyen Luft abgehalten. So war es auch auf dieser Reise, und die Sonne, ohne die doch keine Landschaft schön ist, ließ uns noch manchen schönen Blick thun. Sobald man Moncalier vorbey ist, kommt man in die völlige Ebene der Lombardey, deren Boden hier ein fruchtbar gelber mit Lehm gemengter Sand ist. Alles war wol cultivirt, aber, wie eine flache Gegend, eben nicht schön, so lange Regen oder Nebel die Aussicht auf die Berge verdeckte.

Die verschiedenen kleinen Orte, in welchen man die Pferde wechselt bis zu der Stadt Asti haben nichts Merkwürdiges. Wenn man aber noch nicht in Italien gereiset ist, so verwundert man sich über die Menge müßiger Menschen die gleich in jedem der kleinsten Nester zum Vorscheine kommen und den Wagen so umgeben, daß man fast nicht ohne Mühe hinzu kommen kann. Dieses ist nun die Weise durch ganz Italien, es sey Morgen früh

oder bey Tage, so stehn sie da in einen elenden Mantel gehüllet — denn es sind mehrentheils Mannspersonen — und werden nicht müde zu gaffen. Dazu denn unzählbare Arme und Kinder betteln auf eine höchst lästige Weise. Wie dieses eine große Bevölkerung an dergleichen kleinen Orten zeigt, so beweiset es auch Armuth; welches in einem von der Natur so begünstigten Lande, sehr auffällt, und einen unerhörten Müßiggang voraussezt. Gewiß können die Menschen nicht beschäftigt seyn, wenn, an einer so starken Passage, ein Wagen hinreicht, um so viele zusammen zu bringen; man sieht daß sie in ihrer Unthätigkeit einen jeden neuen Gegenstand begierig mitnehmen der die Reihe der gewöhnlichen unterbricht. Ich habe diese Gruppen oft aufmerksam betrachtet. Es waren freylich manche Gesichter darunter, mit zweyen von denen ich mich eben nicht allein in der Einöde eines Gebirges oder Waldes finden möchte. Aber außer solchen spitzbübischen Physiognomien, waren denn auch viele darunter, die das Ansehn hatten zu etwas bessern berufen zu seyn, als zu einer solchen ganz unnützen Existenz, und bey denen man nicht umhin kann zu bedauren, daß so viele schöne Kräfte scheinbar ganz verloren gehn, ohne

zu nützlicher Würksamkeit zu kommen. Sinnreich ist jeder Italiener, und im Durchschnitt ein schärferer Denker und von feinerem Urtheil als die Verwandten anderer Nationen. Manchmal hörte ich daß bey den kleinen Schwierigkeiten, die beym Wagen und Packen leicht vorkommen, irgend einer aus dem Haufen einen so vernünftigen und zweckmäßigen Rath hervorrief, als nur möglich war zu geben. Dergleichen Vorfälle erinnerten mich mehrmahls, an den berühmten Rath eines gemeinen Italieners bey der Aufrichtung des großen Obelisks auf dem Petersplatze zu Rom, ohne welchen er nicht grade zu stehn gekommen wäre. Als er sah, daß die Seile nicht weiter ziehn konnten, indem der Baumeister, welcher diese wichtige Arbeit dirigirte sich nicht vorgesehen, und, in seiner Berechnung das Nachlassen der Stricke nicht in Anschlag gebracht hatte, gab er mit einem Worte Aushülfe, indem er rief: Acqua! — Der Baumeister verstand den Wink; man besprengte die Seile, sie verkürzten sich, und das prächtige, eine Million Pfund schwere, siebenzig Fuß hohe Granit Stück, stand plötzlich an seiner Stelle, wo es nun seit zweyhundert Jahren eine der größten Zierden Roms ist. Eins von den Dingen aber, wozu die Italiener

durch-

durchaus kein Genie und keine Anlagen haben, und worauf es doch den Reisenden sehr ankommt, das ist das Pferde- und Fuhrwesen und alles was die Engländer unter der Rubrik von horsemanship begreifen. Man bewundert mit Recht ihr mechanisches Genie, die große Einfachheit ihrer Maschienen, und die Anschlägigkeit sich dabey zu helfen; aber linkischere Reuter und elendere Postillions habe ich noch nicht gefunden. Deswegen getrauet sich auch kein Postillion mehr als zwey Pferde zu führen, und wo sechs Pferde vorgespannt werden, da hat man deren drey zu bezahlen. Demohngeachtet würde man öftern Unglücksfällen ausgesetzt seyn, wenn nicht die herrlichen Wege fast durch ganz Italien dieses verhüteten.

Asti, die erste Stadt im Herzogthum Montferat, ist ein artiger und ziemlich großer Ort am Tanaro, und das Wirthshaus zur rothen Rose, ist so gut, so reinlich, hat so gutes Hausgeräthe, und die Bewirthung darin so vorzüglich, daß man es nicht in jeder Stadt von Deutschland so findet. Die Zimmer waren alle gewölbt, welches in der heissen Jahrszeit viel werth ist, und diese Decken al Fresco ganz leidlich gemahlt. Die Stadt ist befestigt und hat einige hübsche Kirchen und an-

sehnliche große Palläste. Weil der Regen gegen Abend sehr stark wurde, so blieben wir in der letzten Stadt der Sardinischen Staaten gegen Genua, der bekannten und wichtigen Festung Alessandria.

In der Hofnung des Abends in Genua zu seyn fuhren wir am 7. November früh aus Alessandria. Ohne frisches Vorspann kommt man von da sogleich nach Novi, der ersten Stadt im Genuesischen Gebiete, welches zwey und eine halbe Post entfernt, und eine der längsten Stationen ist die mir noch ausser Deutschland vorgekommen war.

Man bleibt auch auf diesem Wege beständig in der Ebene, und der Boden bleibt immer der gelbe Sand von gestern. Die Cultur ist sehr gut, aber dem Auge bringt es wenig Vergnügen. Man fährt beständig zwischen regelmäßig abgetheilten Stücken Landes, die entweder durch eine Reihe lang aufgeschossener einzelner und sparsam stehender Bäume ohne Schatten, oder durch etwas niedriges Buschwerk geschieden werden. So ordentlich dieses ist, und so nützlich es seyn mag, so wird es doch höchst langweilig wenn man stundenlang immer dasselbe sieht, und nichts was dieses Einerley unterbricht. Die Bewohner dieser Gegend haben

ihre

ihre Häuser einzeln herum auf dem Lande verstreuet, und diese fallen nichts weniger als angenehm ins Auge. Sie sind von einem grauen erdfarbigen — vermuthlich nicht gebrannten — Ziegel, oder Lufttrocknen Thone gebauet, und stehen da ganz frey und nackt auf dem Felde, ohne auch nur eine Spur von einem Baume oder von Schatten um sich her zu haben. Manchmal erstreckt sich ein solches Mauerwerk noch eine Strecke vom Hause ab, welches das Gebäude eben nicht verschönert. Wie viel angenehmer als solche Wohnungen, dachte ich oft, sind unsre Dörfer in Niederdeutschland, sonderlich in den bergigten Gegenden, aber selbst noch in den lüneburgischen und bremischen, seltner in den westphälischen Haiden, wenigstens von aussen anzusehn. Würklich hat man Ursach die Niederdeutschen auf diese ländlichen Schönheiten aufmerksam zu machen, denn man findet es nicht allerwärts so. Schon in Oberdeutschland, ebenfalls in der Schweiz, in ganz Italien, in England und Frankreich, haben durchgehends die Dörfer zu sehr ein städtisches Ansehn, nicht das Ländliche der unsrigen. Jene sind mehr in Reihen gebauet, näher an einander, ohne Bäume um die Wohnungen, ohne die Attributen des Landbewohners, ohne das etwas auf

Ackerbau und Viehzucht hinwiese. Nichts aber mißfällt dem Auge mehr als solche kleine ärmliche Nachahmungen einer Stadt.

Mehr ländliche Schönheit und Anmuth hat von Aussen ein niederdeutsches Dorf, in welchem auf grünen, unregelmäßig eingeschloßenen Bauerhöfen die Gebäude und Wohnungen mit hohen Bäumen untermischt in mahlerischer Unordnung durch einander liegen, zwischen welchen das Kirch-Thürmchen sich über alles erhebt, und Gärtchen, Wiesen und ein Bach das Gemählde vollenden. Durch den Contrast werden solche Dörfer noch schöner in den großen Haiden, wo ihr Grün das Auge wieder erquicket, nachdem es lange auf dem braunen Haidekraut mit Unlust verweilt hatte.

Um Novi fängt die Gegend wieder an hüglich zu werden, weil man nun wieder am Fuße der Berge ist, nemlich an der Kette der Appenninen, die sich weiter westlich an die Meeralpen schließt. Diese Stadt ist die erste im genuesischen Gebiete, und man spürt es sehr, daß hier die vortrefliche sardinische Postordnung aufhört. Nicht allein muß man die Pferde theurer bezahlen, und wird dafür schlechter gefahren; sondern es wurden auch ohne hinlänglichen Grund sechs Pferde vorgespannt;

denn

denn die Wege waren gut und die Erhebungen unbedeutend.

So wie wir uns den Bergen näherten, klärte das Wetter auf, und unser Uebergang über diese Höhen geschah im Sonnenschein. Ein bekannter rußischer Herr, der uns begegnete, und der eben von Genua kam, entzückte uns mit der Beschreibung des milden Himmels den er in Genua gefunden hatte, und den Kranke meistens so sehr suchen.

Wir näherten uns dem Bette eines Wassers, welches von dem Regen der vorigen Tage, der nun aus den Bergen herabstürzte, angelaufen und reissend war, und wohindurch wir fahren mußten. So wie wir näher kamen, sah ich sechs höchst lumpige barfüssige Kerle auf den Wagen losspringen, die, wenn sie bewafnet, und wir nicht eben so stark an Mannspersonen gewesen wären, uns hätten erschrecken können. Aber sie gaben uns bald ein unverdächtiges Zeichen ihrer friedlichen Absichten. Indem sie so neben dem Wagen waren, ließen sie alle sechse im Laufe ihre ganze untere Kleidung, die ihnen freylich nur wenige Bedeckung gab, auf die Erde fallen und da liegen, so daß sie nun in ihrer schmutzigen Nacktheit, ganz unbefangen, neben dem

Wagen her liefen. Der Strom dieses Wassers ist zuweilen nach einem Regen so reissend, daß die Kutschen Gefahr laufen, davon umgeworfen zu werden, und um dieses zu verhüten, kommen diese Leute aus dem nächsten Dorfe her, um für eine Belohnung an beyden Seiten des Wagens durchs Wasser zu gehn, damit sie ihn aufrecht halten, wenn er kippen sollte.

Zwischen Novi und der nächsten Post sieht man mitten in einer Ebene die genuesische Bergfestung Gavi auf ihrer Höhe sich sehr schön zeigen, und ein hübsches Städtchen darunter liegen. Diese nächste Station heißt Voltagio, und hier spannte man acht Pferde mit vier Postillions vor, weil wir nun den großen Uebergang über die Berge und durch den berühmten Paß, la Bocchetta, (das Mäulchen) vor uns hatten. Allein dieser so wichtig vorgestellte Uebergang ist an keiner Stelle mit solchen Orten des savoyischen Weges zu vergleichen, wo man uns beständig noch mit vier Pferden führte. Erinnern thut man sich wol bey diesem Uebergange über die Apenninen an Savoyen; man fährt auch hier eine lange Zeit in einem Thale, worin ein Fluß herabfließet, es zeigt sich einiges Felsenwerk; so wie man höher kommt, sieht man keinen Weinbau

mehr, und es wird auch ein wenig kälter. Aber alles ist doch nur Savoyen in Miniatur, was dort drey Tage dauerte das dauerte hier drey Stunden, und weder hohe Klippen noch fürchterliche Abgründe sind zu sehen. Auf der größten Höhe war es nicht wild sondern blos öde. Ein kleines Buschwerk, nicht höher als Haidekraut, bedeckte die Hügel.

Die Bocchetta ist da wo die Höhe gegen Genua zu abhängig wird. Der Paß ist eng, und ich will wol glauben daß, vermittelst der Schanzen die hier sind, ein kleines Corps eine ziemliche Armee zurückhalten könnte; ein Wirthshaus liegt da, wo man die Pferde ein wenig erfrischet nachdem sie den Berg erstiegen haben. Wir kamen eben an als die Sonne ins Meer gesunken war, denn hier sieht man nun über die vorliegenden Berge weg, frey und weit ins mittländische Meer hinein. Hier befriedigte ich also meine Sehnsucht zuerst die ich so lange hatte dieses Meer zu sehen, an welchem man in der Jugend so unzähliche mahle im Geiste ist, weil es der Mittelpunkt war, um welchen herum fast alle merkwürdigen Begebenheiten der Vorzeit geschehen sind. Einige Reisende versprechen, daß man von dieser Stelle auch Genua sehe. Obgleich

es noch sehr helle war, und ich etwas in die Höhe stieg danach zu suchen, denn mich verlangte diese merkwürdige Stadt, das Vaterland des Columbus, des Andreas Doria, der Spinola und anderer, schon von ferne zu sehen: so ließ sich doch nichts erblicken. Ich fand zwar einige Gebäude, aber nicht Genua, welches man auch nach seiner Lage wol schwerlich hier sehen wird, man müßte denn noch viel höher steigen. Aber ich sah über das Meer weg hohe blaue Vorgebürge, die ich beym ersten Anblicke, weil sie jenseits des Wassers zu liegen schienen, und ich die Entfernung nicht so schnell erwog, nicht für ein Stück vom festen Lande Italiens hielt, wie es doch war. Vermuthlich war es eins von den westlich liegenden Vorgebürgen des Golfs, welches eben wegen der Krümmung des Meerbusens, da die Aussicht grade auf Westen gerichtet war, in der anfangenden Dämmerung aus, sah, als ob es jenseits des Meeres läge. Eine halbe Stunde früher hätte ich dieser Aussicht genießen, und dann die Sonne darüber untergehen sehn mögen.

Weil es zu spät wurde, um noch in die Stadt zu fahren, so blieben wir auf der letzten Station zu Campomarone am Fuße der Bocchette, wo man ein sehr gutes Wirthshaus findet.

Siebenter Abschnitt.

Genua. Vorerinnerung, die Revolution dieses Staats und das Revolutionswesen betreffend. Via Cambiaso. Landhäuser vor Genua. Lage der Stadt. Das Innere derselben. Ihr Clima. Bauart. Reinlichkeit. Pracht der Palläste. Gesellschaftliches Leben. Villegiatura. Reichthum. Lage der Wissenschaften. Aerzte. Häuser der Fremden. Schauspiele. Cicisbeatur. Gegend um die Stadt. Armenanstalten. Kostrum.

Genua.

Die Begebenheiten unsrer Tage gehen so schnell, daß man kaum Schritt mit ihnen halten kann. Als ich das folgende über Genua schrieb, war dieser Staat noch in der Verfassung, worin ich ihn gekannt hatte *). Jetzt da ich die Arbeit dem Drucke über-

*) Das meiste in diesem Bande enthaltene wurde im Winter 1795-96 geschrieben. Es hat sich seit der Zeit grade in den Gegenden, wovon die Rede ist, so vieles verändert, daß Grund genug vorhanden gewesen wäre, das Ganze mit Hinsicht auf jene Veränderung noch einmal wieder überzuarbeiten. Aber das war mir nicht möglich. Und wer hätte mir auch dafür bürgen können, daß nicht, wenn ich fertig war, abermals was neues entstand. Hin und wieder sind jedoch auch im Vorhergehenden, Stellen eingeschoben, die sich auf neuere Begebenheiten beziehen. Wegen des anachronistischen, was hieraus entsteht, muß ich Entschuldigungen machen. Der letzte achte Abschnitt jedoch ist später geschrieben.

übergeben will, ist ihm nichts mehr von seiner alten Gestalt und von — seiner Glückseligkeit übrig. Denn man wird sehen, daß ich ihn für einen der glücklichern hielt, ob ich gleich darin nicht, so wie überhaupt in keiner mir bekannten Republik hätte leben mögen.

Es giebt so viele Menschen, die noch immer verlangen, daß man dieses Revolutioniren für eine glückliche Begebenheit ansehen solle, oder doch wenigstens als zum Glücke hinführend. Aber ich habe es immer für das gröste Unglück angesehen was einem Lande widerfahren kann, und halte es noch dafür.

Wenn man Orte und Gegenden, ihre Besonderheiten, ihre Einwohner, und vollends einzelne Menschen die da leben, genau gekannt hat: so machen unglückliche Veränderungen in denselben einen tiefern Eindruck, als wenn man die Länder blos historisch kennt. Ich gestehe es, was seit wenigen Monaten von Genua bis Bologna, und von da bis Rom vorgegangen ist, hat mich schmerzlich gerührt. In allen diesen Ländern wurde unläugbar eine große Summe von Glück genossen, wenn auch vieles darin hätte besser seyn können. Wie schrecklich jetzt alles darin zustehe, das weiß

jeder-

jedermann. Das einzige Venedig hat ein Glück gehabt, das in diesen Zeiten, wo es fast nur Unglück giebt, außerordentlich ist. Das venetianische Volk war im Ganzen bey weitem nicht so glücklich, wie das genuesische, und jetzt ist es durch einen plötzlichen und seltsamen Wechsel der Dinge, auf einmal ohne allen Vergleich glücklicher. Denn, daß es ausgeplündert ist, das kann man heutiges Tages nur für ein kleines Uebel rechnen, da das Unglück damit gleich seine Endschaft erreichte.

Wer einen ernsthaften Blick auf den jetzigen Zustand von Europa wirft, der muß sich entsetzen, zu sehen, mit welcher fürchterlichen Wuth der französische Krebs um sich frißt.

Die europäische Polizey hat gewußt die Pest aus der Christenheit zu verbannen, und uns dadurch von einem schrecklichen Uebel befreyet. Aber die neuen Franzosen haben uns statt dessen mit einem viel fürchterlichern wieder beschenkt, gegen welches man die rechten Verwahrungsmittel noch nicht anzuwenden versteht. An Dauer und Folgen übertrifft diese neue Seuche, dieses neue mal Francese, werden es die Italiener nennen, bey weitem die Pest. Das einzige Glück ist noch, daß sich diese gräuliche Landplage bisher außer Frankreich

noch

noch nirgends hat entwickeln oder nur erhalten können, wenn ihr nicht die französischen Waffen den Rücken hielten. Und dieses fürchterliche Uebel nennen die Franzosen ein Glück, legen ihm den schönen Namen der Freyheit bey, dringen es den Völkern auf, und — lassen sich ungeheuer dafür bezahlen.

Wir haben gesehen, wie gern die Venetianer das kostbare Geschenk ihren Philantropen zurückgaben, nachdem sie schon unermeßlich dafür geopfert hatten. Wir habengesehen, wie sehr die Cöllner und Coblenzer wünschten und baten, daß dieser Kelch vor ihnen übergehe, daß sie von dieser Freyheit verschont, und unter ihrer bisherigen Regierung bleiben möchten. Wie gern würden alle die sogenannten freyen unter der Vormundschaft der Franzosen jetzt schmachtenden Völker, von Holland bis nach Rom, diese elende Freyheit zurückgeben, nachdem sie ihnen Mark und Blut ausgesogen hatten, wenn sie jetzt nur noch wieder in ihren vorigen Zustand kommen könnten.

Man wird es doch jetzt ohne Bedenken sagen können, daß es ein Unglück für ein Volk sey, revolutionirt zu werden, seitdem die Regierer der Franzosen nunmehr die Maske gänzlich abgelegt, und sich mit einem so groben Despotismus, und

mit

mit so verworfenen Grundsätzen bewaffnet haben, wie sie das christliche Europa noch nie sah. Sie treten doch jetzt unläugbar die Wahrheit bey jeder Gelegenheit öffentlich mit Füssen, und sprechen unverschämt allem dem Hohn, was zu jeder Zeit allen Völkern ehrwürdig und heilig war.

Es wäre ein großer Trost bey der allgemeinen Zerrüttung, wenn sich absehen liesse, daß auch nur erst mit der Zeit daraus etwas Gutes erwachsen könnte. Aber so weit Menschen Augen reichen, ist dergleichen nicht zu erwarten, weder in Frankreich, noch in den mit Gewalt revolutionirten Ländern. Die ganze Wahlorganisation, wenn sie auch nicht von der regierenden Faction geleitet würde, ist an sich schon so eingerichtet, daß immer die Ränkemacher, die intriganteſten, und die sich am besten auf niedrige Mittel und Cabale verstehen, also die schlechtesten und unwürdigsten zu Regenten gewählt werden müssen *). Die bessern Bürger enthalten sich sogar

fast

*) Nur die Begüterten, sonderlich die Landeigenthümer, haben, in der Regel, ein wesentlich gegründetes Interesse an dem Wohle des Staats, und die Mittel sich Einsichten zu verschaffen. Derer die nichts haben als ihre Haut sind mehrere. Wenn diese gleiches Stimm-Recht haben, so fällt ihnen das Uebergewicht zu; man weiß aber wie sie geleitet werden und wie folglich die Wahlen ausfallen müssen.

fast durchgehends der Wahlen, aus Furcht vor dem Despotismus der Regierer; kaum der vierte Theil der Wähler findet sich ein. Und das nennt man Volksrepräsentation, auch wol Souveränität des Volks!

Alles ist bey der Wahleinrichtung auf progeniem vitiosiorem (noch gottlosere Nachfolger) ganz richtig berechnet. Und wie darf auch eine solche Regierung wünschen, daß ihr eine bessere folge, von der sie ohne Zweifel Ahndung zu fürchten hätte? Denn wie wäre ihre Verwaltung der Finanzen, die ohne alle Controle ist, zu verantworten; wie die fürchterlichsten Eingriffe in die so oft beschworne Constitution?

Eine wenig bemerkte Thatsache, welche die französischen Regierer ganz besonders und sehr ungünstig charakterisirt, ist, daß überall umher die schlechtesten Menschen für sie gestimmt sind, sich an sie hängen, und von ihr aufgenommen werden. Verräther des Vaterlandes, gesetzmässig verbannete, den Strafen entronnene, Verbrecher jeder Art fanden immer bey ihnen die wärmste Aufnahme.

Aus so unreinen Händen konnte wol für die Länder von welchen ich hier rede, nichts gutes oder glückliches hervorgehen. Mängel haben alle menschliche

liche Einrichtungen; auch die vernichteten italienischen Staaten hatten dergleichen. Solche Mängel oder auch Mißbräuche, werden von den Franzosen und ihren Sachwaltern mit Fleiß aufgesucht, nnd mit großem Geräusche zur Sprache gebracht. Diesen wollen sie abhelfen. Aber was geben diese Philantropen dafür wieder? Sie geben dafür wieder: mehr als orientalischen Despotismus, denn dort übt ihn nur einer, hier viele; die vollkommenste Willkührlichkeit derer die die Macht in Händen haben; die vollkommenste Unsicherheit für Gut, Freyheit und Leben; eine bisher noch nie erhörte Strenge, und einen Zwang, wie man ihn noch nirgends kannte; den gewaltsamsten Preßzwang; Stillschweigen alles Rechts; Plünderung aller Güter des Staats nnd aller wohlhabenden Einwohner; Erpressungen aller Art unter dem Titel von Requisitionen, die sich ohngefähr auf alles erstrecken, was der Mensch besitzt, auch sogar auf die Person des Menschen selbst. Dienste werden ohne Lohn gefodert, wie sie noch nie ein Sclave leisten mußte. Indem sie hierdurch Mangel, Armuth, Kummer, Noth, Verwirrung und Drangsal jeder Art, und durch dieses alles, Bitterkeit, Mißmuth und Verzweiflung über ganze Völker bringen;

gen; so vernichten sie damit ihr ganzes Glück, selbst bis auf ihre Sittlichkeit. Und nun spottet man noch dieser armen Menschen, indem man ihnen bey aller Gelegenheit zuruft: ihr seyd frey! erkennet euer Glück! Ihr seyd die wahren Kinder der Freyheit! — Das ist es, was man die Souveränität des Volks nennt; das ist es, was der jetzige Franzose hinbringt wo er kommt; das ist seine fürchterliche Cur, womit er kleinen Beschwerden abhilft. Wiewol sie offenbar alles dieses Unglück und Elend blos aus interessirten Absichten anrichten, wie wol sie sich ihre Höllengaben auf eine unmäßige Weise bezahlen lassen, so behaupten dennoch diese ausgelernten — Philantropen mit der größten Unverschämtheit: sie handeln blos aus Humanität.

Wenn aber das doch wirklich sehr großes Unglück ist; so ist es nichts desto weniger aus vielen Aeußerungen unläugbar, daß es die Absicht der Franzosen sey, dieses Unglück über ganz Europa zu bringen *). Es ist bey ihnen unläugbar der Gedanke einer neuen Universal — nicht Monarchie — son-

*) Man sagt es insonderheit dem Buonaparte nach, daß er von diesem unseligen Projekt sehr eingenommen sey.

sondern Despotie aufgestiegen. Sie denken sich in Paris ein neues Rom zu sehen, dessen Brigaden, statt der ehemaligen Legionen, die übrige Welt unterm Joche halten, und den Tribut eintreiben sollen. Und es wäre ein Wunder, wenn ihnen ihre Absicht fehlschlüge, da man fast überall, ausser jedoch in England, alles thut, was man nicht thun müßte, um diese Plane zu befördern.

Diese Quacksalber geben vor, sie wollen ganz Europa von seinen vermeinten Gebrechen heilen, und können doch mit ihren Mitteln, die weit schlimmer sind, als die Krankheit, sich selbst nicht helfen. Man betrachte nur den innern Zustand von Frankreich, und urtheile. Wer sollte nicht denken, das Land müßte reich und seine Finanzen blühend seyn, nachdem es die Reichthümer so vieler Länder an sich gezogen hat. Allein es sind nur wenige, in deren Hände dasjenige von diesen Reichthümern kam, was nicht gleich verstreuet wurde. Das Volk ist arm, und die Finanzen in dem elendesten Zustande. Die Kosten der jetzigen Regierungsverwaltung sind weit grösser, als ehemals die der königlichen Regierung. Wodurch jedoch hauptsächlich die öffentlichen Einkünfte verschleudert werden, das mögen diejenigen am besten wissen,

durch deren Hände sie gehn; aber gewiß ist es, daß weder die Kriegsleute noch die Civilbedienten ihren Sold erhalten. Wenn man nur ohngefähr die Zahl der Millionen berechnet, welche die Franzosen aus Holland, Deutschland, Italien, und durch Drohungen selbst aus der Ferne von ihren guten Freunden gezogen haben; wenn man erwägt, wie viele reiche Länder sie arm gemacht haben um sich zu bereichern, und sie denn doch in so traurigen Umständen sieht: so liegt die Erinnerung an die sieben magern Kühe des Pharao sehr nahe.

Wie den bösen Genien der Fabel, ist den Franzosen das leidige Vermögen gegeben, überall auswärts Uebel und Unglück herum zu tragen, aber versagt ist es ihnen, Glück daraus nach Hause zu bringen. Denn mitleidenswürdig ist der innere Zustand von Frankreich. Von Handel und Gewerbe ist nicht die Rede. Arm und immer noch beraubt, unter einem eisernen Zwange, voll Mißtrauen, Unzufriedenheit und Erbitterung, immer zum Aufstande bereit, aber beobachtet und bedroht, von allen Seiten umringt von Gefahren aller Art, wendet sich das Volk nach der Seite hin, wo es die wenigsten Hindernisse findet. Es ergiebt sich, nachdem man ihm vollends den mächtigsten und

einzig ausdaurenden Beweggrund zur Tugend, die Religion genommen hat, *) der höchsten Sittenlosig-

U 2 keit

*) Liebhaber des Kantischen Systems dürfen das angebliche höchste Moral-Princip, oder den so genannten categorischen Imperativ, dieses Gelehrten, das alle unmittelbare Rücksicht auf das höchste Wesen überflüßig machen will, hier, wo von Führung ganzer Völker die Rede ist, nicht einwenden. Wer dasselbe auch, nachdem er alle seine Seiten wol betrachtet hat, dennoch für das höchste Sittengesetz anerkennen kann, der muß doch schlechterdings einräumen: daß es nur wenigen begreiflich gemacht werden, und bey noch wenigern in Handeln übergehe, daher keine ausgebreitete practische Würkung haben könne; also schon dieserhalb virtualiter für die vernünftigen Menschen insgesammt gar kein Imperativ, am wenigsten ein categorischer sey. — Man predige jezt den moralisch verwilderten Franzosen Kants Lehre, und sehe was es würken wird. Herr Kant hätte deswegen sich entsehn sollen, andere Motive zur Tugend, die dem Menschen und seiner Lage offenbar besser anpassen und schon erprobt sind, die er hypothetische nennt und zu seinem Vortheile nicht in ihrem rechten Gesichtspunkt stellt, so herabzusetzen wie er gleich Anfangs (Grundleg. zur Metaphys. der Sitten) zur Ungebühr that.

Eigentlich ist das ganze Fundament des Kantischen Gebäudes wenig anders und nichts besser, als die immer unfruchtbar gebliebene Lehre derer, die lange vor ihm sagten, man müsse die Tugend lieben um ihrer selbst, um ihrer eigenthümlichen Vortreflichkeit und Schönheit willen —

Oderunt peccare — virtutis amore.

In der Tendenz treffen beyde (in so fern von den neuern Bekennern dieser Philosophie die Rede ist) auf einen leicht zu erkennenden Punct genau zusammen.

keit und allen Lastern. Mord, Räubereyen, Diebstähle, Betrug, Völlerey, Spielsucht, Liederlichkeit, Ehescheidungen, Prassen der Reichen, kannte man nie zu dem Grade in Frankreich. Dieses gesteht man öffentlich in den Rathsversammlungen ein, und fragt nach Mitteln dagegen. Die Jünger des Voltaire hätten doch hierüber bey ihrem Meister Auskunft finden können *). Die Franzosen hatten ehemals mit Recht den Ruhm der Arbeitsamkeit, Mäßigkeit und Höflichkeit; sie beobachteten eine gewisse Wolanständigkeit, sonderlich gegen das weibliche Geschlecht. Diese guten Eigenschaften sind durch ihre republikanische Widergeburt von ihnen gewichen, ohne Ersatz, so viel man weiß. Wenn es nicht ohnehin bekannt wäre, so bezüchtigen sie ihre eigenen Journale jetzt, und sonderlich den jüngern Theil, des Müssiggangs, des Fressens und Saufens, der Unbescheidenheit, und selbst der gröbsten Unverschämtheit gegen die Weiber, des Trotzes gegen alle übrigen, aber der kriechendsten Demuth und aller Merkmahle der tiefsten Feigheit gegen die Patrioten — das ist die regierende Faction.

Aber

*) Man sehe oben S. 25. was Voltaire hierüber sagt.

Aber was ließ sich auch Gutes für Frankreich aus den Händen solcher Leute erwarten, wie seine jetzigen Regierer sind? Obscure Menschen von verworfenen Grundsätzen, denen für eine Zeitlang eine noch unfeste Regierung in die Hände fällt, schaffen nie etwas besseres. Weder aus Religions-Grundsätzen, noch Gewissens halber, noch aus Ehrgeiz, noch wegen ihres Namens, noch wegen ihrer Familien und deren Besitzungen, noch wegen ihrer Nachkommen, liegt ihnen daran, daß der Staat wahrhaft glücklich sey. Sie handeln immer nur für den Augenblick, immer nur aus egoistischen Rücksichten; après moi le déluge ist ihr Waidspruch. Sich und ihre Faction oben zu erhalten, das bleibt für solche immer das erste und hauptsächlichste Augenmerk; und dem opfern sie alles auf. — Lange dauern kann zwar ein solches Unwesen wohl schwerlich, wenn es nicht allgemein wird, aber vorerst ist doch das Unglück was daraus entsteht, unermeßlich.

Ein jeder mag immerhin die schrecklichen Begebenheiten dieser Zeit nach seinen Begriffen, nach seinen Wünschen oder Absichten beurtheilen. Ich glaube vollen Grund zu finden die Revolutionen, welche unter der Vormundschaft der Franzosen, die

Gegenden betroffen haben von denen hier die Rede ist, für ein sehr großes Unglück anzusehn und nicht für ein Glück, wie man uns glauben machen will. Es ist sehr zu wünschen, daß andere noch bedrohete Länder damit verschonet bleiben mögen. Aber es ist auch zu wünschen, daß die Cabinetter thun mögen was noch in ihrer Macht steht, um es zu verhindern. Denn wer will läugnen daß sie, das einzige englische ausgenommen, diese so äusserst wichtige Sache, nicht immer, nicht standhaft und fest im richtigen Gesichtspunkte sahen. Oder vielleicht verstand man die Kunst, ihnen diesen Punkt bey Gelegenheiten betrügerisch zu verrücken. Immer wurde die alte für jetzige Zeiten ganz unbrauchbare Hauspolitic, und bey andern ein kleinliches merkantilisches Interesse zum Ziele genommen. Immer sah man ruhig, vielleicht gern, zu, wenn der Nachbar geschwächt wurde, oder fiel, und bedachte nicht, daß bey einem so offenbar gemeinschaftlichen Feinde aller, der Nachbar — eine gute Schutzwehr ist, und wenigstens eine freye Seite giebt. Wenn die Franzosen ihre ganze Kraft gegen einen der Alliirten wandten, so sahen die andern immer, anstatt in dem Augenblicke mit verdoppeltem Eifer zu agiren, ruhig und geduldig zu, bis

bis er überwältigt war, bedachten nicht, daß nun auch die Reihe an sie kommen werde.

Aber für die unglücklichen Staaten, über welche nun einmahl das Gericht der gewaltsamen Verkehrung ergangen ist, läßt sich so weit man jezt sieht, und ohne unerwartete Vorfälle, an keine nahe Erlösung denken. Nicht leicht wird einem davon das Glück zu Theil werden, was Venedig fand. Ganz besonders bedaure ich dieses von Genua, und ich glaube, daß mein Bedauren durch das nachfolgende gerechtfertigt sey. Leider! muß von vielen im folgenden vorkommenden Dingen, statt es ist, gelesen werden: es war.

Als wir am folgenden Vormittage, den 8. November, vollends nach Genua fuhren, sah ich, daß wir Unrecht gehabt hätten in der Dunkelheit zu dieser Stadt zu kommen, denn die Annäherung zu derselben ist unglaublich schön. Von allen Städten die ich gesehn habe, kündigt sich keine so schön an wie Genua von dieser Seite, wegen der unzähligen hier liegenden, zum Theil prächtigen, zum Theil schönen Landhäuser und Casini. Weil dieses der

einzige Weg ist auf dem man mit Wagen sich Genua nähern kann, so hat sich natürlicher Weise alles was der Landlust genießen wollte, und nicht zu Fuße bergan dahin klettern mochte, um so mehr nach dieser Seite zu angebauet, da dieses Thal worin die Polcévera fließt, an sich schon angenehm ist.

Via Cambiaso.

Vormals war dieser einzige Fahrweg sehr schlecht, zuweilen gefährlich und häufig gar nicht zu passiren. Im Grunde war er nichts anders, als das Bette der reissenden, oft fürchterlich von den Bergen herabstürzenden Polcévera, voller Steine und Löcher. Sie veränderte oft ihren Lauf, man mußte häufig durch den Fluß, um an die andre Seite zu kommen, und konnte folglich leicht in tiefe Stellen gerathen; manche kamen darin um. Die Regierung hatte immer einen Weg bauen wollen, immer Schwierigkeiten gefunden, und nie einen gebauet. Endlich kurz vor der Zeit als ich in Genua war, hatte ein patriotischer Particulier, ein Cambiaggio, das Unternehmen ausgeführt, was der Regierung zu schwer schien. Er ließ an den Höhen her, freylich mit sehr großen Kosten, eine

der schönsten gewiß anderthalb deutsche Meilen lange Straße bauen, die man irgendwo finden kann.

Ist es nicht höchst sonderbar, daß eine so reiche und mächtige Handelsstadt, die Königreiche besaß, und so wichtige Kriege führte, die, an dem Beyspiel der alten Römer, täglich vor Augen sah, was man in Absicht auf Wege leisten könne, es seit so vielen Jahrhunderten ertrug, nicht eine gute und sichere Communication mit dem übrigen Italien zu haben? Die Quelle ihres Glücks, der Handel hätte ohne Zweifel dadurch gewonnen, und am Ende war keine größere Anstrengung dazu nöthig, als die in drey Jahren ein einzelner vermögender Mann zu machen im Stande war. Die Genueser waren des Uebels gewohnt und dachten daher, es müsse so seyn. Und das allein erklärt die Fortdauer so mancher sonst unbegreiflichen, leicht abzuändernden Beschwerden an so manchem Orte. Unsre Vorfahren ertrugens, wir habens so lange ertragen, so mag es auch — da doch überall gegen Verbesserungen Schwierigkeiten aufsteigen — beym Alten bleiben.

Anstatt daß man sonst mit Gefahr, langsam und zerstossen von Campo Marone nach Genua kam,

und nach Regengüßen zuweilen mehrere Tage liegen bleiben mußte, so rollt man jetzt sicher, geschwind und gemächlich in zwey kleinen Stunden hinab. Dankbarlich hat indessen der Staat nachher die Wohlthat erkannt. Dieser neue Weg führte den Cambiaso zur Ehre eines Doge, man setzte ihm dafür eine Statue in dem Rathssaale, und der Weg hat für immer den Namen Via Cambiaso erhalten, wenn die Revolutionsmeister, die alles besser verstehn, gut finden, ihm denselben zu lassen.

In allen Vertiefungen und an allen Anhöhen dieses Thals, das voller Biegungen ist, liegen nun die Landhäuser aller Art dicht bey einander in großer Menge.

Einige sind sehr prächtig, Pallästen ähnlich, haben Vorhöfe und ein Ansehn von etwas Großem; andere sind kleiner und niedlich, aber doch fast ohne Ausnahme gut und mit Geschmack gebauet. Aber alle zusammen sind ganz sonderbar bunt vermahlt, grau, roth, grün, gelb, blau durch einander. Dieses ist zwar geschmacklos; aber ich glaube doch daß es beytrage, dem ganzen Gemählde dieser Landscene und zwischen dem Grün durch, ein so außerordentlich lebhaftes Ansehn zu geben. Die Gärten daneben sind, wie man das von dem unebenen Bo-

den

den erwarten kann, meistens nur klein, viele bestehen fast nur aus Terrassen, die den Anblick sehr verschönern.

Nachdem man sehr lange zwischen allen diesen Landhäusern gefahren ist, kommt man an eine wolgebaute Vorstadt, St. Pietro d'Arena, und fährt eine Weile an der See her. Plötzlich beugt man bey dem großen Leuchthurm um eine Ecke, und sieht nun auf einmal ganz Genua um seinen Golf herum am Wasser her in einem Halbzirkel liegen, und sich amphitheatralisch bergan erheben. Die beyden Moli streckt es wie Arme ins Meer, und bildet dadurch den schiffreichen Hafen. Schöne große Gebäude und Palläste ragen in Menge über die niedrigern am Ufer gelegenen so hervor, daß man ihre Façaden erkennt. Wo die eigentliche Stadt nach der Höhe zu aufhört, da fangen Gärten, kleinere Kirchen und Gebäude, und Weinberge an, und auf den Spitzen der Anhöhen sind Wachthürme, die auf die türkischen und andre barbarische Schiffe achten müssen, mit welcher die Republik in beständigem Kriege ist. Die Lage von Genua ist wunderschön. Die Gegend umher ist freylich bey Neapel um vieles besser, denn hier fehlt alle ebene und weitere Aussicht; wenn aber von der Situation

der

der Stadt allein die Rede ist, so ziehe ich den Anblick von Genua von der Seeseite dem von Neapel fast noch vor.

Palazzo Corega Strada Nuova

Genua heißt von langen Zeiten her, la Superba. Wenn man die beyden berühmten Straßen, Strada Nuova, und Strada Balbi sieht, die aus lauter Pallästen von purem weislich bunten Marmor bestehn, die man Magazine von Pallästen genannt hat, so ruft man ganz unwillkührlich aus: das ist prächtig! Etwas ähnliches sieht man auch nirgends.

Um

Um einen schwachen Begriff von dem Ansehn dieser Straßen zu geben, lasse ich auf zwey Vignetten ein kleines Stück von einer jeden eindrucken, worauf sich auf der einen insonders der Palazzo Carega, auf der andern der Pallast Durazzo zeigt. In solcher Kleinheit läßt sich wenig von der schönen und wirklich edlen Architectur ausdrücken. Es möchte scheinen, diese Palläste hätten keine sonderliche Höhe, und wer solche Gebäude nicht kennt, sagt auf den ersten Blick: sie haben ja nur zwey Stockwerke. Allein dieses ist ein Irrthum. Die Mezzaninen oder Entresols zwischen den Etagen mögen gar wol für Stockwerke gelten. Sie sehen hier zwar wegen der ausnehmenden Höhe der Stockwerke, die großentheils gewölbt sind, nur niedrig aus; aber sie sind höher als die Stockwerke in manchem nicht ganz schlechten Hause bey uns. Eine auffallende Unwahrheit aber enthalten diese Zeichnungen, ohne die sie jedoch nicht in diese Form gebracht werden konnten. Die Straßen sind viel zu breit. In der Natur halten sie vielleicht kaum 24 Fuß, und hier scheinen sie weit über hundert zu haben.

Das

Strada Balbi Palazzo Durazzo.

Das milde Clima von Genua ist berühmt, und soll dem von Nizza nichts nachgeben. Die Ursachen desselben sind zum Theil in seiner Exposition zu suchen, da sein Amphitheater grade gegen Mittag gekehrt ist, und die Höhen umher es gänzlich gegen alle Nordwinde, auch ziemlich gegen die Ost- und Westwinde schützen. Der einzige Wind der hier wegen der Schiffe im Hafen beschwerlich wird, ist der Südwestwind, und der ist nicht kalt. Eine andre Ursach der milden Luft ist die niedrige Lage der Stadt. Genua, indem es am Ufer der See liegt, hat die niedrigste Lage, die ein Ort auf trocknen Boden und ohne Kunst haben kann *).

Wenn

*) Bekanntlich liegen mehrere Städte in den vereinigten Niederlanden beträchtlich niedriger als die See. Wenn ich nicht irre, so liegt Amsterdam um 14 Fuß niedriger, als der Spiegel der See bey mittler Höhe.

Wenn man aus der Schweiz und Piemont kommt, so muß der Unterschied merklich seyn, da der Genfersee um 1128 Fuß, und Turin noch 738 Fuß höher liegt als Genua.

Dagegen soll es nun freylich auch im Sommer sehr warm seyn, und man sieht es wol an der ganzen innern Einrichtung der Stadt, daß alle Vorkehrungsmittel mehr dagegen als gegen die Kälte gerichtet sind. Die dicken Mauren der Wohnungen, Vermeidung unnöthiger Fenster, die Höhe der Häuser, große hohe auch gewölbte Zimmer, steinerne Fußböden und dergleichen, sind allgemeine Verwahrungsmittel, die man durch ganz Italien findet. Aber das in seinen bergigten Halbzirkel sehr eng eingeschlossene Genua, worin die Hitze gegen die Stadt zu wirklich reverberirt wird, hatte noch mehr Hülfe nöthig, und hat sie in der außerordentlichen Enge der Strassen gefunden. Weil, wie gesagt, nur der einzige Weg neben der Polcevera für Fuhrwerke practicabel ist, nach allen andern Seiten aber nur Fußgänger, Portechaisen oder Pferde, Maulthiere und Esel heraus können, so giebt es wenig Fahrens in der Stadt, und man bedurfte dazu keiner breiten Gassen. Es sind würklich auch nur ein Paar Straßen fahrbar. Die

übrigen sind meistens so außerordentlich enge, und wegen der sehr hohen Häuser so wenig helle, daß man in solcher Dämmerung, wenn man nicht in die Höhe kuckt, gar nicht glaubt auf der Straße zu seyn. Man denkt in einem sparsam erleuchteten langen Gange eines großen Gebäudes zu seyn, und das um somehr, da man auf lauter platten Steinen geht, und alles so sauber und rein ist, als es nur in dem besten Hause seyn kann. Es war mir in manchen Stimmungen angenehm in dieser Dämmerung zu gehen, und ohne städtisches Geräusch die vielen gewirbigen Menschen, den Handel und die Boutiquen darin zu sehen. Zum wohnen muß es freylich etwas dunkel seyn, denn der Himmel kuckt oben an manchen Stellen fast nur eine Handbreit durch, und die Sonne kann in solchen Straßen nie die geringste Würkung haben. Ich zählte in einigen Häusern neun Stockwerke, oder zehn, wenn man das Erdgeschoß mitrechnet, wie man das an solchen Orten gern thut, wo die Häuser gewöhnlich weiter nichts haben, als ein Erdgeschoß. Bey der Höhe welche die Stockwerke in Genua haben, giebt das sehr hohe Häuser. Die Fenster der gegen einander überstehenden Häuser können nur wenige Ellen von einander entfernt seyn, fast scheint es, man

man könne sich die Hände daraus geben, oder etwas zureichen. Gewiß kann man sehr leise zusammen sprechen, und auf Liebesexpeditionen soll man häufig auf Brettern zu einander übergehn. Sonderbar kam es mir vor, an den Häusern in so engen Straßen die herrlichste Architectur, die großen Façaden ganz von Marmor zu finden. Für das Auge des Vorübergehenden sind sie beynahe verloren. Man läuft Gefahr das Genick zu verdrehen, wenn man sie von der Strasse ab betrachten will.

Die grösten und schönsten Palläste liegen indessen doch nicht in diesen ganz engen Straßen, sondern an den breitern, sonderlich an den beyden oben genannten. Aber auch diese Straßen sind ebenfalls zu enge, und nicht gemacht solche Gebäude darin recht zu betrachten; jedoch sind sie grade. Etwas das Genua sehr angenehm macht, ist das schöne Pflaster, und die ganz unübertreffliche Reinlichkeit desselben durch die ganze Stadt. Alle Straßen, denn erhebliche Plätze giebt es nicht, sind mit regulairen platten Steinen gepflastert, und nur zwey schmale Reihen kleine Kiesel liegen längst jeder Straße zum besten der Pferde. Weil sehr wenige Equipagen gehalten werden, und man sich ihrer in der Stadt nie bedient, sondern blos der hier sehr

wohlfeilen Portechaisen, dieser Gondeln der Genueser, auch sogar für die Landreisen in die Gebirge: so fällt eine Ursach weg, die in andern Städten die Straßen verunreinigen. Hiernächst aber thut das meiste zur Reinlichkeit die abhängige Lage gegen das Meer, vermöge deren alles schnell durch sechs große bedeckte Canäle abfließt, und wenn es auch noch so viel regnete.

Wenn auch einige der hiesigen Palläste Fehler haben, wie wirklich oft stark, sogar gegen die Symmetrie, verstossen ist; so haben sie doch ein großes Ansehen, und es herrscht in den meisten ein edler Stil. Sie sind nicht blos auswendig prächtig, sondern auch inwendig. Nachdem man die Façade betrachtet hat und ins Gebäude selbst tritt, so findet man wol ein großes Vestibule, das zwanzig marmorne Säulen hat, und unter welchen eine schöne Marmortreppe hinauf führt. Auch ist dieses Innerste sehr sauber und rein, und man würde darin die Abscheulichkeiten nicht dulden, an welche man weiter hinab in Italien gewohnt ist. Nur sind die Thüren durchgehends schlecht, und passen sich wenig zu den Façaden; von schlechten Brettern grob zusammen geschlagen, und mit weißer Wasserfarbe überstrichen, sind die gewöhnlichen, die man

mehrentheils vor den schönsten Gebäuden findet. Einen sonderbaren Fehler sah ich in einem der besten Palais, dem des Marcello Durazzo: man geht eine prächtige sehr breite und kühn angelegte marmorne Treppe hinan, und wenn man oben ist, so stehen zwey Säulen nahe vor der Treppe, die den Aufgang fast um die Hälfte verengern. In den schönsten Pallästen sind wol marmorne Fußböden, häufig schwarz und weisses Dammbrett, aber mehrentheils doch nur Backsteine.

Man hat das Innere der genuesischen Palläste und ihre Gemählde genugsam beschrieben. Der von der Republik dem Befreyer des Vaterlandes, dem großen Andreas Doria, geschenkte prächtige Pallast mit dem Säulengange im Garten, und der schönen Aussicht aufs Meer, ist einzig; die Palläste Brignole und Pallavicini sind vor andern prächtig. Sie sind kostbar meublirt, wenn gleich eben nicht immer neumodisch. In manchen hat man sogar eine doppelte Mise Meublen, von Seide für den Sommer, und vom Sammt für den Winter. Dieses sah ich unter andern in dem Pallais Marcellino Durazzo, welcher einer der grösten und prächtigsten ist, auch das große Theater di Falcone mit in sich schließt, und worin der weisse cararische Marmor

mit Verschwendung angebracht ist. Man muß indessen auch bedenken, daß die carrarischen Marmorbrüche, deren Herren einst die Genueser waren, hier sehr nahe liegen, und daß dieser schöne Stein hier so gar theuer nicht ist. Ich sah in Genua fertige vollständige Camine, die recht hübsch gearbeitet waren, und nicht mehr kosteten, als drey bis vier neue Louisd'or.

In eben diesem Pallaste fand ich ein kleines neueres Gemählde auf Kupfer, welches mir sehr gefiel. Den Urheber konnte man mir nicht angeben, es sollte aber ein Geschenk des Fürsten Kaunitz an den Besitzer seyn. Ein junges Frauenzimmer hat ihr Kind auf dem Schooße, eine Magd bringt Kirschen, von welchen das Kind isset. Der Kopf der jungen Frau ist von einer außerordentlichen, für mich fast idealischen weiblichen Schönheit. Die Stirn, die Augen, die Nase, der Mund vollkommen, und die zurückgebogene Haltung voll Anmuth; der zärtliche Blick mit welchem sie nach dem Kinde sieht, ist bezaubernd lieblich. Ich hätte viel für eine getreue Copey dieses Kopfes gegeben. Ich bestellte sie, man hat mir auch eine Copey geschickt, zwar auch auf Kupfer, aber ich mag sie nicht ansehn.

Gesellschaftliches Leben.

An dem äußerlichen Glanze mögen sich die Genueser erholen, denn nach allem was ich von Leuten hörte, die ihr inneres Leben zu kennen versicherten, so entbehren sie die erste und größte Annehmlichkeit desselben, die des gesellschaftlichen Umgangs. Man kann freylich sehr glücklich und zufrieden im Schooße seiner Familie leben, und äußern Umgang kaum vermissen, wenn man auf dem Lande wohnt, oder unter Umständen und an Orten die demselben hinderlich sind. Aber wenn sich unter den neunzig tausend Einwohnern einer so großen und reichen Stadt wie Genua, keine Geselligkeit findet, wo doch alles zusammen trifft, was sie befördern und angenehm machen kann; so müssen da besondere Hindernisse seyn, die sich dem Genusse der natürlichsten und vernünftigsten Freuden entgegen setzen. Vermuthlich haben die vielen ehemaligen Revolutionserschütterungen und die damit verbundenen Factionen und Gewaltthätigkeiten tiefe Eindrücke auf den Charakter der Genueser gemacht, die dem geselligen Leben nicht günstig sind, die sich um so weniger daraus verwischen, da sie nicht reisen und selten auswärts kommen. Trennungen die einmal in verschiedenen

von einander ganz unabhängigen und mächtigen Familien Wurzel gefaßt haben, sind schwer zu heben. Ein gewisser Geist der Sparsamkeit bey einer übertriebenen Prachtliebe, sind auf eine andere Weise dem Umgange hinderlich, und viele ernsthafte Handels- und Regierungsgeschäfte mancher Häupter der ersten Familien, befördern die Gesellschaftlichkeit nicht. Ein jeder genießt freylich des Lebens auf seine Weise, und in weitläuftigen Familien, die viele Zweige haben, läßt sich der innere Haushalt ihrer gesellschaftlichen Vergnügen nicht übersehen. Sonst scheint es nach unsern Begriffen, führen in der That hier die Großen ein sehr langweiliges und insipides Leben. Ihre tägliche Mittagsgesellschaft besteht aus dem Geistlichen oder Abbé, der als Gewissensrath großen Einfluß hat, dem Advokaten und dem Notarius, welche die gerichtlichen Geschäfte des Hauses besorgen, und in der Familie leben. Fremde sehen sie nie bey sich, und freundschaftliche Gastmähler kennen sie nicht. Nur bey großen Gelegenheiten, alle zwey Jahr bey der Wahl des Doge, bey Hochzeiten und dergleichen werden Feste mit einem übertriebenen Aufwande gegeben.

Die einzige Zeit in welcher sie sich der Gesellschaft etwas mehr überlassen, ist die der Villeggiatura oder des Landaufenthalts, die vom Ende Septembers bis zu Ende Novembers dauert. Alsdann drängt sich alles nach den Landhäusern an der Polcévera zusammen, und vereinigt sich in dem den öffentlichen Zusammenkünften und Lustbarkeiten gewidmeten Hause oder Casino. Hier, sagte man mir, finde sich, sonderlich bey Tanzpartbieen, Adel und Unadel zusammen, da sonst in der Stadt sich keine edle Genueserin mit einer bürgerlichen Frau, wol mit Männern, zu Tische setze. Dergleichen mag seinen Grund in den Verhältnissen zwischen souverainen Oberherrn und Unterthanen haben; sonst ist es für reiche Leute hier nicht schwer, unter den Adel, oder ins goldene Buch, aufgenommen zu werden, und alsdann in wenigen Jahren aller Vorzüge der ersten Familien zu genießen. In der Stadt sind ihre einzigen gesellschaftlichen Versammlungen, die Conversazioni, oder späten Nachmittagsgesellschaften, die hier la quaranta heißt, weil vierzig Häuser dazu unterschrieben haben. Allein da diese wöchentlich nur einmal gegeben wird, und zwar hauptsächlich nur in der Zeit der Fasten und des Advents, wenn keine Schauspiele sind

und man nicht auf den Landhäusern ist; so sehen die Menschen sich doch selten, und die Reihe soll kaum in anderthalb bis zwey Jahren an jedes Haus kommen die quaranta zu geben. Vermuthlich weil bey so seltenen Umgange es an einem angenehmen gesellschaftlichen Tone mangelt, sind diese Conversazioni, die in den prächtigsten Zimmern gehalten, und mit auserlesenen Erfrischungen bedient werden, äußerst langweilig. Man sagte, wenn ein Fremder eine Dame in solcher Gesellschaft anrede, so ziehe sie sich zurück, als ob ihr etwas Unanständiges wiederfahre.

Die Nobili di Genova werden für sehr stolz gehalten; ich kann aus eigener Erfahrung hierüber nichts sagen. Allein wenn man sie mit den Herren von der Berner Regierung vergleicht; so muß sich das entweder blos auf die Kleidung beziehn, denn ihr Costume ist ohngefähr das nehmliche, fliegendes Haar und schwarze Röcke, oder der Vorwurf ist falsch; denn alle diejenigen, welche ich wenigstens von den Berner Vornehmen kennen gelernt habe, waren zu höfliche Männer, um den lästigen Stolz zu besitzen, über den man ein Recht sich zu beschweren hat. Ein Zug fiel mir jedoch von einem genueser Nobili auf. In einem ansehnlichen Wirths-

hause

hause einer Stadt des Landes, sah ich, daß sich einer derselben von dem Gastwirthe, der ein anständiger Mann war, die Hand küssen ließ, ohne die geringsten Umstände zu machen.

Obgleich der ehemalige große Handel der Genueser, die erste Quelle ihres Reichthums, längst verloren ist, so bleibt doch ihr Reichthum, und dieser unterhält einen sehr einträglichen Handelszweig hier, nemlich die Wechseley. Genua behauptet noch immer seinen Platz unter den fünf Hauptwechsel-Orten von Europa. Wenn diese Stadt nicht schon durch das Unglück Frankreichs zu viel eingebüßt hat, oder durch andere ähnliche Unfälle ihrer auswärtigen Schuldner plötzlich zu viel verliert, so wird sie ihren Rang behaupten, und nicht leicht um ihren Reichthum kommen. Wenigstens zielt alles dahin ab ihn zu erhalten. Die durch den Handel reich gewordenen großen Familien verachten nachher nicht, wie an andern Orten, die Quelle ihres Glücks; keine Art der größern Negoce setzt hier den Adel herab, und man zieht Wechsel auf die ersten Häuser, die Spinola, Grimaldi, wie auf jeden andern Banquier. Schon die Jugend wird in den ersten Familien früh mit Rechnen und Handelskenntnissen beschäftigt; und

daß die Genueser große Rechner sind, ist bekannt. Was ihnen aber noch mehr als der Erwerb den Reichthum sichert, das ist ihre große Oeconomie, die man bey der vorhin beschriebenen Pracht nicht erwarten sollte. Bey einer solchen Abgeschiedenheit von der übrigen Welt, aber, wo man wenig Gesellschaften sieht, wo man keine Equipagen hält, nichts mit Reisen verthut, nichts in Kleidung — denn alle Großen gehn so wie ihre Frauen schwarz, ohne Spitzen oder Geschmeide — da ist kein aufzehrender Luxus möglich. Die Palläste stehn einmal da, die Meublen und das viele Silbergeräthe sind wol kostbar, aber halten ein Paar Generationen aus. Man versicherte mich, es sey ein Grundsatz unter den Großen, daß ein guter Genueser nicht über zwölftausend Thaler nach unserm Gelde jährlich verzehren müsse. Nun aber sind Häuser die sechs und mehrmal so viel einzukommen haben. Auf die Dauer muß dieses eine ungeheure Anhäufung von Reichthum in den Familien geben, die es denn leicht macht, von Zeit zu Zeit einmal etwas sehr großes und ins Auge fallendes zu thun, einen prächtigen Pallast zu bauen, auch wol einen zu verschenken, — wie einst ein Balbi die jetzige Universität an die Jesuiten schenkte; — eine reiche

und

und wohlthätige Stiftung zu machen, eine Kirche zu bauen, wie die prächtige Kirche von Carignan, oder den schönen Weg nach Genua zu schaffen.

Ostentation ist wol hauptsächlich die Triebfeder solcher großen Anstrengungen der Genueser, und daher geschehen sie je zuweilen für Dinge, die keinen verhältnißmäßigen Nutzen haben. Ein Beyspiel davon ist die Brücke von Carignan. Dieses ungeheure Werk dient dazu, zwey Anhöhen in der Stadt, zwischen welchen in der Tiefe eine Straße herläuft, gradesweges zu verbinden. Man konnte sonst durch das Thal von einem zum andern kommen. Um dieses Ab- und Aufsteigen zu vermeiden, und damit der Erbauer, ein Nobile von der Familie Sauli, nicht mehr die Demüthigung habe, in der Kirche eines Fiesko, der ihm wegen der Zeit zuweilen Schwierigkeit machte, Messe zu hören, sondern nun in der schönen von einem seiner Vorfahren erbaueten Kirche Madonna die Carignano, bequem seine Andacht haben könne, schritt er zu diesem großen Werke. Diese Brücke ohne Wasser besteht aus drey Bogen, deren Höhe man sich denken kann, wenn ich sage, daß Häuser darunter stehn an welchen ich sechs Stockwerke zählte, und deren Schornsteine auf spitzigen Dächern noch

nicht an den Bogen stoßen. Die Aussicht von dieser Brücke nach der Seeseite, über einen Theil der Stadt weg, ist übrigens sehr schön.

Wissenschaften.

Daß die gelehrten Wissenschaften an einem Orte nicht blühen, wo die Vornehmsten darauf keinen Werth setzen, sondern seit Jahrhunderten den Handelskenntnissen die erste Stelle einräumen, ist nicht zu verwundern; um so weniger da das Verkehr der Genueser mit den Ausländern, den Handelsverkehr ausgenommen, nur gering ist, und Mönche und andre Geistliche sehr großen Einfluß haben. Ein sehr einsichtsvoller gebohrner Genueser erzählte mir, Condamine habe bey seinem dortigen Aufenthalte geurtheilt: Genua sey in Absicht auf Wissenschaften um vier Jahrhunderte zurück; und er setzte hinzu, man könnte noch wol zwey mehr rechnen. Das sind so runde Zahlen von denen sich wol etwas abdingen läßt. In Absicht auf den Geschmack für schöne Künste, die Baukunst, die Mahlerey und Bildhauerkunst merkt man denn doch nichts was an die Barbarey des Mittelalters erinnerte; die mechanischen Künste blühen; ich fand zwey verdienst-

dienstvolle Aerzte da; die Policey ist sehr gut, die Regierung milde, das Volk im Ganzen zufrieden und genießt eines merklichen Wohlstandes. Es giebt unstreitig auch hier Mängel und Gebrechen, aber weniger als an manchen Orten, und von Staaten, wie von Menschen: optimus ille est qui minimis urgetur. Es scheint mir, die Genueser haben das nothwendigste, brauchbarste und nützlichste menschlichen Wissens angenommen, und ich weiß eben nicht, ob man demjenigen, was sie nicht cultiviren, eine sonderliche Lobrede mit dem Vorwurfe halte, daß es an einem Orte nicht geachtet werde, von welchem doch mehr Gutes, mehr von guter Ordnung stiller bürgerlicher Tugend, zu sagen ist, als von manchem, wo es florirt. Ich glaube wol, daß die Metaphysic unter andern hier wenig Liebhaber finde.

Unter den hiesigen Aerzten hatte ich Addressen an die beyden Herren Pratolongo, Vater und Sohn, und an den Herrn Batt einen Engländer. Der jüngere Pratolongo, den mir Herr Tissot schon rühmte, ist ein Mann von vielen Kenntnissen, und durch eine Abhandlung über die Symphysis ossium publis bekannt. Er lehrt die Anatomie und ist Meister darin. In der medicinischen Lite-

ratur

ratur ist er nicht unbewandert, und er erzählte mir daß er oft, und noch am Abend zuvor in der französischen Uebersetzung von Zimmermanns Buche über die Erfahrung mit Vergnügen gelesen habe. Er sagte mir, man habe in Genua verschiedene Versuche mit dem Essen des Fleisches der lebendigen noch zappelnden grünen Eidexen gemacht, von welchen man in Südamerica, und seitdem in Sicilien so große Würkung gegen den Krebs, die lues und noch einige Krankheiten gerühmt habe, und wovon mir schon Tissot sprach. Es hätte auch, setzte er hinzu, geschienen, als ob es sich etwas darnach bessere; aber es sey die sonderbare Bemerkung dabey gemacht: daß diejenigen welche dieses scheußliche Mittel gebrauchten, einige Zeit nachher asthmatisch wurden und an der Brustwassersucht starben.

Herr Batt kam zuerst nach Italien, um seine Gesundheit herzustellen, die ihn aus England vertrieb, und die durch nähere Reisen auf dem festen Lande nicht gebessert wurde. Das milde Clima von Genua zog ihn an, und ohne tiefer hinab zu reisen, blieb er gleich hier, und lebte damals schon zwölf Jahre da in großem Ansehn. Das medicinische Institut war erweitert worden, und den ehe-

maligen

maligen drey Lehrern am Hospital noch einige hin- zugefügt; bey der Gelegenheit war ihm der Lehr- stuhl der Chymie gegeben. Vielleicht hatte man ihm, als einem Fremden hie und da Mißvergnü- gen verursacht, jedoch schien er sehr an Genua zu hängen. Ich habe daher während des jetzigen Krieges mit Bedauren in den öffentlichen Nachrich- ten gelesen, daß dieser würdige Mann in der Zeit als die Republik mit England gespannt war, die Stadt verlassen mußte, nachdem er über zwanzig Jahre da gelebt hatte. Kurz vor der Zeit als ich in Genua war, sollte ein neues Apothekerbuch ver- fasset werden, und Herr Batt mochte privatim von einigen Obern den Auftrag erhalten haben, zu dessen Vollkommenheit mit beyzutragen. Aber das aus lauter Genuesern bestehende Collegium der Aerzte hielt sich das schimpflich, und wollte nicht das Licht eines Fremden dabey benutzen. Es ver- hinderte daher Batts Mitwirkung, und dieses ver- anlaßte ihn, dasjenige was er zu diesem Zwecke schon gesammlet hatte, vor der Erscheinung des Apothekerbuchs, unter dem Titel: Pharmaco- poea seu formulae selectae, eben damals 1785 heraus zu geben, und eine scharfe Bemer- kung über das Collegium medicum am Schluße

beyzufügen*). Sonst fand ich an Hrn. Batt einen denkenden Arzt von großen Einsichten. Er erzählte mir einen merkwürdigen Fall von einem Pulsader-Geschwulst in den Weichen, den er neben andern Hülfen, mit der Ruhe, dem Liegen der Kühlung, und mit einer so magern Diät heilte, daß es damit nahe am verhungern hergieng.

Häuser der Fremden.

Wenn auch unter den eingebornen Genuesern nicht viele Gesellschaftlichkeit herrscht; so leben doch manche der vielen daselbst etablirten fremden Handelshäuser und anderer Fremden auf einem guten Fuße, und da ich an verschiedene derselben empfohlen war, so habe ich einige angenehme Tage, sowol in der Stadt als auf dem Lande, da eben die Zeit der Villa-

*) Für die Aerzte unter meinen Lesern und andere Beobachter der Schwächen gelehrter Corporum will ich sie hiehersetzen: — Medicamentorum formulas — non injussus collegeram — cum tamen resciverim. Venerabile medicorum collegium opus totum in manus suas sumsisse, et Pharmacopoeam *puram* velle ab *indigenis excogitatam*, neque ulla Anglorum, ut jactant, Gallorumve solertia *contaminatam*, ne penitus perirent — mei labores, quoque me jussorum non immemorem fuisse publicitus constaret — haec typis nomine privato mandare decrevi. —

Villegiatura war, da zugebracht. Die englischen, französischen und Genfer Häuser waren die hauptsächlichsten, weniger angenehm die deutschen und schweizerischen. Mehr oder weniger findet man, je nachdem die Nationalanlage dazu stark ist, und der Aufenthalt in Genua lang war, auch in solchen Häusern von Fremden das Eigene dieser Republikaner, äußere Pracht und innere Sparsamkeit. Am wenigsten aber haftet dieses bey den Engländern, die überall ihre gewohnte Weise beybehalten. Ich kam in ein sehr gutes fremdes Haus, wo in dem schönen Camine eines wohlgeputzten Zimmers ein großer Klotz lag, der schon vielmal gebrannt zu haben schien, den man mir zu Ehren wieder anzündete, und auch gewiß gleich nach meinem Abschiede wieder löschte. Das Holz kommt freylich in Genua fast alles aus Sardinien, und wird pfundweise verkauft; indessen ist es doch so theuer nicht, daß es eine solche Sparsamkeit nöthig machte. Fünf Rub, das ist nach unserm Gewichte fünf und zwanzig Pfund, kosten einen genuesischen Livre, deren dreyßig einen neuen Louisd'or ausmachen.

Schauspiele.

Die italienischen Schauspiele und das besondere derselben lernte ich hier zuerst kennen. Schöne Stimmen und eine ausdrucksvolle Musik findet man nirgends der italienischen Bühne gleich, so wie ihren Geschmack in der Decoration. Ich lasse die Verehrer der Glukschen Opern sagen was sie wollen; aber ich habe in Paris, Gluks Iphigenie en Tauride, und darin die St. Huberti, die nunmehrige in den Zeitungen so oft genannte Comtesse d'Antraigues, gesehn, und sah in Italien Opern von Paesiello, so wie von andern großen italienischen Meistern, und werde nie zugeben, daß die französische Oper der italienischen weder für das Auge noch für das Ohr gleich komme. Die italienische Sprache, der Ausdruck und Affekt der Sänger, die italienische Manier und Vortrag der Musik, und die Schönheit der Decorationen, so wie die Pracht der Kleidung, würde allemal der italienischen Oper den Vorzug vor der französischen geben, wenn auch Gluks Musik der besten italienischen, die er offenbar nachahmte, gleich käme. Ich glaube, daß wenn man eine Oper in Neapel, eine Comödie und ein Ballet, sonderlich wenn es

Vestris anführt, in Paris, und eine Tragödie in London sieht, man ohngefähr das Beste von Schauspielen gesehen habe; wiewol doch auch die englische Comödie und ihre Farce Verdienst haben. Von der französischen Tragödie sagte mir einst ein sehr verständiger und gereiseter Franzose, vor der Revolution, während einer tragischen Vorstellung auf dem Théatre François: nous sommes trop usez par la politesse pour la haute tragédie. Ich möchte wol wissen was er nach der Revolution sagte.

Anfangs war ich verwundert, durchgehends in Italien so wenig Stille und Aufmerksamkeit im Schauspiele zu bemerken, selbst kaum bey den schönsten Arien. Allein dieses ist nicht anders möglich, da man durchgehends eine Oper ein Paar Monate hindurch wol zwanzig und dreyßigmal vor demselben Publico aufführt. Die Kosten eines solchen Stücks, der geringe Preis der Entrée und andre Umstände machen dieses nothwendig, und da man täglich in die Oper geht, so fällt natürlicherweise nach den ersten Vorstellungen die Aufmerksamkeit weg. Vermuthlich ist das auch die Ursach, warum man so sehr die Ballette zwischen den Akten liebt, die zuweilen eine ganze

Stunde dauren, und welchem denn am Ende des Stücks noch eins folgt. Insonderheit lieben die Italiener das gewaltsame Springen; eine Quadrille solcher Springer, die man wol die quatro dannati nennt — eigentlich sind es die Bouffons des Tanzes — trägt hauptsächlich zur Unterhaltung der Zuschauer bey. Die schönste Arie wurde nicht so viel beklatscht als ein Sprung, ein salto mortale, oder ein Entrechat.

Bey einer andern Einrichtung und mit mehr Abwechselung müßte den Italienern ihr Schauspiel ein großes Vergnügen gewähren. So aber wird schon durch das Geräusch und laute Sprechen vieles gestört, und kein Wunder, daß man in mancher Loge die Dame mit ihrem Cicisbeo höchlich Langeweile haben sah.

Cicisbeatur.

Genua ist einer von den Orten, in welchen die Cicisbeatur sehr florirt. Eine jede Frau hat ihren Begleiter, und jeder Mann begleitet wieder eine andre Frau, in alle Gesellschaften, Promenaden und Schauspiele, und auch in die Messe. Wenn man erst nach Italien kommt, so scheint dieses

fremd,

fremd, aber man gewöhnt sich daran sehr bald. Ich war indessen in Genua noch zu neu in dem Lande, um nicht betroffen zu werden, als ich in einer Gesellschaft einen Fremden hereintreten sah, und den Wirth fragte, wer er sey? derselbe ihn mit den Worten zu mir führte: dieses ist der Cicisbeo meiner Frau. Man wollte damals einen spöttischen Namen für diese Sache einführen, einen Cicisbee un patito (un souffrant) nennen, und zwar hatte die Prinzessin von Monaco hierzu Anlaß gegeben. Sie sah einst einen solchen bey seiner Dame in der Comödie sitzen, der ihr sehr kläglich vorkam und sagte: pare mi un vero patito (er scheint mir ein rechter Leidtrager zu seyn); aber ich glaube schwerlich, daß man einer so beliebten Sache einen solchen Namen anhängen konnte.

Alle Früchte, die sonst nur im untern Italien gedeihen, wachsen hier in freyer Luft im Winter. In allen Gärten und auf allen Terrassen sieht man die mancherley Arten Citronen und Orangen, Feigen, Granatbäume und ähnliche, die das Auge zugleich mit Früchten und Blüthen ergötzen, und die Luft mit Wohlgeruch erfüllen.

Gegend um die Stadt.

Der Gang auf der dreyßig Fuß hohen Mauer am Hafen, von welcher man an der einen Seite das Meer mit den Schiffen, an der andern in eben der Tiefe eine Strasse hat, ist merkwürdig. Sie ist sehr breit, und hat zu beyden Seiten gemauerte Geländer, so daß man völlig sicher ist. Durch sie allein wird das Meer von dem niedern Theile der Stadt abgehalten.

Schöner für das Auge, aber beschwerlicher ist der Gang oberhalb der Stadt zwischen den Gärten; die zwar noch immer in der Zingel der weitläuftigen Mauern und Befestigungen liegen, welche auf der Höhe des Berges in einem Umkreise von etlichen deutschen Meilen geführt sind. Zwischen lauter Gärten die fast alle in Terrassen mit großem Fleiße auf dem steinigen Boden gemacht sind, steigt man mühsam den steilen Berg auf gepflasterten sehr engen Straßen hinan, die eigentlich nur für Esel und Maulthiere wegsam sind. Die Mauern hindern zu oft die Aussicht, die sonst, wenn man auf freye Plätze kommt, über die schöne Stadt, den Hafen, das Meer und die bergigte Küste ausnehmend schön und höchstmahlerisch ist. Ich war allein

und schon hoch geklettert, ehe ich zu einer recht freyen Aussicht gelangen konnte, und möchte vielleicht meine Absicht aufgegeben haben, hätte nicht ein freundlicher Maurergesell sich meiner angenommen. Er brachte mich an eine Stelle, von der ich frey über alles hinsah, oberhalb die Wachthürme und unten was durch die Natur und Menschenhand so schön ist, und nun von der Mittagssonne herrlich erleuchtet wurde. Auf einem der Wachtthürme ward ich gewahr daß man Zeichen gebe, und fragte was dieses bedeute. Mein Führer sagte, man signalirt einen Barbaresken auf der See; des Nachts giebt man solche Zeichen mit Feuer. Der Mann erkundigte sich nach meiner Heymath, und als ich sie ihm nannte, sagte er: das ist wol ein schönes Land? Wenn man eben die Schönheiten des genuesischen Meerbusens vor Augen hat; so ist die Frage von der Art, daß sie stutzig machen kann. Wir haben, antwortete ich, schöne weite Kornfelder, große grüne Wiesen, und hohe schattige Bäume. Er schien sie für gute Dinge zu halten, und in der That sie fehlen allesammt dieser Gegend fast ganz.

Armenanstalten.

Die äußere Einrichtung und die Reinlichkeit der Hospitäler und Armenhäuser in Genua ist unübertreflich; es sind saubere Palläste, und die Kranken können es nicht leicht bequemer haben, oder besser verpflegt werden. Man hat bekanntlich den Ehrgeiz ins Spiel gebracht, um diese Anstalten reich zu machen, und setzt das Brustbild dessen hinein, der über funfzigtausend Lire daran vermacht, eine ganze stehende Statue dem der hunderttausend giebt, und wer ein ganzes erhebliches Vermögen der Anstalt verläßt, der bekommt eine ganze sitzende Statue. Bey der herrschenden Neigung der Genueser sich durch auffallende Werke merkwürdig und unvergeßlich zu machen, ist es kein Wunder, daß man Bildsäulen in Menge findet. In dem großen Hospitale sah ich die eines Gastwirths, der es bis zu einer ganzen stehenden Statue gebracht hatte, und darunter stand: er habe sein durch Arbeit wol erworbenes Vermögen hieher vermacht, und aus Dankbarkeit setze man ihm dieses Denkmal. Nicht leicht habe ich eine schönere und edlere männliche Physiognomie gesehen, als die dieses Mannes. Ueberhaupt aber ist die National-Physiognomie der Genueser hervorstechend,

hat

hat vorzüglich etwas feines. Bey den Männern sieht man insonderheit häufig einen sehr schönen Schnitt der Nase; unter den Weibern sind Schönheiten nicht selten.

Etwas das die Genuesische Regierung vor vielen andern auszeichnet, ist, daß man das Verdienst öffentlich ehrt. Schwerlich wird man in den neuern Zeiten irgend wo so viele Denkmähler rühmlicher Handlungen finden als hier. In England thut die Nation zuweilen etwas in der Art, aber in Genua öfter. Wenn Blenheim ein prächtiges Monument der Dankbarkeit des englischen Volks gegen Marlborough ist, so darf sich der Pallast den hier die Regierung dem Andreas Doria bauen ließ, mit seiner Inschrift und die übrigen ihm errichteten Denkmähler, daneben dreist zeigen. Weit mehrere, dem Andenken großer und verdienstvoller Handlungen geweihte, aber kleinere Gedenkzeichen der Mahlerey und Bildhauerkunst, enthält der Pallast des Doge, als die Westminster Kirche.

Wenn auch löbliche Handlungen hier häufig mehr deswegen geschehen mögen, um auf solche Weise dafür geehrt zu werden, mehr aus Ehrgeiz als aus höheren Beweggründen, die wol selten ganz dabey fehlen; so ist es doch immer schön, wenn die

 mensch-

menschliche Schwachheit sich dieses Wegs leiten läßt, Herr Kant mag es herunter setzen wie er will. Es ist viel besser Gutes zu thun um dafür geehrt zu werden, als seine Kräfte eigennützig verwenden und aus Verderbtheit solchen Ehrgeiz nicht haben. Indessen soll doch auch in Genua für die Armen vieles in der Stille geschehen.

Es ist nicht allein angenehm in Genua zu sehn, daß eine edlere Art von Belohnungen der Verdienste hier einen Werth habe, sondern daß man überhaupt Verdienste ohne Rücksicht auf Geburt und Stand, gern anerkenne. Der Neid muß hier nicht die Stärke haben wie anders wo, man muß es hier nicht für eine Beleidigung halten wenn sich jemand auszeichnet, und der in andern wahren Republiken so würksame Grundsatz: ne quis emineat, muß hier nicht so sehr in Kraft seyn, oder nur in politischer Rücksicht gelten.

Für die nicht kranken Armen ist in Genua ausserordentlich gesorgt. L'Albergo dei poveri, oder das große Armenhaus ist ein sehr weitläuftiger wahrer Pallast, in welchem gegen tausend Arme wohnen, gekleidet und genährt werden *).

Es

*) Die Fonds aller dieser schönen Stiftungen zum Besten der Armen und Unglücklichen sind jetzt dahin. Die (im

Es liegt ausserhalb der eigentlichen Stadt nach dem Berge hinauf, und vom nahen Thore ab führt eine hübsche Allee dahin, die einzige die ich hier gesehn habe, wo der felsigte Grund wenig Bäume leidet. Obgleich hier noch manche andre Anstalten zum besten preßhafter sind, obgleich die Genueser überhaupt so sehr wohlthätig sind: so findet man doch eine Menge Armer. Es ist eine eitle Hofnung, daß durch Versorgung der Armen sich die Armuth vermindern sollte; dieses kann nur durch tiefer greifende Mittel bewürkt werden. Die sichere Aussicht auf allen Fall ernährt zu werden, würkt schon auf viele Gemüther nachtheilig, sonderlich wenn die Nation ohnehin träge ist oder das Wolleben liebt.

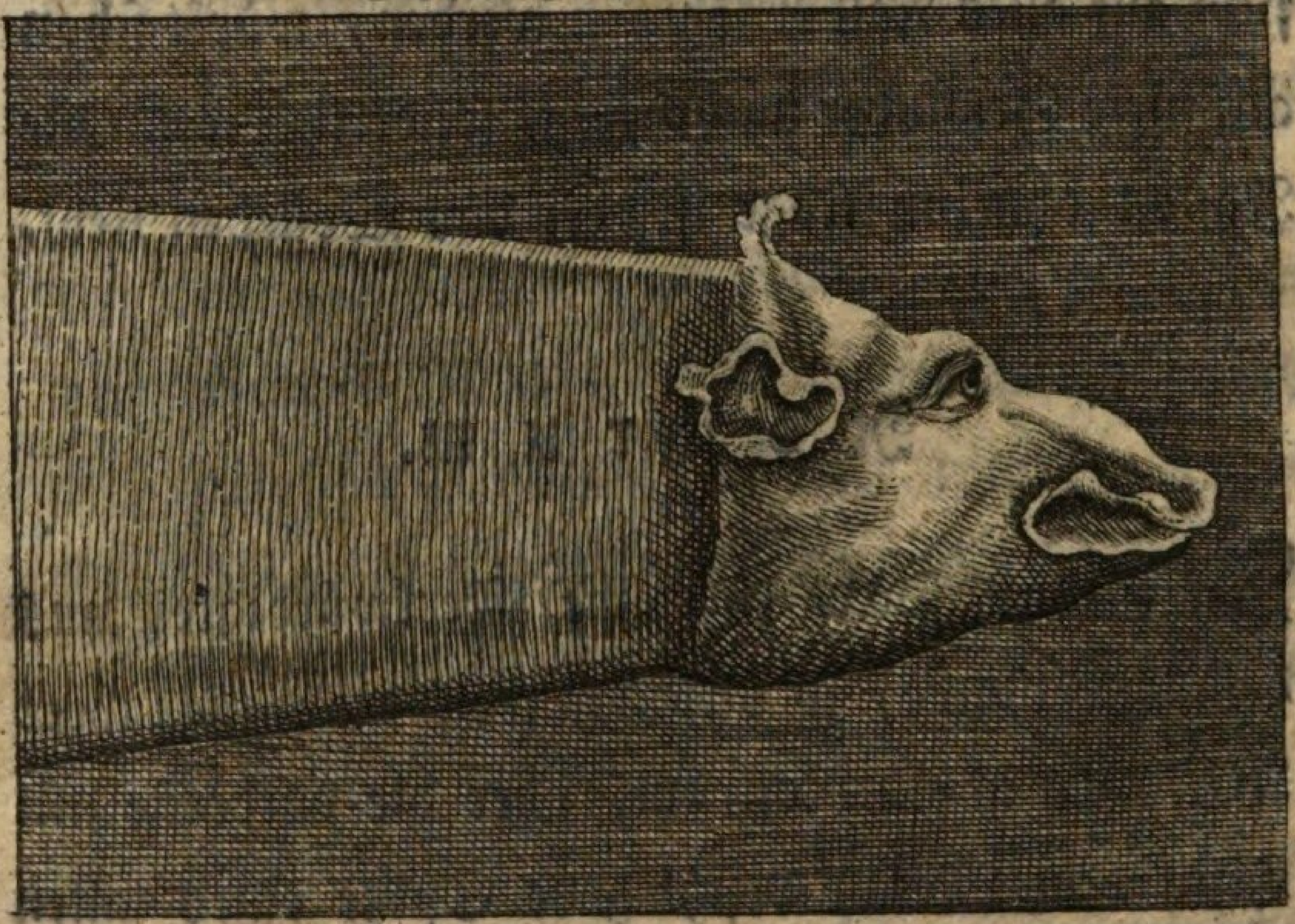
Rostrum.

In Genua findet sich eine Merkwürdigkeit aus dem Alterthume, so viel man weiß die einzige ihrer Art. Es ist ein Rostrum, oder die vorderste mit Eisen oder Metall beschlagene Spitze eines alten Kriegs-

(im Plündern) große Nation, die nach den Grundsätzen des überall listig hinter dem Vorhange würkenden moralischen Ungeheuers, Sieyes, die Philanthropie practisch ins grosse treibt, weiß was die Humanität mit solchen Dingen zu thun hat.

Kriegschiffs. Man fand es in dem Schlamme des Hafens von Genua, und hat es in dem Arsenale aufbewahrt, und über einer der Thüren befestigt. Von Jugend auf hat man so viel von Rostris gehört und gelesen, und doch haben wol nur wenige eine Zeichnung davon gesehn, da mir wenigstens nur eine bekannt ist. Aus dieser Ursach lasse ich hierunter die Abbildung dieses Genuesischen Rostri beyfügen, der nun auch vielleicht nicht mehr an seiner Stelle ist.

Ein Rostrum



Scala di Palmi 2

Achter Abschnitt.

Reise von Genua nach Florenz. Wege dahin. Die Lombardey. Besonderheiten der Flüsse in der Lombardey. Fernere Bemerkungen über die Lombardey. Piacenza. Parma. Bologna. Reise nach Florenz. Aussicht von den Appenninen. Geologische Betrachtung der Lombardey. Fernere Reise über die Appenninen. Le Maschere.

Wenn man von Genua in das untere Italien reisen will, und wirft die Augen auf die Landkarte, so scheint der Weg ganz kurz zu seyn. Auf einigen Karten findet man sogar eine grade Poststraße, mit zwey Linien gezeichnet, die an der Küste her von Genua gradesweges nach Pisa führt, und von da denn bald nach Florenz. Wer die Reise machen wollte würde es ganz anders finden. Bloß für Fußgänger, Sesselträger und Maulesel ist es möglich diesen Weg zu nehmen. Er geht über viele Klippen und an Abgründen her, ist voller lose liegender Steine, und daher selbst für Maulthiere gefährlich, weil sie keine feste Schritte thun können.

Sehr

Sehr wenige erwählen also diesen Weg, und daher findet man auch keine Bequemlichkeiten auf demselben. Einige reisen von Genua zu Wasser in einer Feluque bis Lerici, oder auch wol bis an die erste toscanische Stadt Sarzane, von wo man zu Wagen nach Pisa kommen kann. Allein die meisten ziehen doch die viel längere Landreise vor. Wenn man auch ein Schiff von einer Nation nimmt, die mit den Barbaren in Frieden steht — denn alle italienischen Regierungen sind mit ihnen in beständigem Kriege — und also nicht Gefahr läuft nach Algier oder Salee zu reisen, so hat doch eine Seereise auf einem ofnen Fahrzeuge, mit der Ungewißheit und den übrigen Beschwerden einer Wasserreise, zu unangenehme Aussichten. Es kommt denn noch hinzu, daß man bey der Landreise viele Orte und Gegenden berührt, die sehenswerth sind.

Zu Lande ist inzwischen der Weg sehr weit um. Von Genua ab muß man bis Novi, ohngefähr 7 deutsche Meilen, ganz auf derselben Straße zurückkehren woher man kam. Von da, wenn man ins untere Italien will, muß man, am rechten Ufer des Po, fast durch die ganze Länge der Lombardey, und um so lange als möglich den rauhen Appenninen auszuweichen, bis Bologna

gehn

gehn *). Endlich aber, wenn man nicht Florenz ganz vorbey gehn und am adriatischen Meere herunter reisen will, so muß man sich doch von Bologna aus in die Gebirge begeben, in welchen man auch ganz bis Florenz hin bleibt. Auch wieder von Florenz bis Rom bleibt man mehrentheils in den Appenninen; wie man denn überhaupt auf keinem Wege aus Oberitalien nach Rom gelangen kann, ohne irgendwo die Kette der Appenninen zu übersteigen.

Manche wunderten sich, daß die Franzosen es nicht wagten tiefer in Italien einzudringen, ehe sie Mantua hatten, und warum sie 1797 nicht mit raschern Schritten auf Rom losgiengen. Aber überhaupt hat der Zug wegen der Appenninen seine Schwierigkeiten; und der Weg geht zu nahe an jener Festung her, als daß es vor ihrer Einnahme mit Sicherheit wegen der Zurückkunft geschehen durfte. Selbst nach der Einnahme von Mantua hatte ein solches Unternehmen seine Bedenklichkeiten, so lange noch aus Tyrol eine Armee drohte, die, wenn sie glücklich war, den Rückzug leicht abschneiden konnte.

Wir

*) Der Weg von Modena über Pistoja nach Florenz wird wenig gebraucht.

Wir verließen Genua am 13 Nov. früh, und fuhren wieder über die Bocchetta bis Novi. Von hieraus kamen wir am folgenden Tage auf dem Wege nach Tortona bald in die völlige Ebene der Lombardey.

Die Lombardey.

Eigentlich begreift man zwar unter dem Namen der Lombardey alles dasjenige, was ehemals zum lombardischen Reiche gehörte. Also nicht allein die ausgebreitete und fruchtbare Fläche, welche den grösten und reichsten Theil von Oberitalien ausmacht, sondern auch einige daran stoßende bergigte Länder. Gemeiniglich aber versteht man doch jetzt unter diesem Namen nur diese merkwürdige Ebene allein, und vergißt die Grenze des alten barbarischen Reichs.

Sehr merkwürdig ist dieser Fleck des Erdbodens, sowol durch seine natürlichen Eigenthümlichkeiten, als auch durch dasjenige, was im Gefolge derselben des Menschen Hand darin gewürkt hat. Er sieht keinem mir bekannten Lande ähnlich, am wenigsten dem übrigen Italien. Die Geschichte dieser Gegend ist nicht weniger merkwürdig,

würdig, und das bis in die allerlezten Tage, wo ein großer Theil derselben zu der neuen, seltsam so-genannten und keine Dauer versprechenden Cis-alpinischen Republik geschlagen ist *). Von Alters her ist auch dieses Land schon sehr berühmt. Unter dem Namen: campi circumpadani, macht schon Polybius eine schöne Beschreibung von dem Ueberfluße und von den Einwohnern dieses von den Alpen, den Appenninen und dem adriatischen Meere eingeschlossenen Dreyecks, dessen Maaß er ohngefähr angiebt. Nachher hieß dieses Land gewöhnlich Gallia cisalpina, auch Gallia trans- und cispadana. Der Name den es durch die Longobarden erhielt, die dasselbe zu ihrem Aufenthalte erwählten, ist ihm endlich geblieben.

Obwohl diese höchst merkwürdige Fläche jedem Reisenden auffällt, der aus den bergigten Gegenden von welchem sie eingeschlossen wird, in dieselbe plötzlich eintritt: so scheint es mir nichts destoweniger, daß man sie weder geographisch, noch geologisch, noch physisch hinlänglich kenne. Weil sie meine

*) Für die große Nation, der dieser neue Freystaat für seine sogenannte Freyheit Tribut bezahlen muß, ist er ja transalpinisch.

meine besondere Aufmerksamkeit bey verschiedenen Durchreisen auf sich zog, so will ich diese Lücke durch meine Bemerkungen, so weit sie reichen, auszufüllen suchen.

Die ganze Länge dieser Ebene von da wo sie sich gegen die Meeralpen zu anfängt bis ans adriatische Meer, wird an fünf und vierzig deutsche Meilen betragen. An der westlichen Seite, wo die Alpen mit den Appeninen zusammen stossen, ist sie nur schmal; aber am adriatischen Meere hat sie von der Gegend von Rimini bis oberhalb Venedig gewiß über 25 Meilen Breite. Der Po theilt sie in zwey ungleiche Hälften. Ihre Grenzen sind nirgends genau angegeben, und ich kann nur einige Punkte derselben anzeigen. Gegen Genua zu fängt sie bey Novi an, gegen Nice und den Col de Tende bey Coni, wie weit sie sich genau an den Ufern des Po hinauf erstreckt, das weiß ich nicht mit Gewißheit. Oberhalb Turin gegen den Mont-Cenis, fängt sie bey Rivoli an, zuwärts des St. Bernhards unterhalb Jvrea, nördlich von Mayland unterhalb Como. An der rechten Seite des Po wird diese Fläche von den Appeninen beschränkt, die sich bald diesem Fluße mehr nähern, bald davon entfernen. Von dieser Seite aber kann ich

nur zuverläßig Bologna angeben, welche Stadt ganz nahe am Fuß der Appeninen der Fläche Grenzen setzt.

Man muß sich jedoch diese Fläche nicht von den angegebenen Punkten bis an das adriatische Meer ganz frey und ununterbrochen vorstellen. Sowol die Appenninen als die Alpen strecken an mehrern Orten ihre Vorgebürge tief in dieselbe hinein, selbst bey Turin geschieht dieses, wie die Soperga und Montcalier zeigen. Am allermeisten aber in der Nähe von Cigliano in der Gegend des Lago Viverone, wo die Fortsetzungen der Alpen mit den der Appeninen so nahe zusammen treffen, daß der Po beinahe nur in einem Thale fließt. Fast ganz Montferat ist gebirgig. Auch bey Padua gehen von der Alpenseite aus Berge in die Ebene tief hinein, und vermuthlich geschieht das an mehrern Orten. Es können sich auch vielleicht einzelne Anhöhen darin wie Inseln finden. Indessen bleibt darum doch diese Fläche sehr groß, und ist so viel ich weiß, in Europa in in dieser Art einzig und die größte. Sie zieht sich an manchen Orten in verschiedenen Richtungen tief zwischen die Berge hinein. Jedoch halte ich aus obigen Ursachen die Berechnung des Engländers Young von diesem fruchtbaren Lande für unrichtig.

 Er

Er nimmt etwas für die Breite und für die Länge desselben an, und bringt nun für das Areal 15000 englische Quadratmeilen heraus. Auch Strabos Angabe, sie sey 2100 Stadien lang und beinahe eben so breit, ist nicht gegründet.

Nach unsrer Eintheilung der Länder, bis auf die Revolution, schließt sie in sich: ein großes Theil von Piemont, etwas von Montferat, das meiste von Mayland, Mantua, Ferrara, Parma, Piacenza, Modena, Reggio, Bologna, Romagna, und das beste des venetianischen Gebiets.

Dieses waren die herrlichen Gegenden, von welchen Hannibal gehört hatte daß sie am Fuße der Alpen liegen, wonach er seine Carthaginienser lüstern machte, und die er ihnen von irgend einer Höhe wieß *). So reich und fruchtbar aber auch diese

*) Man kann beym Polybius lesen, in welchem Rufe diese Gegend bey den Alten stand. Er sagt: „Wie „vortrefflich alles in dieser Gegend sey, läßt sich kaum „beschreiben. Weizen ist in solchem Ueberfluße, daß „man einen sicilianischen Scheffel um vier Pfenninge „kauft, und Gerste um zwey. Ein Maaß Wein er„hält man für ein gleiches Maaß voll Gerste. Hir„sen und andere Kornarten, so wie auch Eicheln, „sind in unermeßlicher Menge. Wie groß der Ueber„fluß an allen Lebensbedürfnissen sey, das läßt sich „daraus abnehmen: Wenn ein Reisender in ein „Wirthshaus kommt; so ist nicht die Frage was ein jeder Artikel

diese Gegenden sind, so reizend sie für Krieger seyn mochten, welche so lange und beschwerliche Züge durch unfruchtbare Felsen gemacht hatten, so wenig ergötzt auf die Länge ihr Anblick einen Reisenden. Wiewol sie sehr gut cultivirt sind, so ermüden sie doch das Auge, wenn man Stunden- und Tagelang solche Einförmigkeit vor sich hat. Man sieht überall gleich grosse Stücken Landes, zwischen welchen in dieser Gegend Reihen von Maulbeerbäumen gepflanzt sind, deren der starke Seidenbau welcher hier umher getrieben wird, benöthigt ist.

Besonderheiten der Flüsse in der Lombardey.

Nach der langen Dürre dieses Jahrs, konnte der Regen welcher vor einigen Tagen gefallen war, nun aber schon wieder aufgehört hatte, nur von geringer Würkung seyn; daher das Wasser welches von den Bergen in die Flüsse strömte, schon wieder verlaufen war. Dieses gab mir Gelegenheit die Betten der Flüsse genauer zu betrachten, die in der

„Artikel besonders koste, den er erhält, sondern man „fodert überhaupt, und die ganze Zeche für die vollständige Bewirthung wird selten mehr als einen halben Pfenning betragen. Die Menge, Größe und „Schönheit der Einwohner, so wie ihren Kriegsmuth „zeigt der Augenschein. (Lib. II. C. XV.)

Lombardey etwas ganz eigenes haben. Man glaubt auf einmal in eine öde uncultivirte, durch irgend etwas verwüstete Sandgegend zu kommen. Es liegen Steine umher, kein Kraut ist zu sehen; man fährt eine Weile darin, zuweilen fast eine Viertelstunde, man glaubt wol Spuren von Wasser und Ueberschwemmung darin wahrzunehmen; aber man denkt doch nicht daran, daß man würklich in dem Bette eines Flusses sey, der zu Zeiten fürchterlich strömt, denn man nimmt keinen Tropfen Wassers wahr. So ohngefähr sah das Bette der Scrivia aus, durch welches man zwischen Novi und Tortona fährt. Eben so fand ich auch nachher die andern Flußbetten, des Coiron, der Trebia, des Taro, des Panaro, der Secchia, des Tanaro und anderer mehr, in dieser trocknen Jahreszeit; nachdem ich doch acht Tage früher zwischen Novi und Voltagio ein solches Flußbette von Wasser strömend gesehen hatte, durch welches uns die sechs nackenden Kerle, deren man sich aus dem sechsten Abschnitte erinnert, begleiteten.

Weil der Boden hier, bis auf einen geringen Abhang gegen das adriatische Meer zu, durchaus wasserpaß ist; so konnte das Wasser sich nicht wie in andern Gegenden des Erdbodens die niedrigsten

Stel-

Stellen aussuchen, und seinen Fluß bilden. Es breitete sich, indem es von den Bergen herab floß, in der gänzlichen Ebene so weit aus, als seine Menge es jedesmal erfoderte, und daher entstanden diese sonderbaren Flußbetten, deren Gleichen man in andern Ländern nur stellenweise und im Kleinen findet. Diese Flußbetten mögen vielleicht durch das Fliessen so langer Zeit um ein wenig tiefer geworden seyn, als die benachbarte Gegend; aber es ist zum wenigsten sehr unmerklich, und dasjenige was von den Bergen herabgespült wird, ersetzt vermuthlich den Abgang wieder.

Diese Flußbetten sind kein kleines Uebel für diese reichen Gegenden, und es sind ihrer sehr viel. Man rechnet daß der Po in seinem Laufe durch die Lombardey gegen dreyssig Flüsse aufnimmt, von welchen die meisten solche Betten haben mögen. Sie nehmen an sich schon viel Raum auf dem fruchtbaren Boden ein, der zu nichts benutzt werden kann. Aber das Schlimmste ist, daß bey jedem grössern Wassergusse, ihre noch weitere Ausdehnung und die Ueberschwemmung der benachbarten Felder nichts hindert, deren Boden durch den Sand und die Steine welche sie darüber führen, verdorben wird. Für das Verkehr mit Fuhrwerk und das

Reisen sind sie höchst beschwerlich und nachtheilig. In der trocknen Jahrszeit fährt man zwar hindurch, ohne nur zu merken, daß man durch einen Fluß komme; aber nach heftigen Regengüssen, im Winter und im Frühlinge, wenn der Schnee auf den Bergen schmilzt, ist man zuweilen sehr verlegen. An Brücken über so breite Flüsse ist nur an wenig Orten zu denken. Die Brücken in der Lombardey sind vielleicht die längsten die es irgendwo giebt, und sie haben zu den Zeiten wenn die Flüsse trocken sind, ein sonderbares Ansehen, fast wie in den gewaltsamen englischen Gärten, in welchen das Wasser durch Sand angedeutet ist. Doch würde es in manchen Gegenden wegen gar zu großer Breite der Flüsse ganz unmöglich seyn, Brücken zu bauen. Es entsteht daher nicht selten der Fall, daß Fuhrwerke eine Zeitlang ganz liegen bleiben. Sie müssen durchgefahren werden, und das ist während solcher Fluthen gefährlich, theils wegen der Löcher die im Flusse sind, theils wegen der großen Steine die da liegen, und wegen der reissenden Gewalt des Wassers selbst. Menschen können wol in kleinen Nachen übergeführt werden, und Reisende thun dieses gewöhnlich, um sich nicht gleicher Gefahr mit ihren Wagen auszusetzen; aber für Schiffe die

Fuhrwerke tragen könnten, haben solche Ströme zu seichte Stellen. Der Poflus allein wegen des beständigen Wassers welches ihm die Menge seiner Zuflüße, sonderlich aus dem unvergänglichen Eise der hohen Alpen giebt, hat sich tiefer eingeschnitten, und sein Bette ist von dem der übrigen Flüsse unterschieden.

Es scheint mir, auch hier sey dem menschlichen Fleisse noch etwas übrig gelassen. Sollte man nicht durch einiges Ausgraben in der Mitte der Flußbetten, und die dadurch erhaltene Erhöhung der Ufer, nach und nach dem Wasser einen beschränktern Lauf geben können? Bey der Menge von Wassern die von den Alpen und Apenninen herabströmen, würde dadurch viel Boden gewonnen werden. Allerdings würde es viele Arbeit kosten, und die tobenden Bergwasser würden vieles wieder zuschlemmen. Gegen das adriatische Meer zu, wo der Boden noch fruchtbarer ist als in der obern Lombardey, folglich der Verlust desselben noch empfindlicher wäre, indessen die Ueberschwemmungen fürchterlich sind, hat man würklich an dergleichen gedacht. Ich erinnere mich zwischen Bologna, Ferrara und Padua gesehen zu haben, daß Flüsse und Canäle durch eine Art Dämme oder Deiche auf einen

gewissen Lauf eingeschränkt waren. An vielen Orten dienten alsdann diese Dämme statt der Fahrwege, die aber bey regnigtem Wetter wegen des fetten thonigten Erdreichs nicht gut zu befahren sind, und eine Ausnahme von den vortrefflichen Poststrassen machen, die man sonst fast durch ganz Italien findet.

Fernere Bemerkungen über die Lombardey.

In dem obern Theile der Lombardey, wo der Boden mehr sandartig ist, und die nahen Berge gute Materialien zum Wegebau liefern, sind die Landstrassen vortrefflich. Deswegen war es auch möglich, am zweiten Tage dieser Reise, den 14ten November von früh Morgens bis Abends um 7 Uhr von Novi über Tortona, Voghera, Piacenza bis Fiorenzola zu kommen, welches eilf Posten, oder über vierzehn deutsche Meilen sind. In einem Lande welches so einförmig ist wie die Lombardey, verliert man nichts durch schnelles Reisen. Es wäre zu wünschen, daß man eben so geschwind durch die langweiligen Haiden von Niederdeutschland kommen könnte. Aber die Klagen der Ausländer über diesen Zweig der Polizey in den meisten

Pro=

Provinzen von Deutschland, und vollends in den niedern Theilen desselben, bis dahin wo die dänische Postordnung angeht, sind sehr gegründet. In wenigen bereiseten Ländern von Europa, die Republiken ausgenommen, und einige deutsche Reichsstädte, findet man so viel Aufenthalt, so langsames Fahren, so unartige und unbillige Begegnung, und ist so vielen Erpressungen ausgesetzt.

Die Städte in dieser Gegend sehn sich alle sehr ähnlich und sind sehr verschieden von denen in dem übrigen Italien. Sie sind alle heiter, frey und weit, haben breite Gassen und große Plätze. Man hatte den Boden nicht zu schonen als sie angelegt wurden, und das völlig ebene Terrain hinderte nicht sich auszubreiten. In diesem Betracht haben sie einige Aehnlichkeit mit den Städten in den Niederlanden wie Valenciennes und Cambray. Tortona ist eine artige und ansehnliche Stadt. Die übrigen durch welche man vor Piacenza kommt, sind unerheblich.

Gegen Piacenza hin verändert sich die Cultur in etwas; die Maulbeer-Pflanzungen hören hier auf. Man sieht statt deren lauter Ulmenbäume weitläuftig regelmässig in Verband gepflanzt, an welchen die Weinstöcke hinaufgezogen sind. Diese hat man von einem

Baume

Baume zum andern ranken lassen, so daß sie überall lauter Festons von gleicher Größe bilden, indeß die regelmäßig abgetheilten Stücken Land, auf welchen sie wachsen, noch auf andere Weise bebauet sind. Der Erdboden nützt hier also dreyfach. Die Ulmen dienen zu der nothwendigen Feurung, weil es hier keine Wälder giebt; der Weinbau ist die zweyte Benutzung des Landes, und das Getraide welches darunter wächst die dritte. Der erste Anblick solcher Felder ist, wie ich nachher bey der Rückreise im Sommer sah, würklich schön, aber das beständige und unabsehbare Einerley ermüdet auch hier wieder.

Man war eben beschäftigt die Weinstöcke von den Bäumen herab platt auf die Erde zu biegen und sie da mit Mist oder Stroh zu bedecken. Da ich dergleichen in andern Weinländern nie gesehn hatte und der Weinstock sonst viel Kälte verträgt, so erkundigte ich mich nach der Ursach dieser Behandlung. In dem fetten Erdreiche, antwortete man mir, werde der Weinstock nicht allein sehr hoch, sondern auch sehr saftreich. Dieser viele Saft setze ihn hier der Gefahr aus, auch bey mittelmäßig kalten Wintern, selbst in diesem milden Clima zu erfrieren, wenn es nicht auf solche Weise

ver-

verhütet werde. Es wächst hier zwar viel Wein, aber er ist nicht vorzüglich. Ueberhaupt gedeiht der Weinstock am besten auf einem felsigten armen Boden, wenn dieser bearbeitet und durch Fleiß fruchtbar gemacht wird. So hat jede auch dem Anscheine nach verworfene Gegend dennoch ihre Vorzüge. Sonst sieht man hier auch wieder einen weissen Wein, der sonst in Italien selten ist, denn ich kenne nur vier oder fünf weisse italienische Weine, alle übrigen sind roth.

Oft hatte ich in Deutschland sagen gehört: seitdem man überall so viele rothe Bordeaux Weine trinke, sey es nicht mehr möglich der Nachfrage zu genügen, daher färbe man jezt den weissen Wein durch schädliche oder unschädliche Substanzen roth. Ich zweifle jezt sehr daran, daß diese Beschuldigung häufig gegründet sey. Wo eine weisse Traube wächst kann auch eine rothe wachsen. Und wenn sich gleich der Boden zu der einen Art besser schickt als zur andern, so wird doch jeder gewachsene Rothwein einem gefärbten vorgehn und daher lieber gebauet werden. Was man für Färbeholz ansieht wenn man es in den Weinfässern findet, sind mehrentheils unschädliche Büchen-Spähne, die den Wein klar machen.

Pia-

Piacenza.

Die Gegend um Piacenza ist angenehm. Die Stadt selbst hat eine beträchtliche Größe und bekommt eben dadurch ein etwas ödes Ansehn. Wenn die Größe der Städte, die Weite der Plätze und Straßen nicht im Verhältniß stehn mit der Größe der Gebäude und der Menge der Einwohner, so scheinen sie wüst. Es mag doch seyn, daß indem ich erst Tags zuvor das so bevölkerte enge Genua und seine hohen Palläste verlassen hatte, mir Piacenza zu ausgedehnt vorkam. Es sollen doch zwölf bis funfzehn Tausend Menschen hier wohnen. Aus der Menge der Boutiken zu schließen muß es auch nicht an Gewerbe fehlen. Einige wohlgebauete Häuser giebts doch auch, und die beyden Bildsäulen zu Pferde auf dem Dom-Platze sind eine nicht gemeine Zierde. Was ich eben nicht erwartet hatte, ich sah einige sehr schöne Equipagen herum fahren; es soll hier mehr von dem Adel des Landes wohnen als in Parma selbst. Piacenza ist als ein gesunder Ort berühmt, und ich kann hinzusetzen, es giebt auch viele wolgebildete Menschen hier; also ist es noch jezt wahr was Polybius hiervon sagt. In den wenigen Stunden unsers Aufent-

halts

halts sah ich manche schöne weibliche Physiognomie; insonderheit zeichneten sie sich durch frische Farbe aus.

Lebhafte Gesichtsfarbe, schönes Roth und Weiß, ist immer ein sicheres Merkmahl von nicht gar zu heißen Clima. Auf den ersten Anblick scheint es sonderbar, daß man diese mehr an der südlichen Seite der Lombardey finden sollte, als an der nördlichen, an welcher man weit häufiger die gelbe italienische Physiognomie findet. Aber die Ursach läßt sich nicht schwer ergründen. An der Nordseite dieses Thals prellt die Mittagssonne gegen die Alpenkette, und ihre Strahlen haben desto mehr Wirkung, weil die kühlern nördlichen Winde davon abgehalten sind. Man sieht daher an dem Fuße der Alpen oberhalb Mayland alle Zeichen eines wärmern Clima, man findet auch da wieder Oelbäume, die an der andern Seite am Fuße der Appenninen, so wie in der ganzen Lombardey nirgends gezogen werden. An der südlichen Seite hingegen schützen die Appennineu, die von Piacenza nicht sehr weit entfernt sind, vielmehr gegen die Hitze, und über die Landfläche können von Venedig her schon östliche Winde, die sich ziemlich gegen Norden drehen, diese Gegenden

treffen

treffen. Als einen Beweis, daß es hier im Winter ziemlich kalt werden müsse, sah ich die ungemein vielen Pelze an, die man vor den Kramläden ausgehängt hatte, indem jetzt die kalte Jahrszeit bevorstand.

Auch Piacenza hat seine Promenade zu Wagen, wie Turin; aber hier fährt man eine lange Straße mitten in der Stadt auf und ab.

Von Piacenza bis Fiorenzola bleibt sich das Land immer gleich. Wir übernachteten hier in einem Wirthshause, das ohne Zweifel eins der besten ordentlichsten und reinlichsten, nicht blos in Italien, sondern in irgend einem Lande ist; zum Beweise wie unrecht man hätte, die Unreinlichkeit den Italienern allgemein vorzuwerfen.

Von Fiorenzola reiseten wir am 15ten Nov. früh ab, und waren auf schönen Wegen in wenigen Stunden in Parma.

Die Ostentation, zu welcher die Italiener, aber auf eine eigene Art, einen sehr großen Hang haben, sah ich hier auf dem platten Lande auf eine ganz sonderbare Weise. Vor vielen an der Landstraße gelegenen Höfen standen große und hohe gemauerte und mit einiger Architektur gebauete Thore, ganz frey da auf dem Erdboden, ohne daß sich die

geringste andere Befriedigung daran gelehnt hätte. Man konnte zwar durch das Thor gehen oder fahren; aber auch eben so gut daneben vorbey. Wenn sie nicht etwan Vorrechte andeuteten, wie man aus dem Ansehen der Häuser vor welche sie standen eben nicht muthmaßen sollte: so sind diese nackten Thore eine ganz besondere Erfindung, um zu zeigen, daß man reich genug sey, Kosten, ohne auch nur einen Anschein von Nutzen anzuwenden.

Man kommt durch einen Ort in der Nähe des Taroflußes, dessen Name Castel Guelfo merkwürdig ist. Nicht weit davon am Po liegt Castel Gibellino, auch wol Gibello genannt, welches der andern Parthey gehörte. So nahe können sich jetzo kleine Veste feindlicher Mächte nicht mehr halten. Die Gegenwart an solchen Orten erinnert lebhaft an die Zerrüttungen der Vorzeit. Die Landplagen unsrer Tage sind andrer Art, aber wahrlich nicht besser.

Parma.

Diese Residenzstadt ist ein heiterer angenehmer und volkreicher Ort, man rechnete gegen vierzigtausend Menschen darin. Sie hat gerade und wohlgepflasterte Straßen, und ist gut gebauet. Die

Bibliothek ist ansehnlich. Ich ward hier durch den zweiten Bibliothekar, den Abbé Schenoni überrascht. Nachdem er gehört hatte woher ich sey, redete er mich auf deutsch an, welches er sehr gut sprach, und laß mir aus der letzten Augsburger Zeitung, Neuigkeiten aus meinem Vaterlande vor. Er war ein würklicher Gelehrter.

Man reiset nicht durch Parma ohne die schönen Gemählde zu sehen, die hier wenigstens sonst waren; hauptsächlich aber das große Meisterstück und den eben so großen Anachronismus des Corregio, den H. Hieronymus mit der Maria, der Magdalena und dem Christkinde auf einem Gemählde. Aber außerdem daß diese Bilder genug beschrieben sind, ist es auch unangenehm jetzt davon zu sprechen, da man nicht weiß ob die Stücke noch an dem Orte sind, wo man sie einst sah, oder nicht. Ich weiß zwar wol, daß der Herzog von Parma in Frieden mit den Franzosen lebt. Aber das beweiset keinesweges, daß die edle Nation, oder vielmehr ihre Vorsteher, ihn, als einen minder mächtigen, nicht ausgeplündert haben könnten. Es verdrießt mich aus den öffentlichen Nachrichten zusammen zu suchen, welches die Kunstwerke sind, die der schnell zu dem Titel eines großen Helden

gelangte moderne Thraso, auf eine bisher noch nicht erhörte Weise aus Italien geraubt hat. Aber was sich leicht voraussehen läßt, ist, daß die Folgezeit diesem Manne gar vieles von der Grösse abdingen werde, die man ihm gar zu verschwenderisch zugebilligt und die er so oft sich selbst beygemessen hat. Man wird einmal anfangen zu berechnen, wie groß denn der Widerstand war, den er zu überwinden hatte, welche Vortheile in seinen Händen waren, und welche Mittel er sich erlaubte; man wird erwägen, daß eine Handvoll herzhafter Tyroler ihm sein ganzes Bisgen mit Gasconaden geschmückten Lorbeer wieder würde abgenommen haben, wenn — man sie hätte machen lassen. Auf jeden Fall läßt sich sein Horoscop leicht stellen. Wie könnte ein besseres Schicksal seiner warten, als das eines Dumouriez, Lafayette, oder das des viel bessern Pichegrü *); wenn nicht seine außerordentliche Geschmeidigkeit ihn rettet.

*) Wenn man den Frieden recht betrachtet den Bounaparte zu Leoben schloß, so ist deutlich genug daraus zu ersehen, in welcher Noth der junge Held damals war. Der Friede ist höchst vortheilhaft für Oesterreich, und wahrhaft schimpflich für die Franzosen. Nicht zu gedenken, daß er ihrer eigenen so oft so feierlich erklärten Grundsätze spottete. Sie geben einen

Graf Camuti.

Eine sehr angenehme Bekanntschaft, die ich in Parma machte, war die des herzoglichen Leibarztes oder eigentlich proto-Medico, des Grafen Camuti, an welchen ich durch Tissot empfohlen war. Einen liebenswürdigern, angenehmern und dabey offenern Weltmann sieht man selten, unter Aerzten habe ich hierin kaum seines Gleichen gefunden. Dennoch ist er ein Arzt von vorzüglichen Kennt-

einen Freystaat unter monarchische Oberherrschaft hin, nachdem ihm schon seine Erhaltung versprochen war. Wer das Venetianische kennt und bedenkt, welche Zugabe dasselbe zur österreichischen Macht durch Lage und Beschaffenheit ist; wie es getrennte Staaten vereinigt, Ländern das Meer öfnet die davon abgeschnitten waren, welche Stärke und Hülfsquellen überhaupt aus dieser Acquisition erwachsen; so begreift man leicht, warum das Wiener-Cabinet lieber Venedig nahm, als Buonaparte mit seiner ganzen Armee vernichtete oder zu Gefangenen machte. Für die Ruhe von Europa, vielleicht am Ende für Oesterreich selbst, wäre dieses ohne Zweifel besser und sicherer gewesen. Aber aus dem engern Gesichtskreise des österreichischen Interesse angesehn, grenzt dieser Meisterstreich des Wiener-Cabinets an die höchste Vollkommenheit. Die Lombardey läßt sich gelegentlich wieder erwerben; aber das uralte ehrwürdige Venedig bot sich schwerlich ein zweitesmal auf eine so schickliche Weise wieder an. In diesem Frieden liegt daher schon Buonapartes Verurtheilung, wenn man einmal eine Ursach an ihm sucht.

Kenntnissen, wie von Tissot schon wußte, und in Parma stand er in großem Ansehn. In seinem Amte schien er nicht den Hofmann zu machen, wie er es sonst wol könnte. Die Erzherzogin, Gemahlin des Herzogs von Parma, ist als eine höchst lebhafte Dame bekannt. Sie liebt die heftigsten Bewegungen, starkes Reiten, und die Jagd leidenschaftlich, und ist das Widerspiel des Herzogs. Camuti versicherte, daß er es an Erinnerungen nicht fehlen lasse; er sagte ihr: Vous vivez avec empressement. Er war in Frankreich, in der Schweiz, und durch Italien gereiset, und mit seinem Hofe nach Wien gewesen; französisch sprach er so gut wie man es selten von einem Italiener hört. Doch war mir die Bekanntschaft dieses Mannes noch tröstlicher als angenehm. Eine sehr zerrüttete Gesundheit zwang mich in irgend einer großen Reise mein Heil zu suchen. Camuti war nach seiner Beschreibung eben so krank gewesen als ich. Er war einst in Gefahr durch Kohlendampf umzukommen. Er blieb zwar bey Leben; aber wurde doch durch diesen Zufall aus einem völlig gesunden Manne einer der elendesten. Seine Nerven waren in einem erbärmlichen Zustande. Er kannte fast keinen Schlaf mehr, fuhr vor dem ge-

ringsten Geräusche zusammen, litt alle die namenlose Pein, von welcher Gesunde sich nicht leicht einen Begriff machen können, und sie daher so gern für Einbildung halten, über die man sich mit einem festen Willen hinwegsetzen könne. Er hatte das Ansehn eines Gerippes. Als ihm nichts helfen wollte, so entschloß er sich nach Neapel zu reisen, wo er den Grund zur völligen Herstellung der Gesundheit legte, deren er damals recht sichtbarlich genoß. Wer jemals in ähnlichen Lagen gewesen ist, der kann es schätzen, was solche Worte mir für ein Balsam seyn mußten.

Die Comödie in Parma ist für Fremde nicht zu verstehen, denn sie wird im mayländischen Dialekt aufgeführt. Man verliert aus gleichen Ursachen in allen Städten von Oberitalien immer die Comödie, denn alle Schauspiele, außer der Oper, werden entweder piemontesisch oder mayländisch, oder genuesisch oder venetianisch aufgeführt, man muß sich also an die Oper halten.

Als eine Merkwürdigkeit besahen wir das berühmte große Operntheater, das größte in der Welt. Die Bühne allein hat 120 Fuß Länge. Es ist so ungeheuer groß, daß man kaum begreift, wie es

den-

möglich sey etwas darin hören zu können, und dennoch soll man sehr gut darin hören. Es ist indessen doch beinahe in 70 Jahren kein Gebrauch davon mehr gemacht, und alles darin ist so verfallen, daß es ziemlich viel kosten würde, um es wieder in brauchbaren Stand zu setzen.

Das Clima dieser Gegend ist, wie gesagt, nicht warm genug um Oelbäume zu pflegen. Man ersetzt diesen Mangel auf eine Weise, die mir bis dahin unbekannt war, nemlich, man preßt Oel aus den frischen Traubenkernen. Da sehr viel Wein hier umher wächst; so mag daraus auch wol etwas beträchtliches an Oel gewonnen werden, nur kann es für die starke Bevölkerung dieser Länder nicht zureichen. Inzwischen macht doch auch die gute Viehzucht hier das Oel nicht zu einem so großen und allgemeinen Bedürfniß als in andern Theilen Italiens. Der Wein aus dieser Gegend wird gar nicht verführt, er ist auch dazu nicht gut genug. Derjenige den man uns in Parma vorsetzte, war schon seines Ansehens wegen unangenehm. Ich habe nie einen ähnlichen Wein gesehen, er war ganz trübe und dick, von einer schmutzigen weisröthlichten Farbe, und etwas süßlich von Geschmack.

Das allgemeine Getränk aller Einwohner von Italien, ist außer dem Wasser, dessen man sich, aber nur wenig bedient, immer und zu allen Zeiten der Wein. Bier sieht man nirgends, und Brandtwein ist eine höchst ungewöhnliche Sache die man in keinem Wirthshause, wenigstens nicht auf dem Lande findet. Gewiß ist dieses ein großer Vorzug der südlichen Nationen vor den nordlichen. Niemand schadet sich hier durch Völlerey, und man sieht niemals einen Besoffenen. Die Weine welche der gemeine Mann trinkt, sind jung, und haben nicht Stärke genug um trunken zu machen; er kann sie deswegen für Durst trinken, ohne sich zu schaden. Je größer der Nachtheil ist, der für die Gesundheit und Moralität in dem nördlichen Europa durch den Brandtwein hervorgebracht wird, desto mehr muß man die südlichen Europäer glücklich schätzen wegen ihrer Unbekanntschaft mit diesem Gifte. Wohl und wahr wurde einst im brittischen Parlamente gesagt: die Brandtweinbrenner nehmen den Armen das Brod und bereiten Gift daraus. Wenn auch etwas der englischen Nation droht, und sie von ihrer Höhe stürzen könnte, so ist es der überhand nehmende Gebrauch starker Getränke in allen Ständen. Von den ehemals der Nüchtern

heit

heit so sehr ergebenen Franzosen ist es bekannt, daß sie jetzt den Brandtewein saufen wie Wasser. — Auch eine von den Früchten der beliebten Revolution, wodurch sie indessen doch manchen ihrer so hoch ausgerufenen Siege erhalten haben.

Wenn man den Unterschied bedenkt, der zwischen Genua und dem südlichen Theile der Lombardey in Absicht auf das Clima ist, da doch beyde Länder in gleicher Breite liegen; so wird es recht auffallend, was hierin die Exposition würkt. Ich habe angeführt, daß in diesen Theilen der Lombardey der Weinstock leicht erfriert, daß kein Oelbaum darin fortkommt, indessen man in Genua die schönsten Citronen und Orangen, Granatäpfel, Feigen, und fast alle Früchte und Gewächse die Neapel hervorbringt, mitten im Winter in freyer Luft wachsen sieht. Die einzige Ursach hiervon ist die Exposition von Genua, die also mehr thut als die Lage mit Rücksicht auf die Breite. Gegen Norden und Osten ist es vollkommen gedeckt, und hingegen der freyen Würkung der Mittags- und Abendsonne offen. Was die Exposition thue, das bemerkt man freylich auch bey uns schon in einem und demselben Hause. Die Kammern welche nach der Mittagsseite liegen, sind allemal trockner und

auch im Winter wärmer, als diejenigen, die eine entgegenstehende Richtung haben. In unserm Clima ist allemal eine Wohnung, wenn das übrige gleich ist, gesunder und angenehmer, welche an einem nach Süden gekehrten Abhange liegt, oder durch Waldung und Anhöhen gegen Norden gedeckt wird, als wenn sie die entgegengesetzte Exposition hat.

Von Parma bis Modena verändert sich das Ansehen des Landes nicht. Wir hatten am 16. Nov. schon um Mittag die vier Posten bis dahin auf den schönsten Wegen zurückgelegt. Reggio ist der einzige erhebliche Ort durch welchen man kommt. Es ist die Hauptstadt des ehemaligen Herzogthums dieses Namens, und jetzt ein Theil der neuen oberitalienischen Republik. Diese Vaterstadt des Ariosts hatte damals eine andere Merkwürdigkeit, die man nicht verfehlte, jedem Reisenden während des Umspannens an den Wagen zu bringen, es sind — vorzüglich gute Pastetchen.

Modena — nunmehro auch ein Stück der neuentstandenen Republik — ist eine recht schöne Stadt. Wir hielten uns nur so lange auf als nöthig war um die Merkwürdigkeiten des Schloßes und einiger Kirchen zu besehen, die hinlänglich beschrieben sind. Doch wollte oder konnte man uns

in der Eile den berühmten alten Wasser-Eimer la secchia rapita in der Domkirche nicht zeigen. Sowohl in Parma als auch hier hatte das Militair ein überaus gutes Ansehen, und die Paraden fielen ins Auge, ich hätte in Italien von der Art kaum etwas erwartet. Die Officiere waren auf eine Weise höflich, die ihnen Ehre machte.

Bologna.

So wie man sich dieser großen uralten und berühmten Stadt nähert, wird sie durch viele und darunter einige schöne Landhäuser angekündigt. Außer Holland weiß ich kein Land, in welchem man das thun könnte was wir an jenem Tage in der Lombardey thaten, wir frühstückten in einer Stadt von 40000 Einwohnern, waren Mittags in einer andern von 30000 und zu Abend in einer dritten von 80000. Eine solche Nähe so großer Städte die keinen Seehandel haben, zwischen welchen noch viele wohlgebauete kleinere Städte- und eine Menge stadtähnlicher Dörfer liegen, zeugt von einer sehr großen Fruchtbarkeit des Erdbodens. Alles was zu den Bedürfnissen des Lebens gehört, was die Ebene, die Flüsse und die nahen Berge geben können, liefert diese Gegend mit Ueberfluß.

Und wenn das äußere blühende Ansehen der Orte ein Beweis von der Glückseligkeit der Einwohner seyn kann, so däucht mir genoß diese Gegend vormals einiges Glücks.

Die Bologneser waren immer ein wenig rebellisch und sehr eifersüchtig auf ihre Vorrechte. Sie genossen viele Vorzüge, und auf einigen ihrer Münzen stand das Wort Libertas. Es wäre ihnen wohl zu wünschen, daß sie bey der letzten Veränderung etwas besseres möchten wiedergefunden haben, denn mir schien ihre Lage sehr gut zu seyn.

In den Zeiten wie noch Italien für die Lehrmeisterin der Welt galt, war Bologna die vornehmste hohe Schule von Europa. Aus allen Ländern schickte man die Jugend hieher zu studiren. Besonders kamen viele deutsche dahin, die sogar gewisse Privilegia hatten. Mir fiel, indem wir uns dieser ehrwürdigen Stadt näherten, zufällig der Anfang eines lustigen altdeutschen conte wieder ein, den ich in meiner Jugend gelesen hatte, und der an jene Zeiten erinnert:

Ein Junggesell nach Welschland zoh

Auf die Schule zu Bononi hoh —

Von

Von den 10000 Studenten die man ehemals hier will gezählt haben, waren nur noch wenige hundert übrig. Indessen sah man doch noch in den Anstalten die Ueberreste einer gewissen Größe. Das von vielen Reisenden beschriebene und durch eine eigene Beschreibung bekannte neuere Institut, ist ein wahrer und sehr großer Pallast, der vermöge seiner Inschrift zum Nutzen des ganzen Erdkreises bestimmt ist. Man konnte auch nicht sagen, daß er vernachläßigt oder im Verfall sey. Alle die bekannten sehr schätzbaren Sammlungen in demselben waren in guter Ordnung. Die der Hebammenkunst gewidmeten Wachspräparate, die man ehemals als merkwürdige Kunstwerke zeigte, hatten durch die viel schönern und richtigern Florentinischen ihren Werth verloren. Die Naturalien-Sammlung hatte eben einen wichtigen Zuwachs erhalten, durch ein Geschenk der Kaiserin von Rußland, welches in einem vollständigen Cabinette der sibirischen Steine und Mineralien bestand. Ob die Bologneser alle diese schönen Sachen noch besitzen, oder ob sie von ihren guten Freunden, den Franzosen, für gute Prisen erklärt sind, davon fehlen die Nachrichten; aber nach den in Holland und anderwärts gezeigten Grundsätzen — oder Mangel an Grundsätzen — muß man es wol vermuthen.

Eine

Eine heitere Stadt ist Bologna eben nicht, obgleich die Gassen weder eng noch kothig sind, und zwischendurch viele gute Gebäude stehen. Aber überhaupt ist doch hier mehr Unreinlichkeit als in den übrigen Städten von Oberitalien, die auch äußerlich an den Häusern und ihren Mauern zu ihrer großen Mißzierde zu sehen ist. Ferner wird dem Ansehen der Stadt sehr geschadet durch die Vermischung der guten und schlechten Gebäude, und durch die Arcaden die nicht gleichförmig sind, und fast durch die ganze Stadt gehen. Viel trägt auch zu dem weniger schönen Aussehen der Stadt bey, daß überhaupt das Detail selbst an den besten Gebäuden ganz vernachläßigt wird. Die Façaden bleiben gewöhnlich so wie sie aus der Hand des Maurers giengen, und da sie von rothen Backsteinen sind, die durch Zeit und Schmutz dunkel werden, so verfinstern sie das Ansehen nicht wenig. Von Anmahlen der Häuser weiß man gar nichts. Dazu sind denn die Thüren und Fenster von der allerschlechtesten Beschaffenheit, so wie man sie bey uns kaum an einem Hühnerstalle dulden würde.

In ihrem Bauwesen gleichen die Italiener überhaupt den Genies die im Großen ihre Sachen gut anordnen; aber denn auch genug gethan zu

haben

haben glauben, und sich um das Detail nicht bekümmern. Sie bauen, nur nicht in Absicht auf Sauberkeit und Nettigkeit, mehr für das Auge, andere Völker mehr für Bequemlichkeit und Gebrauch. Sie bauen in einem großen Stile eine prächtige Façade, eine schöne und kühn angelegte Treppe, richten im Ganzen das Gebäude gut ein, und wohnen schlecht darin. Wir sind zufrieden wenn in unserm Hause alles dicht, bequem, wöhnlich, rein und freundlich ist, das Aeußere, wenn es nur nicht unsauber ist, mag so schief, so unsymmetrisch, so unansehnlich und so unarchitectonisch seyn als es will. Ein schmutziger Fußboden und schlechte undurchsichtige Fenster machen uns schon ein Zimmer unerträglich. In Bologna schien es ein Grundgesetz zu seyn, daß man durch die Fenster nicht sehen müsse. Die Fenster in dem Zimmer des Gasthofes worin ich logirte, und mehrere andere waren von Natur undurchsichtig, sie waren von einem künstlich buntgeschweiften oder wellenförmigen Glase, wie man es in Deutschland wol an großen Biergläsern hat. Ich gab dem Lehnlaquayen ein Wasserglas um es auszuspülen, er nahm das Geschäft sogleich im Zimmer vor, und goß das Spühlwasser ohne Umstände auf den Boden. Als ich bezeugte, daß ich

der-

dergleichen nicht gerne sehe, so antwortete er: das hänge zwar von mir ab, aber er setzte hinzu, wir machen es hier immer so. Nun ist freilich wahr, daß ein Fußboden von rothen Ziegelsteinen die Feuchtigkeit schneller in sich zieht als unsre Bretternen.

Einige alte Thürme in Bologna, deren einer schon 700 Jahre alt seyn soll, sind sehr berühmt. Man spricht immer nur von ihrer Höhe oder von ihrer Schiefheit, nirgends von ihrer Gestalt. Sie sind nur von rothen Backsteinen und viereckig aufgemauert. Aber einige davon haben etwas in ihren Verhältnissen, etwas schlankes, gefälliges (svelte), das ihre Figur meinen Augen sehr angenehm machte. Alle neueren Kirchen in Bologna haben Cuppeln oder Dome, und man kann also hier die Würkung der Thürme und Cupolen vergleichen; denn in Unteritalien sieht man gar keine spitzige Thürme mehr. Ich läugne der Cuppel gar nicht ihre Schönheit ab, aber ich möchte doch wol behaupten dürfen daß daneben auch ein Thurm schön seyn könne, und zwar unabhängig von allem Zierrathe blos durch seine Gestalt und Verhältnisse. Man sieht hin und wieder Thürme die sehr gut ins Auge fallen; ich erinnere mich in der Gegend von Zürich auf dem

Lande

Lande verschiedene dergleichen gefunden zu haben. Es ist, wie ich glaube, ein Verstoß gegen den guten Geschmack, eine so gothische Bauart wie einen spitzigen Thurm, zu vertheidigen, oder gar schön zu finden. Ich gebe auch gern zu daß die meisten Thürme in der Nähe ziemlich heßlich sind, und ich will nur so viel sagen: daß doch ein Thurm eine Art von Schönheit, selbst aus der Nähe angesehn, haben könne. Von ferne hat es keinen Zweifel, daß eine Stadt mit Thürmen sich schöner ankündigt und weiter zeigt als eine mit Cuppeln, wenn es nicht lauter Peters Cuppeln sind. Ich möchte daher schon aus dieser Ursach wünschen, daß die Thürme nicht ganz aus der Mode kämen.

In der Opera Buffa sind die Italiener Meister, und es ist auch ihre Erfindung. Musik, Gesang und Spiel hat hier den Vorzug vor allem was man in andern Ländern von der Art sieht. Man führte auf: I due Castellane, worin unter andern Sig. Cinto, ein vortreflicher Tenor, sang. Die Herren welche ich im Parterre sitzen sah hatten ein ziemlich schlechtes und schmutziges Ansehn. Der geringe Preis der Entree in Italien erlaubt aber auch jedem der ein paar Paule in der Tasche hat, ins Parterre zu gehn. Für mich hatte dieses Stück das An-

stößige, daß darin ein Tedesco, oder eine Caricatur von einem Deutschen vorkam, so wie er nun einmahl auf dem italienischen Theater gestempelt ist; ein plumper, vierschrötiger dummer aber ehrlicher Mensch, der zwischen dem fehlerhaft gesprochenen Italienischen zuweilen ein Ja einmischt. Für deutsche Reisende ist es kein angenehmer Umstand, daß man in keinem der andern Europäischen Länder gewinnt, wenn man sein Vaterland nennt, und daher eben nicht nöthig hat zu eilen um die Leute aus dem Irrthume zu ziehn, wenn sie uns ein anderes Vaterland beylegen. Durchgehends kommt man am besten weg wenn man für einen Engländer gilt, auch sogar in Frankreich. Dagegen war es am schlimmsten in Italien, so wie in England, für einen Franzosen gehalten zu werden. Der Haß der Italiener gegen die Franzosen geht bis zum Abscheu; un francese ist beynahe ein Scheltwort, und das Monsu was man, in Unteritalien wenigstens, jedem Franzosen vor seinem Namen sezt, ist nicht viel besser. Schwerlich konnten die neuern Begebenheiten die Franzosen in Italien beliebter machen.

Ein großer Schatz von Gemählden war sonst in Bologna in Kirchen und Privat-Sammlungen. Es

Es ist mir unbekannt, was die gallische Schwester Republik sich davon zugeeignet hat, um sich vorläufig für die herrliche Art von Freyheit bezahlt zu machen, die sie den zuvor nicht unglücklichen circumpadanischen Völkern über den Hals gebracht hat. Glücklicherweise ließen sich doch die vielen Mahlereyen al Fresco nicht rauben. Die Palläste Zambeccari, Sampieri, Ranutzi, enthielten sonst große Meisterstücke. Der so oft beschriebene und im hohen Grade schöne, über seine Verläugnung weinende Petrus, von Guido, war so berühmt: daß der Besitzer desselben, der Graf Sampieri, wie man mir erzählte, sich auf auswärtigen Reisen wol pflegte, zum Unterschiede von andern seines Namens, Sampieri di S. Pietro zu nennen.

In keiner Stadt hat man es mit den Arcaden oder Porticos weiter getrieben als in Bologna. Nicht allein gehen sie durch die ganze Stadt, sondern auch noch vom Thore ab ganz nach der Kirche Madonna di St. Luca, die beinahe eine halbe Stunde davon auf einer Anhöhe liegt. Dieser Gang hat 700 Bogen, und man fährt eine gute Viertelstunde daneben her.

Die Kürze unsers Aufenthalts in Bologna sowol auf der Hinreise, als auch im folgenden Jahre

auf dem Rückwege, erlaubte mir nicht die Bekanntschaft von dortigen Gelehrten zu machen.

Reise über die Appenninen nach Florenz.

Wir verliessen am 18. Nov. Vormittags Bologna. Ganz nahe bey dieser Stadt, nachdem man einige artige Landhäuser vorbey gekommen ist, verändert sich nunmehro das Ansehen des Erdbodens. Die völlige Ebene in der wir von Novi ab über dreyßig deutsche Meilen gereiset waren, hört hier plötzlich auf, und das Land wird wieder ungleich. Berg und Thäler, Gehölze, Bäche, Wiesen und Felder wechseln nun wieder ab. Man sieht wieder Mannigfaltigkeit und veränderte Lagen, interessante und mahlerische Gegenstände, angenehm und sonderlich liegende Wohnungen. Man braucht hier nicht mehr das Auge das sich ergötzen möchte damit zufrieden zu stellen, daß dasjenige was es sieht nützlich sey, und viel Menschen und Vieh reichlich ernähre.

Die Appenninen fangen hier aber sehr bald an steil zu werden. Hinter Pianoro, der ersten Station von Bologna spannte man uns zu sechs Pferden noch zwey Ochsen vor, mit deren Hülfe wir bald auf die völlige Höhe, ohngefähr auf halben Wege nach Lojano kamen.

Große Aussicht von den Appeninen.

Ich hatte verschiedentlich von der merkwürdigen Aussicht gehört, die man von dieser Höhe auf die Lombarden habe, und stieg also an der deshalb bekannten Stelle aus, wo man ohnehin stille hielt, um unsere Ochsen wieder abzuspannen. Man muß noch eine nicht weit vom Wege befindliche ganz frey liegende Höhe ersteigen, wird aber denn für diese Mühe reichlich belohnt. In Wahrheit ich erwartete das nicht, was ich hier sah. Nicht blos sieht man hier Bologna mit seiner Gegend, sondern man übersieht von dieser vorliegenden Höhe unter sich die ganze Lombardey, und nicht die allein, sondern auch die ganze Kette der hohen Alpen, vieles von der Kette der Appenninen, und zur rechten das adriatische Meer. Ich erstaunte über die Größe dieses Anblicks; es ist unstreitig von allen b e g r e n z t e n Aussichten eine der reichsten, weitesten und ausgebreitesten, die irgendwo auf der Erde seyn mögen. Es war ein schöner italienischer Herbsttag und eben um Mittag, also der günstigste Augenblick und das beste Licht für diese Scene. Ueber die ganze Breite der Lombardey hinweg konnte ich mit bloßen Augen im Norden die Alpenkette in ihrer ganzen Länge, und ihre, von der gerade darauf fallenden Mittags-

 sonne

sonne glänzenden Eisgipfeln, ganz deutlich sehen. Wenn man die Entfernung betrachtet, wie man sie sich auf der Landkarte versinnlichen kann; so sollte man denken, eine Aussicht von solcher Weite sey unmöglich. Ich hätte selbst meinen Augen nicht getrauet, wenn ich nicht diese Aussicht schon historisch gekannt hätte; denn manche von den Bergspitzen müssen 20, 25 und mehr deutsche Meilen in grader Linie entfernt seyn. Es wird versichert daß man hier nicht etwan blos die Alpen sehe die über Vicenza, Verona und Mayland hinaus liegen, sondern auch die über Turin. Also sicherlich sah ich hier den Roche-Melon, ich zweifle nicht daß ich auch den Montblanc gesehen habe. Die Kürze der Zeit die ich dieses Anblicks genießen konnte, reichte nicht zu um mich völlig zu orientiren. Was wäre mir ein Begleiter werth gewesen, der mir jede Höhe mit Namen hätte nennen können.

Da ich alles was ich da sah schon mit bloßen Augen sehr schön erkannte, und durch Ferngläser mit der grösten Deutlichkeit, da es auch sonst bekannt ist, daß an dieser Stelle eine solche unerhörte weite Aussicht sey; so fallen alle Zweifel dagegen weg, die mir sonst selbst über die Möglichkeit aufgestiegen sind, daß man auf der Erde so weit sehn

könne. Mir ist zum wenigsten nur ein Beispiel von einem Matrosen bekannt, der von einem Schiffe auf zehn Meilen mit bloßem Auge flaches Land entdeckte, und dieses hat man als etwas höchst außerordentliches betrachtet und angemerkt. Vielleicht bin ich auf dem rechten Wege zu erklären, warum man hier so erstaunlich weit sehen konnte. Die Größe der Alpengebirge und der Schnee auf den Gipfeln, die Heiterkeit des Tages, und der günstige Umstand, daß die Strahlen der Mittagssonne gerade von meiner Seite dagegen prellten sie zu erleuchten, thaten ohne Zweifel das ihrige dazu. Wahrscheinlich sieht man die niedrigern Appenninen von den Alpen nirgends so deutlich. Aber die Hauptsache ist wohl, daß man von den Appenninen zu den Alpen von einer großen Höhe zur andern sieht. Näher an der Oberfläche der Erde würde man so weit nicht sehen können. Diese höhere Region der Luft durch welche man von Berg zu Berg hinsieht, ist weit reiner und durchsichtiger als die in der Tiefe unten. Würklich sah man auch von den Gegenständen näher gegen den Fuß der Alpen fast nichts, indessen die weit entferntern Gipfel so klar da lagen.

Geologische Betrachtung der Lombardey.

Nächst den Alpen zog die Lombardey meine Augen an, weniger das adriatische Meer, welches auch durch einigen Nebel verdunkelt wurde. Gegen Westen und Süden waren blos Gipfel der Appenninen sichtbar, deren viele der Schnee bedeckte.

Ich sah nunmehr diese große Fläche, die wir so eben der Länge nach durchreiset waren, frey und ganz zu meinen Füßen, und ihre Grenzen durch die Berge umher bezeichnet. So weit die Augen kleine Gegenstände unterscheiden konnten, erschien sie gedrängt voll von Städten, Dörfern und Wohnungen *).

Schon auf der ganzen Reise durch diese merkwürdige Gegend beschäftigten mich die Eigenthümlichkeiten derselben, die außerordentliche Fruchtbarkeit und die völlige wasserflache Ebene. Da die Natur die Oberfläche des Erdbodens nirgends so bildet, was hat denn, fragte ich, diese große Strecke, so völlig als wäre es durch Kunst geschehen, geebnet?

Ich

*) Man rechnet in der Lombardey die Bevölkerung auf 6000 Menschen für jede Quadratmeile; das ist mehr als irgendwo auf der Erde, da man selbst in den fruchtbaren Niederlanden, oder Belgien, nur 4000 zählt.

Ich kannte freylich Gegenden die im kleinen eine Aehnlichkeit mit der Lombardey haben, und hatte lange zuvor Beobachtungen über sie angestellt. Diese mir bekannten Striche Landes sind so eben wie die Lombardey und vollkommen so fruchtbar. Aber sie sind ohne Vergleich kleiner wie jene, erstrecken sich höchstens einige Meilen Landeinwärts, und sind offenbar ein Gemächt des Wassers und seiner Ueberschwemmungen in neuern Zeiten. Die bedeutendsten dieser höchstfruchtbaren Ebenen sind an den Ufern des Weltmeeres und der großen Flüsse so weit Ebbe und Fluth reicht; kleinere findet man höher aufwärts an solchen Stellen der Flüsse wo sie noch jetzt überschwemmen, wenn es nicht die Kunst verhütet. An den Ufern der Ostsee, weil sie keine Ebbe und Fluth hat, und ihre blos von Winden verursachten Ueberschwemmungen nicht bedeutend sind, giebt es keine große Striche der Art; wenigstens nicht so weit ich sie kenne.

In Holland und bey den großen Marschgegenden an der Nieder-Elbe, Weser und Ems, ist es ausser allem Zweifel daß das Wasser die Oberfläche dieser fruchtbaren Länder ganz allein bildete. Von vielen ist dieses schon durch die Geschichte bekannt, und zum vollkommensten Beweise davon hat noch

keine Kunst diese Länder ganz und schlechterdings der Oberherrschaft dieses Elements entziehn können.

Mit der Lombarden aber verhält sichs ganz anders, und von jenen Ländern läßt sich auf diese gradezu kein Schluß machen. Das mittländische Meer hat so wenig wie die Ostsee Ebbe und Fluth, und hätte es die auch, wie könnte dadurch vom adriatischen Meere ab — dem einzigen Zugange für dasselbe — vierzig bis fünf und vierzig Meilen hinauf bis nach Novi und Coni gewürkt worden seyn. Da die Flüsse sämmtlich von da herab ins adriatische Meer fließen, so setzt dieses schon eine beträchtliche Erhebung der Fläche gegen die genuesischen Appenninen voraus. Wollte man auch nur anderthalb Fuß für jede Meile Fall annehmen; so müßten die Fluthen des Meers über 60 Fuß höher gestiegen seyn. Die Geschichte sagt uns von dergleichen nichts, und ich weiß auch nicht daß irgend jemand nur die Vermuthung geäußert habe, daß seit der letzten Erdrevolution die See die jetzige Lombarden einst bedeckt haben müsse.

Dieses waren immer meine Einwürfe, so oft bey mir auf dem Wege der Gedanke entstand, daß nur das Wasser die jetzige Oberfläche der Lombarden gebildet haben könnte. Aller derselben ohngeach-

geachtet aber kam ich doch immer zu meiner Vermuthung zurück, und überzeugte mich je länger je mehr, daß doch das Meer und nur das Meer allein, und zwar seitdem unser Erdboden seine jetzige Oberfläche hat, die Lombardey schaffen konnte.

Indem ich hier von der Höhe der Appeninen dieses ganze Land mit einem Blicke übersah, so verschwanden vollends alle Zweifel, und ich glaubte und glaube noch die wahre Geschichte desselben zu errathen. Weil denn doch sagte ich mir, eine solche Ebene nur vom Wasser gebildet werden konnte; so kann es nicht anders seyn, als daß einmal das adriatische Meer hier einen Meerbusen bildete und die jetzige Ebene zwischen den Alpen und Appenninen mit Wasser bedeckte. Damals war also das übrige Italien eine wahre Halbinsel, die nur durch den schmalen Nacken der genuesischen Appenninen mit dem obern Theile zusammenhieng.

Aber wie ist das geschehen, wie konnte das Wasser soweit zurück treten? Diese Frage war ich nicht schuldig zu beantworten. Ich begnügte mich damals damit, daß es unmöglich eine andere Ursach dessen was man da sieht geben könne. Und wenn unsre Geschichte davon nichts sagt, so mag

es

es immerhin zu den Begebenheiten gehören, die älter sind als unsre Nachrichten.

Seitdem habe ich bey weiterm Nachforschen gefunden, daß bereits alte Untersuchungen des Bodens vorhanden sind, die beweisen, daß allerdings die Würkung des Wassers bis auf eine große Tiefe in dieser Gegend zu erkennen sey. Der gelehrte paduanische Arzt Ramazzini hat uns die Folge der Erdlagen aus der Gegend von Modena bis auf 63 Fuß tief aufbehalten, wo sich durchgehends Spuren vom Wasser zeigen. Ich gestehe inzwischen, daß diese Lagen auch, wenigstens zum Theil, ältern Urspcungs seyn können als die Beschaffenheit der Oberfläche dieses Landes.

Manchmal habe ich nach jener Zeit wieder an das gedacht was ich damals sah, und bey einer solchen Gelegenheit hat sich mir eine Hypothese dargestellt, die, wenn sie nichts mehr ist als Hypothese, die Erscheinungen doch vollkommen erklärt.

Das mittelländische Meer hat den Zufluß von einer großen Anzahl wasserreicher Ströme, im Verhältnisse mit seinem Umfange weit mehr als z. B. die Ostsee. Man nehme nur die Rhone, den Po, die Donau, den Dnieper, den Don und den Nil. Diese müssen demselben, ohne noch die gar

die-

diesen kleinen zu rechnen, benebst dem Regen weit mehr Wasser zuführen als es verdünsten kann. Wenn wir nun uns in die Zeit zurück denken, wo die Oberfläche unsrer Erde ihre jetzige Gestalt erhielt; so läßt sich allerdings die Frage aufwerfen: wie war damals das mittländische Meer beschaffen? Hieng es schon mit dem Weltmeere zusammen, oder war es ein Wasser für sich, und gab es eine Zeit wo Europa noch nicht von Afrika getrennt war, wo der Ausfluß oder die Straße von Gibraltar noch nicht existirte? Daß dieses gar wohl seyn könnte, haben schon mehrere vermuthet; aber ohne von der Beschaffenheit der Küsten dieses Meeres hergenommene bedeutende Gründe. Eben so hat man es von der Ostsee vielleicht irrig, und sogar einen alten Zusammenhang zwischen England und Frankreich vermuthet. Von dem mittländischen Meere meine ich es hingegen sehr wahrscheinlich machen zu können.

War aber einst das mittländische Meer ein abgesondertes Wasser ohne Zusammenhang mit dem Weltmeere, so mußte die Höhe des Wassers sich in denselben gegen jenes bald verändern, wenn sie auch anfangs gleich gewesen wäre. Es ließe sich ohngefähr berechnen, wenn man die nöthigen Data sammlete,

lete, wie viel Zeit erforderlich gewesen sey um den Spiegel des mittländischen Meeres so hoch zu heben, daß er die ganze Lombardey bedeckte. Diese fehlen mir zwar; aber ich glaube daß man völlig mit der Zeit auskommt, wenn man auch von der letzten Erdrevolution, der einzigen von welcher die menschliche Geschichte etwas ausdrückliches weiß, die durchs Wasser bewürkt ist, zu rechnen anfängt. Diese große Ueberschwemmung ist nach den übereinstimmenden Nachrichten der Juden und der Indier vor ohngefähr etwas mehr als viertausend Jahren vorgefallen. Sie hat ohne Zweifel große Veränderungen auf dem Erdboden hervorgebracht, um so mehr da sie wol noch etwas anders gewesen zu seyn scheint als eine bloße Bewegung des Wassers allein. Eben aus diesem Grunde glaube ich nicht, daß man in Absicht auf das Land von dem ich rede früher zu rechnen anfangen dürfe. Eine solche Ebene zu bilden, dazu gehört eine langsame ruhige und einförmige Wirkung des Wassers, keine Erschütterungen, keine gewaltsame Fluthen. Sie entsteht auch nicht in der Tiefe des Meeres wo Ströme sind und daher der Boden uneben wird, sondern näher unter der Oberfläche des Wassers.

Die-

Dieserwegen kann die Ebene der Lombardey nur seit der letzten Erdrevolution entstanden seyn.

Weil die Geschichte, so viel mir bekannt ist, nichts davon weiß daß jemals ein Theil von Oberitalien von der See bedeckt war, und daß andere Ufer des mittländischen Meeres die eben so niedrig sind, einst überflossen gewesen wären nur muthmaßt. Davon aber daß dieses Meer einmal abgesondert gewesen wäre von dem Weltmeere nichts erwähnt: so müßten folglich alle diese Dinge geschehen seyn zwischen dem Ende der Sündfluth und der Zeit wo unsre Geschichte des mittländischen Meeres anfängt. Und dieses scheint mir ganz möglich. Bevor die Menschen nach jener Fluth, aus der Mitte von Asien sich bis an das mittländische Meer ausbreiteten, mögen leicht vier bis fünfhundert Jahre verflossen seyn *). Ohngefähr um diese Zeit scheint auch die glaubwürdige älteste Geschichte dieser Gegenden, nemlich die der Egypter anzufangen. Was man aber von dem ältesten Zustande Egyptens aus den Zeiten des Menes erzählt, bestätigt gar sehr, wie ich gleich zeigen werde, meine Muthmaßungen.

Wenn

*) Whiston rechnet daß die gesammte Menschen-Zahl der Nachkommen Noahs in 475 Jahren erst 424,288 könne betragen haben.

Wenn ich mir das mittländische Meer bey dem Ende jener Fluth rund umher eingeschlossen denke, so lief darin, als an dem niedrigsten Orte, das Wasser von allen höhern Gegenden oder Ländern zusammen, die gegen dasselbe einen freyen Abhang haben *). Also aus allen den Gegenden deren Flüsse sich noch jezt in dieses Meer ergießen. Es ist wol nicht unwahrscheinlich, daß schon durch diese erste Ergiessung dieses Wasserbehältniß höher angefüllet seyn möchte als das Weltmeer, das sich nach allen Seiten freyer ausbreiten konnte. Wäre es aber auch nur von gleicher Höhe oder gar niedriger gewesen, so mußte die Folge der Zeit, der beständige bedeutende Zufluß ohne allen Abfluß, es bald über das Weltmeer erheben. Ich denke daß wenige Jahrhunderte zugereicht haben, dieses Gewässer so hoch zu treiben daß es diejenigen von seinen Küsten die noch jezt die Spuren davon tragen, und auch die Lombardey bedeckt habe.

Indem nun aber das Wasser eine gewisse Höhe erreichte, so mochte es endlich an der Erdenge, die zwischen Spanien und Africa vorhanden war, Stellen

*) Sonderlich wenn alle jetzigen Meere nach de Lücs sehr wahrscheinlichen Vermuthung eingesunkenen Gegenden des antediluvianischen Erdbodens wären.

Stellen finden die nicht höher waren als sein Spiegel. War ihm nur erst ein ganz kleiner Weg nach dem atlantischen Meere über diesen Damm, wie breit er auch seyn konnte, offen; fand nur erst ein Bächlein einer handbreit durch noch so viele Windungen dahin einen Ausgang; so kennt man die fürchterliche Gewalt des Wassers. Mit jeder Minute riß es weiter, und mit verdoppelter Kraft öfnete es sich einen breitern Weg, so wie die Erde wich. Es hörte nicht auf wegzuräumen, wenn keine feste Felsen im Wege standen, bis die Wasser gleiche Höhe hatten.

Sobald dieses geschehen war so erhielt das mittländische Meer seine jetzige Höhe. Alle Gegenden an den Küsten die damals davon bedeckt waren und jezt frey sind, wurden auf eine sanfte Weise dem Wasser entzogen und konnten völlige Ebenen bleiben.

Es müssen sich viele Beweise für oder wider diese Vermuthung theils an den Küsten dieses Meeres, theils aus der Menge und dem Verhältnisse des durch die Strasse ein und ausströmenden Wassers und aus andern Datis auffinden lassen. Ueberhaupt würde auch eine gelehrtere Ausführung dieses Gedankens möglich seyn, wenn

einerseits dergleichen für dieses Werk paßte, und auf der andern der Gedanke bey mir nicht noch zu neu, oder doch zu wenig bearbeitet wäre. Inzwischen muß ich doch noch einiges hinzufügen.

Ausser dem ganzen Ansehn der Lombardey das deutlich für meine Muthmaßung spricht, ist folgendes auch zu bemerken. Man wird sich erinnern, daß ich angegeben habe, in der Nähe der Gebirge, bey Alessandria, Novi, Rivoli sey der ganz ebene Boden sandartig. Hingegen näher gegen das adriatische Meer besteht er aus dem schlammartigen Boden der fetten Marschen die an den Ufern der See sich findet, wo die See Thongrund hat. Hieraus erhellet, daß das Wasser nicht viel mehr that als den Boden ebnen, den es da vorfand wo es arbeitete.

Von den mir bekannten Küsten Italiens scheinen die Flächen um Pisa — wofern hier nicht der Arno würkte — und die Pontinischen Sümpfe, in welchen kein erheblicher Fluß ist, etwas ähnliches mit der Lombardey erfahren zu haben. Andere Küsten des mittländischen Meeres außer den italienischen habe ich zwar nicht selbst gesehn, aber dasjenige was ich von Niederegypten weiß und aufgezeichnet finde, bestärkt mich sehr in meiner Muthmaaßung.

Die

Die ältesten Nachrichten die man von der Beschaffenheit dieses Landes hat, versichern, daß diese ganze Gegend, der ganze Delta nicht allein, sondern alles auf beiden Seiten bis an das hohe Land, alles zwischen der Thebaide und dem See Möris, und niederwärts ein Sumpf gewesen sey. Würde dieses nicht vermuthen lassen, daß zu der Zeit als Egypten seine ersten Einwohner erhielt, das niedrige Land noch nicht lange vom Wasser verlassen war? Heredotus sagt: wenn man dieses Land mit Aufmerksamkeit betrachte, so könne man nicht anders als muthmaßen, daß es ein Geschenk des Wassers sey. Er setzt an einer andern Stelle noch hinzu, es scheine ihm ein Meerbusen gewesen zu seyn; aber wiederum glaubt er, es sey dem Nil zuzuschreiben. Strabo führt es (Buch 1.) als die Meinung des Eratosthenes an, daß das ganze Niederegypten ehemals vom Meere bedeckt gewesen sey. Und an einem andern Orte (5. B.) bemerkt derselbe eine Aehnlichkeit zwischen Niederegypten und der jetzigen Lombardey. Diodorus Siculus nimmt geradezu an, daß der Delta durch den Nil angeschwemmt sey. Allein das weite Land zu beiden Seiten das völlig so beschaffen ist wie der Delta, und also eines Ursprungs seyn

muß, kann unmöglich ohne Beihülfe des Meeres vom Nil allein entstanden seyn. Die Geologie ist überhaupt das Fach des Diodors nicht. Auch Plinius meint, ein Theil von Egypten sey von Nil angeschwemmt, und wil durch den Homer beweisen, daß man noch zu dessen Zeit vom Pharos eine Tagereise aufwärts habe schiffen können. Dieses sagt er, und verwirft gleich darauf doch die Meinung des Herodotus nicht, daß alles bis an die äthiopischen Berge See gewesen sey.

Neuere Gelehrte haben den Herodotus widerlegen wollen. Sie sagen es gehe mit dem Anwachsen des Landes so langsam zu, daß mehr als zwanzigtausend Jahre dazu gehört hätten, bevor Egypten von dem Meere angesetzt sey. Aber sie dachten nicht an die Möglichkeit eines viel schnellern Zurückweichens der See. Eben so oder noch schlimmer gieng es Maillet. Er sah wol ein, daß Niederegypten ein Werk des Wassers sey. Weil er aber meinte es könne nur durch ein langsames Ansetzen entstanden seyn; so dachte er gleich darin ein schönes Argument gegen die Zeitrechnung der Genesis gefunden zu haben, wie er denn auch das suchte.

Ohne Zweifel müssen sich an niedrigen Gegenden des mittländischen Meeres, wenn es nicht volcanische sind, Spuren von einer solchen Veränderung finden. Herodotus sagt, die Gegenden um Ilium, Teuthrania, Ephesus und die Fläche um den Mäander scheinen, so wie Niederegypten, Meerbusen oder vom Meere bedeckt gewesen zu seyn.

Damit man aber nicht glaube es sehe vielleicht an allen Seeküsten so aus wie hier gemeldet ist, so muß ich zum Beschlusse noch einen Blick auf das baltische Meer werfen. Weil dieses Gewässer auch keine Ebbe und Fluth hat, so schickt es sich vollkommen zur Vergleichung. Ich habe die Ufer der Ostsee an vielen Stellen gesehn, auch da wo sie niedrig und wenig über das Wasser erhoben sind, und habe nirgends etwas ähnliches von dem gefunden, was das mittländische Meer zeigt. Schon aus diesem Grunde kann ich der Vermuthung keinen Beifall geben, daß ehemals die Ostsee ein geschlossenes Wasser gewesen sey. Aber es kommt noch ein andrer Grund hinzu, wenn etwan jener nicht hinreichte, das sind seine drey Belten.

Wenn man nicht den sonderbaren Fall annehmen will, daß alle drey zu gleicher Zeit entstanden

wären, so läßt sich nicht einsehen, wodurch der zweite und dritte gemacht seyn sollte, wenn einmal einer da war der die Gewalt des Wassers ableitete. Wäre auch der keine Meile breite Sund der erste gewesen, so würde er dem andringenden Wasser hinlänglich Raum gegeben haben um zu verhindern, daß der große Belt nicht entstehen konnte. Die Wahrscheinlichkeit, daß solche Durchbrüche von außenher bewürkt seyn möchten, ist noch geringer, und ich meine, daß es uns an Datis fehle, woraus sich vermuthen lasse, daß sie in neuern Zeiten entstanden seyn könnten.

Eben so wenig will es mir einleuchten, daß ehemals, seit der Erdboden seine jetzige Oberfläche hat, England mit Frankreich zusammen hieng. Ohne hinlänglichen Grund hat man solche Vermuthungen fast von allen Meerengen geäußert.

Fernere Reise über die Appenninen bis Florenz.

Wenn man diese frey gegen Norden liegende Anhöhe, dieses Belvedere das wenig seines Gleichen hat, verläßt, so kommt man völlig auf die Appenninen und die Aussicht über die Lombardey verschließt sich ganz.

Man bleibt immer bis nahe bey Florenz an die funfzehn Meilen in diesem Gebirge, aber die Reise ist keinesweges beschwerlich oder unangenehm. Die Wege sind ohne daß man einen Pfenning Weggeld bezahlt, unübertrefflich schön. Die Appenninen können in Absicht auf das Rauhe gar nicht mit den Alpen verglichen werden. Die Gipfel haben zwar auch Schnee, aber darum doch bey weitem nicht die Höhe von jenen. Es wachsen hier auch durchgehends Castanien, und wenn gleich nicht viel eigentliche Landcultur ist, so sind doch überall herum Wohnungen und meistens von gutem äußern Ansehen. Auch das Innere des Posthauses zu Lojano, der zweiten Station von Bologna, war ziemlich rechtlich, und was man uns vorsetzte, gut. Der Ort selbst hat eine angenehme Lage und ist besser gebauet als ich es auf einer solchen Höhe erwartete.

Von hier bis nach Feligara steigt man noch immer etwas aufwärts. Man sah hin und wieder dünnen Schnee auf dem Wege liegen, auch war an einigen Stellen stillestehendes Wasser übergefroren, aber man fühlte eben keine Kälte. Feligara ist der letzte Ort im Bolognesischen, und liegt ohngefähr auf der größten Höhe dieser Kette der Appenninen. Wir übernachteten hier, und fanden in dem reinlichen Wirthshause ein zwar ländliches aber sehr gutes Abendessen; denn die Trüffeln die man uns dabey vorsetzte waren hier Hausmannskost. Die Wirthin aber, als wir ihr unsre Zufriedenheit bezeugten, gab uns auch zu verstehen, sie sey eine Toscanerin.

Sey es die Bergluft oder die Wirkung einer andern Ursach, der Aufenthalt auf den Bergen hat etwas heiter machendes, eine angenehme Stimmung erweckendes. Es ist der Zustand einer ruhigen reinen und ungetrübten Existenz. Ich habe es mehr oder weniger so oft empfunden als ich auf hohen Bergen war, und so auch diesen Abend. Ein solches Wohlseyn (bien être) hatte ich in einigen Wochen nicht gefühlt als hier, wo ich doch nichts hatte was mir besonders angenehm war. Der Abend war freylich für einen Novemberabend

an-

angenehm. In einem Briefe der jetzt wieder vor mir liegt, schrieb ich damals in Feltgara davon: Ach! wie still und schön ist der Abend auf den Appenninen. Die nahen Berge rund umher lassen nur einen kleinen Horizont übrig. Der Mond scheint helle gegen die Anhöhe die meinem Fenster gegenüber liegt, dazwischen ist nur ein Weidekamp, und ich höre von der ganzen Welt nichts als das Rauschen eines kleinen Bachs der nahe am Hause vorbey fließt. Ich wollte den Nordstern aufsuchen, um zu wissen nach welcher Gegend ich meine Gedanken richten sollte, aber das helle Licht des Mondes erlaubte mir nicht ihn zu finden. Ich wollte mich zeitig schlafen legen, weil wir früh zu verreisen gedachten, aber ich blieb spät auf; wenn ich eine Weile geschrieben hatte, so freuete ich mich wieder des schönen Abends. — Noch jetzt bringt mir die Erinnerung einen schwachen Wiederhall meiner damaligen Gefühle zurück.

Wir fuhren am 19. Nov. von Feligara vor Sonnenaufgang ab. Ein schönes Morgenroth breitete sich mit großer Pracht über die stillen Berge und dunkeln Thäler aus. An einer Stelle sah man den Schein des bekannten Erdfeuers grade darunter sonderlich mit dem schönfarbigen Lichte

des Himmels contrastiren. Ich konnte auf dieser Hinreise dies merkwürdige Phänomen bey Pietra mala nicht in Augenschein nehmen; habe es aber auf der Rückreise mit Fleiß betrachtet, und eine halbe Nacht darauf gewendet.

Bey Pietra mala, eine Stunde von Feligara kommt man in das Toscanische. Leopold regierte dieses damals sehr glückliche Land, und man merkte überall die Früchte seiner Regierung, die gute Ordnung und wachsame Polizey. Die Wege sind unverbesserlich, und wiewohl sie kostbar durch die Berge zu führen waren, so bezahlte man doch kein Weggeld. Die Post war auf das regelmäßigste bedient und um vieles wohlfeiler als im genuesischen, venetianischen und in der Lombardey. Wolstand und Zufriedenheit zeigte sich überall.

Bis nach Cubillario, der nächsten Post von Feligara, bleibt man ohngefähr auf der Höhe der Appenninen; von da ab gegen Florenz geht es mehrentheils abwärts. So wie sich aber der Abhang gegen Süden neigt, so ändert sich auch sogleich das Clima. Sonderlich wird dieses von der nächsten Station, Monte-Careli an, sehr merklich. Hier wächst schon wieder Wein.

Le Maschere.

Die Aussicht des Wirthshauses von le Maschere ist berühmt. Es liegt schon um ein Paar Stunden weiter an dem gegen Mittag gekehrten Abhange. Ein florentinischer Edelmann, der Marchese Gerini, hat hier sein Landgut auf einer Höhe von dem man eine vortrefliche Aussicht über ein paar Thäler hat, in welchen viele Wohnungen und Landhäuser, so wie auch an den Hügeln herum liegen. Das Wohnhaus und alles umher hatte ganz das Ansehn daß es nicht bewohnt wurde, denn nichts war davon unterhalten.

An so manchem Flecke auf den Appenninen, bey so manchen angenehm am Berge liegenden mit Gärten umgebenen Wohnungen hatte ich gestern und heute gedacht: hier möchte ich leben. Wenn man auf Bergen zu wohnen Lust hätte, so wäre dieser Theil der Appenninen dazu ganz vorzüglich. Sie vereinigen hier mit dem was die Berge insgemein Angenehmes haben mehr Anmuth als viele andere, haben auf der toscanischen Seite ein sehr mildes Clima, und sind nicht gar zu weit von der übrigen Welt entfernt. Auf den schönsten abwärts gehenden Wegen ist man in einem guten halben

Tage

Tage in einer der beyden großen Städte, Bologna oder Florenz, die zu den Füßen dieses Gebirges liegen. Man ist also im Falle der Noth den Hülfen nahe die sie geben können. Die Wege sind so gut daß ich, ohngeachtet des schnellen Fahrens, immer mit Bleystift im Wagen schreiben konnte.

Daß einmal einer der vorigen Besitzer von le Maschere dieser Wohnung sich gefreuet hatte, sah man aus den noch vorhandenen Anlagen. Nach allen Richtungen gegen die Vorderseite hinaus waren verwilderte Cypressen-Alleen. Hinter dem Hause sah man von einer Terrasse über den großen abhängigen etwas wilden Garten weit umher. Die schönsten Früchte, Orangen, Citronen, wuchsen darin in freyer Luft. Noch kein Ort auf den Appenninen hatte mich so angelacht wie dieser, und der Besitzer mochte ihn nicht bewohnen. Wenn dieser Besitzer noch derselbe war der 1765 Mönch wurde — ich habe vergessen danach zu fragen — so ist er zu entschuldigen, denn er war krank. Aber unverzeihlich wäre es an diesem Orte nicht zu wohnen, damit man ein frivoles Stadtleben führen könne.

Ueberhaupt ist es mir immer unbegreiflich gewesen, wie so manche Besitzer erheblicher Land-

güter,

güter, auf welchen sie eine höchst nützliche Thätigkeit üben können, so sehr danach trachten Staatsbedienungen zu erhalten. Sie werden doch unläugbar abhängiger dadurch, berauben sich eines ruhigen Genusses, und leiden mehrentheils in ökonomischer Rücksicht, auf der einen Seite durch größern Aufwand, auf der Andern durch weniger sorgfältige Verwaltung. Die meisten Schulden die auf solchen Besitzungen haften, rühren gewöhnlich von Eigenthümern her die nicht selbst darauf wohnten. In England trift man häufig über diesen Punkt gesundere Grundsätze an. Es ist mir widerfahren daß ich fragte, warum dieser oder jener vermögende Landbesitzer wol nicht den Ehrgeiz habe, eine Stelle im Parlamente zu bekleiden, die ihm zu erhalten leicht seyn würde? Man antwortete: sie halten sich darüber hinaus (there are gentlemen who think themselves above Parliament).

Diesen schönen Ort sahen wir noch bey Sonnenschein, aber nun war es auch Zeit die Reise vor der Hand zu beschließen, denn das Morgenroth bedeutet auch hier Regen. Das Wetter wurde trübe und gieng gegen Abend in den anhaltenden Regen über, der im Spätherbst in diesen

Gegen-

Gegenden gewöhnlich ist. Aber le Maschere ist nur noch drey Posten von Florenz entfernt, die man auf solchen Wegen in weniger als vier Stunden zurück legt. Immer Berg ab bis vor das Thor, nähert man sich mit schnellen Schritten und mit angenehmen Empfindungen dieser ehrwürdigen Stadt; der Säugamme der Künste und Wissenschaften, dem Schauplatze der Thätigkeit der Mediceer, dem Geburtsorte so vieler berühmten Männer, damals dem Sitze eines seltenen der Welt zu früh entrissenen Fürsten.

KREISBIBLIOTHEK
REGENSBURG

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Marcard, Heinrich Matthias,

Reise durch die französische Schweitz und Italien

Bd.: 1. (1799). - 414 S.

Hamburg 1799

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Hist.pol.759
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11095834-1
VD18 15483290-001